



<36619576070016

Rheinische Jahrbücher

zur

gesellschaftlichen Reform.

Herausgegeben

unter Mitwirkung Mehrerer

von

Hermann Püttmann.

Erster Band.

Darmstadt, 1845.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

Vorwort.

Die Tendenz dieses Buches wird aus jedem einzelnen Aufsatze in demselben deutlich erkannt. Es wäre deshalb überflüssig, ein Wort darüber zu verlieren, und ich begnüge mich hier blos von der Eintheilung des Inhalts zu sprechen.

Vor Allem war es nöthig jede Einseitigkeit zu meiden, und nicht allein eine Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart zu geben, sondern auch die Lehre des Communismus wissenschaftlich darzustellen, um sowohl ihre mehr als genügende Berechtigung den gelehrten Egoisten und Staatsmännern gegenüber darzuthun, als auch gleichzeitig zu zeigen, inwiefern die deutsche Gesellschaftswissenschaft sich von der französischen und englischen in ihrer bisherigen Ausbildung unterscheidet. Man wird aus den (voran-

stehenden) Beiträgen von Heß *), Engels, Grun, Mathäi, Semmig :c. ersehen, daß alle Doctrinen der Vergangenheit aufgehen müssen in der endlich praktisch gewordenen Lebensweisheit, — daß alle Gebilde der Selbstsucht wie nächtige Schemen verschwinden vor dem flammenden Lichte des Tages.

Die zweite Abtheilung dieses Buches bezweckt durch Beispiele die Erbärmlichkeit und Barbarei unseres gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes zu beweisen. Es ist hier, wie der Leser sehen wird, Alles frisch aus der neuesten Civilisationsperiode; es sind Alles Thatsachen, die leider nichts — Wunderbares an sich tragen. Selbst das in poetischer Form Auftretende (z. B. Willkomm's Novelle) enthält nichts Fremdes oder Erdichtetes, ausgenommen diese Form als glänzender Rahmen um eine einfach treue Vedute.

Die sozialen Gedichte am Schlusse haben sich dieselbe Aufgabe gestellt. Unsere Lyrik schwankte in letzter Zeit bewußtlos umher, bald rückwärts getrieben zu den klassischen Mustern, bald wild vorwärts stürmend und sich an Alles klammernd, was ihr grade entgegenfuhr. So kam es, daß die Einen sich in veralteten Anschauungen und Ausdrucksweisen verloren, die Andern

*) Dieser Freund hat mir bei der Redaction der wissenschaftlich gehaltenen Aufsätze sehr thätigen Beistand geleistet und auch für die Zukunft eine gleiche Mitwirkung zugesichert.

aber ihre poetische Kraft oft vergeudeten an nichtige Stoffe, an politische Albernheiten u. dgl. Das Unbefriedigende, Haltlose dieses Modetreibens mußte aber in kurzer Zeit eine große Leere und Oede der dichterischen Production herbeiführen, was erklärlich war, da die künstlichen Herren es nicht würdig oder zu gewagt fanden ins volle wahre Leben zu greifen, und lieber von Schafen und Blümchen oder von Constitutionen und deutschen Flotten sangen, als von Menschen. Ich zweifle aber nicht, daß in Zukunft die gemachte Kunstpoesie von der natürlichen Volksdichtung gänzlich verdrängt wird, und dies um so mehr, da die letztere keine Autoritäten anzuerkennen hat und von allen Fesseln des Herkommens frei ist. Wir werden erfahren, welch tiefes poetisches Gefühl in den „Proletariern" zur Erscheinung kommt, sobald sie sich zum Menschenthum begeistert emporgerungen haben, uud wie es ihnen dann nicht an Worten fehlen wird, um ihre Thaten zu besingen. —

Ich übergebe diese Blätter mit innerer Befriedigung den Lesern, den reichen wie den armen. — Daß es unter jenen Viele geben wird, die mit erbleichenden Zügen, mit Ingrimm diese Warnungen, diese Lehren, diese Schilderungen lesen, kann nicht anders sein, ja es muß und soll so sein. Möge das Buch auf die Verstockten medusenartig wirken, sie haben's verdient

und wollen ihrem Schicksal nicht entgehen; — die Andern aber, die geistig Ringenden und vor Allem die geistig und materiell Unterdrückten möge es erheben, und ihnen den Trost verleihen, daß die Zukunft auch in ihre Herzen Ruhe und Frieden bringen, auch ihre Felder und Häuser segnen wird!

Den Verzweifelnden ist dies Buch gewidmet!

Mai 1845.

Der Herausgeber.

Inhalt.



Ueber das Geldwesen.

Von

M. Heß.

„Der Handel hat die Marke seiner Selbstsucht,
Das Siegel seiner allbejochenden
Macht auf ein glänzend Erz gedrückt und hat
Es Geld genannt. Vor seinem Bilde beugt
Sich die gemeine Größe, wie der eitle
Reichthum und der verarmte Stolz, der Pöbel
Der Bauern, Bürger, Edlen, Priester, Könige;
Verblendet ehren Alle sie die Macht,
Die sie hinabtritt in den Staub des Elends —
Und in dem Tempel ihres feilen Herzens
Thront Gold als ein lebendiger Gott .....
.... Verkauft wird Alles;
Ja, selbst des Himmels Licht ist feil. Die Gaben,
Die überreich der Erde Liebe spendet,
Die kleinsten und verächtlichsten Geschöpfe,
Die in der Tiefe hausen; Alles, was
Das Leben fristet, ja das Leben selbst;
Das winzige Scherflein Freiheit, das dem Menschen
Noch die Gesetze spenden, die Gemeinschaft
Mit Menschen, jene Pflichten, die sein Herz
Aus Menschenliebe zu verrichten schon

Ihn treiben sollte, wird zur Waare hier
Auf einem Markt, wo unverschleierte
Selbstsucht auf Jedes zeichnet seinen Preis,
Den Stempel seiner Herrschaft. Selbst die Liebe
Ist käuflich. Sie, der Trost für alles Weh,
Zerreißt mit Todesqualen nun das Herz.
In der zurückschaudernden Umarmung
Selbstsüchtiger Schönheit ruht mit fröstelndem
Erzittern greises Alter ......
...... Doch grauköpfige Selbstsucht
Ist nun zum Tod getroffen, und sie wankt
Dem Grab entgegen — und ein schönrer Morgen
Wird jetzt des Menschen Tag beginnen, wenn
Mit Liebeswort und Werken nur die Gaben
Der Erde rings gespendet werden, wenn
Reichthum und Armuth, Durst nach Ruhm, die Furcht
Vor Schande, Krankheit, Elend und der Krieg
Mit seinen tausend Schrecken, selbst der Graus
Der Hölle leben wird nur im Gedächtniß
Der Zeit, die gleich der Büßerin Magdalene
Erschaudernd blickt auf ihrer Jugend Tage."

Shelley, Königin Mab.
(Nach der Uebersetzung von Julius Seybt.)

1.

Leben ist Austausch von productiver Lebensthätigkeit. Der Körper jedes lebendigen Wesens, z. B. des Thieres, der Pflanze, des einzelnen Menschen, ist, weil das Medium des Austausches der productiven Lebensthätigkeit dieses oder jenes Wesens, sein unveräußerliches Lebensmittel, Medium seines Lebens, daher diejenigen Organe des Körpers, welche die Centralpunkte des Austausches, auch seine edelsten, unveräußerlichsten Organe sind, z. B. Hirn und Herz. — Was von den Körpern der kleinen, das gilt auch von den Körpern der großen Individualitäten, und es gilt sowohl von den unbewußten, den sogenannten Weltkörpern, wie von den bewußten,

den sogenannten socialen Körpern. — Die Atmosphäre der Erde, das unveräußerliche Medium des Austausches der irdischen Productionen, ist das irdische Lebenselement, die Sphäre, in welcher die Menschen ihre sociale Lebensthätigkeit mit einander austauschen — nämlich der Verkehr in der Gesellschaft — ist das unveräußerliche sociale Lebenselement. Die einzelnen Menschen verhalten sich hier als bewußte und bewußt handelnde Individuen zur Sphäre des Austausches ihres gesellschaftlichen Lebens, wie sie sich als unbewußte Individuen, als Körper, zur Sphäre des Austausches ihrer körperlichen Lebensthätigkeit, zur Atmosphäre der Erde verhalten. Sind sie von ihrem socialen Lebensmedium getrennt, so können sie eben so wenig leben, wie sie, von ihrem körperlichen Lebensmedium getrennt — wenn ihnen ihre Lebensluft entzogen ist — körperlich leben können. Sie verhalten sich zum ganzen Gesellschaftskörper, wie die einzelnen Glieder und Organe zum Körper des einzelnen Individuums sich verhalten. Sie sind todt, wenn sie von einander getrennt werden. Ihr wirkliches Leben besteht nur im gegenseitigen Austausch ihrer productiven Lebensthätigkeit, nur im Zusammenwirken, nur im Zusammenhang mit dem ganzen gesellschaftlichen Körper.

2.

Der gegenseitige Austausch der individuellen Lebensthätigkeit, der Verkehr, die gegenseitige Erregung der individuellen Kräfte, dieses Zusammenwirken ist das wirkliche Wesen der Individuen, ihr wirkliches Vermögen. Sie können ihre Kräfte nicht realisiren, verwerthen, verwirklichen, bethätigen, sie bringen es gar nicht zum Leben, oder (wenn sie es bereits zum Leben gebracht haben) sterben wieder ab, dafern sie ihre Lebensthätigkeit nicht gegenseitig, im Verkehre mit den Genossen derselben Gemeinschaft oder mit den Gliedern desselben Körpers, austauschen. — Wie die Luft der Erde die Werkstätte der Erde, so ist der Verkehr der Menschen die humane Werkstätte, in welcher die einzelnen Menschen zur Verwirklichung, Bethätigung ihres Lebens oder Vermögens kommen.

Je stärker ihr Verkehr, desto stärker ist auch ihre Productionskraft, und solange der Verkehr beschränkt, ist auch ihre Productionskraft noch beschränkt. Ohne ihr Lebensmedium, ohne Austausch ihrer individuellen Kräfte, leben die Individuen nicht. Der Verkehr der Menschen entsteht nicht etwa aus ihrem Wesen; er ist ihr wirkliches Wesen, und zwar ist er sowohl ihr theoretisches Wesen, ihr wirkliches Lebensbewußtsein, wie ihr praktisches, ihre wirkliche Lebensthätigkeit. Denken und Handeln gehen nur aus dem Verkehr, dem Zusammenwirken der Individuen hervor — und was wir mystisch „Geist" nennen, ist eben diese unsere Lebensluft, unsere Werkstätte, dieses Zusammenwirken. Jede freie Thätigkeit — und es gibt keine andere, als freie Thätigkeit, denn was ein Wesen nicht aus sich selbst heraus, also frei wirkt, ist gar keine, wenigstens nicht seine, sondern eines andern Wesens That; also jede wirkliche, praktische wie theoretische, Lebensthätigkeit — ist ein Gattungsact, ein Zusammenwirken verschiedener Individualitäten. Dieses Zusammenwirken erst verwirklicht die Productionskraft und ist demnach das wirkliche Wesen eines jedes Individuums.

3.

Das menschliche Wesen, der menschliche Verkehr, entwickelt sich, wie jedes Wesen, im Verlaufe einer Geschichte durch viele Kämpfe und Zerstörungen hindurch. Das wirkliche Wesen, das Zusammenwirken der Individuen der menschlichen Gattung, hat, wie alles Wirkliche, eine Entwickelungs- oder Entstehungsgeschichte. Die sociale Welt, die humane Organisation, hat ihre Naturgeschichte, ihre Genese, ihre Geschichte der Schöpfung, wie jede andere Welt, wie jeder andere organische Körper. Die Naturgeschichte der Menschheit hatte aber begonnen, als die der Erde vollendet war, als nämlich die Erde ihre letzte und höchste Organisation, den Menschenkörper, und somit alle ihre körperlichen Organisationen, bereits producirt hatte. Die Naturgeschichte der Erde, welche, nach der Ansicht der Geologen, wohl viele Millionen Jahre gedauert hatte, ist schon seit vielen Jahrtausenden aus und be-

schlossen; die Erde ist vollendet. Die Naturgeschichte der Menschheit dagegen ist bis jetzt noch nicht zu Ende; wir leben noch immer im Kampfe. Die Menschheit ist noch nicht vollendet; aber sie ist ihrer Vollendung nahe. Schon sehen wir in der Ferne das gelobte Land der organisirten Menschheit; schon können wir es mit unsern Augen erreichen, dieses Land der Verheißung, auf welches die ganze bisherige Geschichte der Menschheit hindeutet — obgleich wir es noch nicht mit Füßen betreten können. — Falsch ist es, in der Vollendung der Naturgeschichte, im Ende der Schöpfungsgeschichte der Menschheit das Ende der Menschheit selbst, ihren „jüngsten Tag“ zu erblicken — eine optische Täuschung, welcher von jeher diejenigen unterworfen waren, die sich keine andere Wirklichkeit, als die bestehende denken konnten — obgleich die bestehende sie nicht befriedigte, sie daher eine andre wünschten — und die eben deßhalb im Untergange ihrer schlechten und im Aufgange einer bessern Welt den Untergang der Welt und den Anfang des Jenseits erblickten. — Auch diejenigen sind noch dieser Täuschung des „jüngsten Tages“ unterworfen, die zwar an kein besseres Jenseits, aber auch an kein besseres Diesseits, als das gegenwärtig bestehende glauben — die das christliche Dogma von der Unvollkommenheit des Diesseits, aber ohne die Tröstung des Jenseits, zum ihrigen machen — die von einem unendlichen Fortschritte träumen und kein anderes Ende desselben annehmen, keine andere Vollendung, als den Tod oder irgend ein lebloses Phantom, das sie „Geist“ nennen. — Auch sie, die Philosophen, gehören zu denen, die sich keine andere Wirklichkeit, als die bestehende schlechte, denken können — gehören zu dem antediluvianischen Gethier, welches im Untergange der alten Welt seinen eignen Untergang, in der vollendeten Organisation der Menschheit nur den Tod erblickt — weil ein richtiger Instinct ihnen sagt, daß sie selbst einen wesentlichen Bestandtheil der alten, untergehenden, schlechten Wirklichkeit bilden. — Wenn die vorsündfluthlichen Ungeheuer — welche die Erde vor ihrer Ausbildung, vor ihrem reifen Alter, in ihren „Flegeljahren,“ erzeugt hatte — Bewußtsein gehabt hätten, so würden sie ganz in derselben Weise,

wie unsre Philosophen, Theologen und Pfaffen, raisonnirt und renommirt haben. Auch sie würden an keine höheren Schöpfungen, an keine vollendeten Erdengebilde, an keine Menschen geglaubt haben; auch sie würden mit dem Untergange des vorweltlichen Ungeziefers den Untergang der Welt herannahen zu sehen geglaubt haben. — So wenig aber, wie mit der vollendeten Gestalt der Erde das Ende, vielmehr der Anfang ihres wirklichen Lebens gekommen ist, ebenso wenig kommt mit der vollendeten Gestalt der Menschheit, d. h. mit ihrer Vollkommenheit, das Ende derselben, im Gegentheil erst ihr wahrer Anfang.

4.

Eine Nothwendigkeit in der menschheitlichen Entwickelung, in der Bildungs- oder Naturgeschichte, nothwendig in der Schöpfungsgeschichte der Menschen, ist ihre gegenseitige Zerstörung, welche hervorgeht aus dem Widerspruche ihres Verkehres innerhalb ihrer Vereinzelung. — Die Entstehungsgeschichte des humanen Wesens oder der Menschheit erscheint zunächst als Selbstzerstörung dieses Wesens. Die Menschen opferten sich schon ihren himmlischen und irdischen Götzen, lange bevor es noch eine himmlische und irdische, religiöse und politische Oekonomie gab, die es rechtfertigte. Sie zerstörten sich, weil sie sich im Anfange nur als vereinzelte Individuen erhalten, weil sie nicht als Glieder eines und desselben organischen Ganzen, als Glieder der Menschheit, harmonisch zusammenwirken konnten. Wäre schon von vornherein ein organisirter Productenaustausch, eine organisirte Thätigkeit, ein Zusammenwirken Aller möglich gewesen, so hätten die Menschen freilich ihre geistigen und materiellen Bedürfnisse sich nicht als einzelne Individuen auf eigne Faust, durch rohe Gewalt oder raffinirten Betrug, sich abzuringen oder zu erwerben brauchen, so hätten sie ihre geistigen und materiellen Güter nicht außer sich zu suchen nöthig gehabt, so hätten sie sich durch sich selbst ausbilden, nämlich ihre Fähigkeiten in Gemeinschaft bethätigen können. Das heißt aber so viel, als: kämen die Men-

schen als ausgebildete humane Wesen zur Welt, so brauchten sie keine Bildungsgeschichte durchzumachen. Mit andern Worten: Hätte die Menschheit nicht mit vereinzelten Individuen begonnen, so hätte sie die egoistischen Kämpfe um ihre ihr noch fremden und äußerlichen Güter nicht durchzukämpfen nöthig gehabt. — Wir können jetzt, am Ende dieses brutalen Kampfes um das eigne Wesen, jetzt, wo unser Wesen, theoretisch wenigstens, ausgebildet ist, allerdings eine Menschengesellschaft ohne Selbstzerstörung denken und in's Leben einführen, eine vernünftige, organische menschliche Gesellschaft mit mannichfaltigen, harmonisch zusammenwirkenden Productionen, mit mannichfaltigen organisirten Wirkungskreisen, welche den verschiedenen Lebensrichtungen, den mannichfaltigen Thätigkeiten des Menschen entsprechen, so daß jeder ausgebildete Mensch seine Fähigkeiten und Talente nach Beruf und Neigung in der Gesellschaft frei bethätigen kann. Jetzt können wir es; denn jetzt ist das menschliche Vermögen, das menschliche Wesen (die Production und die Communication der Consumtion der Producte zum Behufe der ferneren Production) bis zum Ueberflusse entwickelt. Die Naturkräfte stehen dem Menschen nicht mehr als fremde und feindliche gegenüber; er kennt und verwendet sie zu menschlichen Zwecken. Die Menschen selbst rücken sich täglich näher. Die Schranken des Raumes, der Zeit, Religion und Nationalität, die Schranken der Individuen fallen krachend zusammen, ein Schrecken für den bornirten, eine Wonne für den gebildeten Menschenfreund! Wir brauchen nichts mehr, als die Lichtatmosphäre der Freiheit anzuerkennen, nichts mehr, als die Wächter der Nacht abzuschaffen, um uns allesammt freudig die Hände drücken zu können. Ja, jetzt ist die Menschheit mündig; Nichts hindert sie, ihre Erbschaft, die Frucht der Sklavenarbeiten und elementarischen Kämpfe vieler Jahrtausende, endlich anzutreten! Ihr gegenwärtiges Elend selbst beweist dies wohl am Schlagendsten; denn es ist nicht eine Folge des Mangels, sondern des Ueberflusses an Productionsvermögen. England dringt in die entferntesten Winkel der Erde, um Consumenten zu suchen; aber die ganze Erde ist oder

wird bald ein zu kleiner Markt für seine Productionen, die fortwährend in geometrischer Progression steigen, während seine Consumenten in arithmetischer Progression zunehmen, so daß die Malthus'sche Theorie — nach welcher bekanntlich die Consumenten in geometrischer, die Producte nur in arithmetischer Progession zunehmen sollen — recht eigentlich die Umkehrung der Wahrheit ist. — Ja wohl, jetzt sind die Menschen zum vollständigen Genusse ihrer Freiheit oder ihres Lebens reif. — Nicht so im Anfange. Das menschliche Productionsvermögen mußte erst ausgebildet, das humane Wesen entwickelt werden. Es waren anfänglich nur rohe Individuen, wo die einfachen Elemente der Menschheit, welche entweder noch nicht mit einander in Berührung kamen und, wie die Pflanzen, ihre Nahrung, ihre leiblichen Bedürfnisse ganz unmittelbar von der Erde erhielten, oder nur so mit einander in Berührung kamen, daß sie in einem brutalen, thierischen Kampfe ihre Kräfte austauschten. Die erste Form des Productenaustausches, des Verkehres, konnte daher nur der Raubmord, die erste Form menschlicher Thätigkeit nur die Sklavenarbeit sein. — Auf dieser Basis des historischen Rechtes, die noch unangefochten, konnte es zu keinem organisirten Austausch, konnte es nur zu einer Verschacherung der Producte kommen — und dahin ist es dann gekommen. — Die auf der historischen Basis fußenden Gesetze haben nur den Raubmord und die Sklaverei geregelt, haben nur, was im Anfange zufällig, bewußt- und willenlos geschah, zur Regel, zum Princip erhoben. Die bisherige Geschichte ist nichts als die Geschichte der Regelung, der Begründung, der Durchführung, der Verallgemeinerung des Raubmordes und der Sklaverei. — Wie es zuletzt dahin gekommen ist, daß wir Alle ohne Ausnahme und in jedem Momente unsere Thätigkeit, unsere Productionskraft, unser Vermögen, uns selber verschachern — daß der Kannibalismus, der gegenseitige Raubmord und die Sklaverei, mit dem die Geschichte der Menschheit begonnen hatte, zum Principe erhoben wurde — und wie erst aus dieser allgemeinen Ausbeutung und universellen

Leibeigenschaft die organische Gemeinschaft hervorgehen kann — das soll im Folgenden nachgewiesen werden.

3.

Das Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt: das ist die Umkehrung des menschlichen und des natürlichen Lebens überhaupt. Der Mensch opfert mit Bewußtsein sein individuelles Leben dem Leben der Gattung, wenn eine Collision zwischen beiden eintritt. Selbst die noch nicht denkenden Wesen, die Thiere, welche empfinden, vergessen ihren Instinct der Selbsterhaltung, ihren Selbsterhaltungstrieb, wo dieser mit ihrem Selbsterzeugungstrieb, mit ihrem Gattungswesen oder Productionsinstinct in Collision geräth. Die Liebe, wo sie auch immer erscheint, ist mächtiger, als der Egoismus. Die Henne geht einen ungleichen Kampf ein, wenn sie ihre Küchlein gegen Angriffe vertheidigen muß. Katzen hungern freiwillig Tage lang, um ihren Gattungstrieb befriedigen zu können, auch aus Gram über den Verlust ihrer Jungen, die ihnen gewöhnlich von grausamen Menschen geraubt werden. Die Natur ist nur immer auf die Selbsterzeugung, auf Erhaltung des Gattungslebens, der eigentlichen Lebensthätigkeit bedacht. — Die Individuen sterben immer in der natürlichen Weltordnung, und zwar fangen sie an abzusterben von dem Augenblicke an, wo sie aufgehört haben, zeugungsfähig zu sein. Bei manchen Individuen aus der Thierwelt ist sogar der Hochzeitstag der Sterbetag. Beim Menschen, der auch durch sein Denken, Fühlen und Wollen einen Gattungsact verrichten kann, ist das allmälige Schwinden aller seiner Geisteskräfte der sichere Vorbote seines natürlichen Todes. — Auf diese Weltordnung ist die natürliche Weltanschauung begründet, welche in der Gattung das Leben selbst, im Individuum dagegen nur das Mittel zum Leben erblickt. Die umgekehrte Weltanschauung herrscht dagegen im Zustande des Egoismus, weil dieser Zustand selbst der einer verkehrten Welt ist. — Unsern Philistern, unsern christlichen Krämern und jüdischen Christen, ist das Individuum Zweck, das Gattungs-

leben dagegen Mittel des Lebens. Sie haben sich eine aparte Welt für sich geschaffen. — Theoretisch ist die klassische Gestalt dieser verkehrten Welt der christliche Himmel. In der wirklichen Welt stirbt das Individuum, im christlichen Himmel lebt es immer fort; im wirklichen Leben bethätigt sich die Gattung im Individuum und mittelst desselben, im Himmel lebt das Gattungswesen, Gott, außerhalb der Individuen, und nicht diese sind das Medium, durch welches Gott sich bethätigt, durch welches das Gattungswesen lebt, sondern umgekehrt, vermittelst Gottes leben die Individuen. Das Gattungswesen ist hier zum Mittel für das Leben der Individuen herabgewürdigt; das christliche „Ich" braucht seinen Gott; es braucht ihn für seine individuelle Existenz, für seine heilige, unsterbliche Seele, für sein Seelenheil! „Wenn ich nicht der Unsterblichkeit theilhaftig zu werden hoffte, dann würde ich mich weder um Gott, noch um die ganze Dogmatik kümmern." — In diesen wenigen Worten, welche von einem sehr frommen Manne herrühren, ist das ganze Wesen des Christenthums enthalten. Das Christenthum ist die Theorie, die Logik des Egoismus. — Der klassische Boden der egoistischen Praxis dagegen ist die moderne, christliche Krämerwelt — auch ein Himmel, auch eine Fiction, auch ein eingebildeter, vermeintlicher, Vortheil für das individuelle Leben, entsprungen aus der krankhaften, egoistischen Aberwitzheit der depravirten Menschheit. — Das Individuum, welches nicht durch sich für die Gattung, sondern durch die Gattung für sich allein leben möchte, muß sich auch praktisch eine verkehrte Welt schaffen. In unsrer Krämerwelt ist daher praktisch, wie im christlichen Himmel theoretisch, das Individuum Zweck, die Gattung nur Mittel des Lebens. Das Gattungsleben bethätigt sich hier ebenfalls nicht im Individuum und mittelst desselben; es ist auch hier, wie im Himmel, außerhalb der Individuen gesetzt und zum Mittel derselben herabgewürdigt; es ist hier das Geld. Was der Gott für's theoretische Leben, das ist das Geld für's praktische Leben der verkehrten Welt: das entäußerte Vermögen der Menschen, ihre verschacherte Lebensthätigkeit. Das Geld

ist der in Zahlen ausgedrückte menschliche Werth — es ist der Stempel unsrer Sklaverei, das unauslöschliche Brandmal unsrer Knechtschaft — Menschen, die sich kaufen und verkaufen können, sind eben Sklaven. Das Geld ist der geronnene Blutschweiß der Elenden, die ihr unveräußerliches Eigenthum, ihr eigenstes Vermögen, ihre Lebensthätigkeit selbst zu Markte tragen, um dafür das **caput mortuum** derselben, ein sogenanntes Capital einzutauschen und kannibalisch von ihrem eignen Fette zu zehren. — Und diese Elenden sind wir Alle! Wir mögen uns theoretisch noch so sehr von dem verkehrten Weltbewußtsein emancipiren, so lange wir nicht auch praktisch aus der verkehrten Welt heraus sind, müssen wir, wie es im Sprichwort heißt, mit den Wölfen heulen. Ja, wir müssen unser Wesen, unser Leben, unsere eigene, freie Lebensthätigkeit fortwährend veräußern, um unsere elende Existenz fristen zu können. Wir erkaufen uns fortwährend unsere individuelle Existenz mit dem Verluste unserer Freiheit. — Und wohlverstanden, nicht etwa nur wir Proletarier, auch wir Capitalisten sind diese Elenden, die sich das Blut aussaugen, sich selber aufzehren. Wir Alle können unser Leben nicht frei bethätigen, können nicht schaffen oder für einander wirken — wir Alle können unser Leben nur verzehren, können uns nur gegenseitig auffressen, wenn wir anders nicht verhungern wollen. Denn das Geld, das wir verzehren und um dessen Erwerb wir arbeiten, ist unser eigenes Fleisch und Blut, welches in seiner Entäußerung von uns erworben, erbeutet und verzehrt sein muß. Wir Alle sind — das dürfen wir uns nicht verhehlen — Kannibalen, Raubthiere, Blutsauger. — Wir sind es so lange, als wir nicht Alle für einander thätig sind, sondern Jeder für sich erwerben muß.

6.

Das Geld soll, nach den Principien der politischen Oekonomie, das allgemeine Tauschmittel, also das Lebensmedium, das menschliche Vermögen, die wirkliche Productionskraft, der wirkliche Schatz der Menschheit sein. —

Wenn dieser entäußerte Schatz wirklich dem inneren entspräche, so wäre jeder Mensch gerade so viel werth, als er baar Geld hat oder Geldeswerth besitzt — und wie die consequente Theologie den Menschen nur nach dem Maaße seiner Orthodoxie, so dürfte die consequente Oekonomie ihn nur nach der Schwere seines Geldsackes schätzen. — In der That aber kümmert sich die Oekonomie, wie die Theologie, gar nicht um den Menschen. Die Nationalökonomie ist die Wissenschaft des irdischen, wie die Theologie die Wissenschaft des himmlischen Gütererwerbs. Die Menschen aber sind ja keine Güter! Die Menschen haben für den rein „wissenschaftlichen" Oekonomen und Theologen gar keinen Werth. — Wo dagegen diese beiden heiligen Wissenschaften angewendet werden, also in der Praxis unsrer modernen Krämerwelt, wird der Mensch wirklich nur nach seinem Geldsacke geschätzt — wie in der Praxis des christlichen Mittelalters, die theilweise noch florirt, nach seinem Glaubensbekenntniß.

7.

Das Geld ist das Product der gegenseitig entfremdeten Menschen, der entäußerte Mensch. Geld ist nicht das „edle Metall" — wir haben jetzt mehr Papiergeld, Staats- und Bankpapier, als Metallgeld — Geld ist, was da geltet für menschliche Productionskraft, für wirkliche Lebensthätigkeit des menschlichen Wesens. Capital ist daher nach der nationalökonomischen Definition: aufgehäufte, vorräthige Arbeit — und sofern die Production aus dem Austausche der Producte hervorgeht, ist das Geld der Tauschwerth. Was nicht vertauscht, was nicht verkauft werden kann, hat auch keinen Werth. Sofern die Menschen nicht mehr verkauft werden können, sind sie auch keinen Pfennig mehr werth — wohl aber, sofern sie sich selbst verkaufen oder „verdingen". Die Oekonomen behaupten sogar, der Werth des Menschen steige in dem Maaße, als er nicht mehr verkauft werden könne und daher, um zu leben, sich selbst zu verkaufen genöthigt sei, und sie ziehen hieraus den Schluß, daß der „freie" Mensch mehr „werth" sei, als der

Sklave. Ganz richtig. Der Hunger ist ein mächtigerer Trieb zur Arbeit, als die Peitsche des Sklavenbesitzers, und die Geldgier ein stärkerer Reiz für den Privateigenthümer, alle seine Kräfte aufzubieten, als das gnädige Lächeln des zufriedenen Herrn. — Die Nationalökonomen vergessen nur, daß der „Werth" der „Freiheit" in dem Maaße wieder abnehmen muß, je allgemeiner sie wird. Je mehr „freie" Menschen sich zur Sklavenarbeit drängen, d. h. je feiler, desto wohlfeiler werden oder sind sie. Die leidige Concurrenz verdirbt den Preis der „freien" Menschen — und es gibt in der That, auf der Basis des egoistischen Privaterwerbes, kein anderes Mittel, den „Werth" des Menschen wieder zu heben, als die Wiederherstellung der Sklaverei.

8.

Die antike Sklaverei ist die natürliche Form des auf den Raubmord begründeten menschlichen Verkehrs; sie ist auch die menschlichste. — Natürlich und menschlich ist's, daß man sich nur unfreiwillig verkaufen läßt. Es ist dagegen unnatürlich und unmenschlich, daß man sich selbst freiwillig verkauft. Zu diesem Höhepunkt der Niederträchtigkeit, der Unnatur und Unmenschlichkeit, hat es nur die moderne Krämerwelt mittelst des Christenthums, der Unnatur **par principe**, bringen können. Der Mensch mußte erst das menschliche Leben verachten lernen, um sich desselben freiwillig zu entäußern. Man mußte erst verlernen, das wirkliche Leben, die wirkliche Freiheit als ein unschätzbares Gut zu betrachten, um dieselbe feil zu bieten. Die Menschheit mußte erst die Schule der Leibeigenschaft durchmachen, um der Sklaverei principiell zu huldigen. — Unsere modernen Krämer sind die würdigen Nachkommen der mittelalterlichen Leibeigenen, wie diese Letzteren, die christlichen Sklaven, die würdigen Nachkommen der heidnischen. Wie die romantische Leibeigenschaft eine potenzirte antike Sklaverei, so ist die moderne, christliche Krämerwelt eine potenzirte romantische Leibeigenschaft. Die Alten hatten die Entäußerung des menschlichen Lebens noch nicht zur christlichen Selbstentäußerung, die Zerfallenheit der menschlichen Gesellschaft noch nicht in's Be-

wußtsein, dieses Factum noch nicht zum Princip erhoben. Die Alten waren naiv; sie nahmen das, was im Wesen der Welt lag, in der sie sich bewegten (und in der wir uns gegenwärtig noch bewegen) — die Entäußerung der Menschen — unbefangen hin. Wie die Religion das Menschenopfer, das sie erheischt, von den Alten gebracht bekam, so hatte auch die Politik das ihrige bekommen, ohne daß man diese Barbarei „wissenschaftlich“ zu begründen und vor dem noch schlummernden bösen Gewissen gleißnerisch zu beschönigen suchte. — Als dieses erwachte, entstand das Christenthum. Das Christenthum ist die Sophistik des erwachten bösen Gewissens der depravirten Menschheit, ist der Befreiungsversuch von den Vorwürfen dieses bösen Gewissens. Aber der Christ befreit sich nicht dadurch vom Gewissensbiß, daß er die verelendete Menschenwelt aus ihrem Elende befreit, sondern dadurch, daß er sich einredet, dieses menschliche Elend sei nichts Verkehrtes, vielmehr etwas Rechtes, das wirkliche Leben sei von Rechts wegen das äußerliche, die Entäußerung des Lebens der Normalzustand der Welt überhaupt. — Der Christ unterscheidet zwischen dem „innern“ und „äußern“ Menschen, d. h. zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Der menschliche „Geist“, d. h. der Rest, der übrig bleibt, wenn alles „Leibliche“ abgezogen ist — und was da übrig bleibt, ist unsichtbar, weil es eben Nichts ist — der menschliche „Geist“ also ist das heilige und unveräußerliche Leben des Menschen; der menschliche „Leib“ aber ist das unheilige, schlechte, verwerfliche, äußerliche und daher auch veräußerliche Leben. Der unwirkliche Mensch kann sich nicht als Sklave verkaufen; der wirkliche Mensch ist ohnehin ein verworfenes Ding, und er kann daher nicht nur, er soll im Elende sein: den Elenden ist das Himmelreich. — Die unmittelbare Folge dieser Lehre war, daß man die Sklaverei factisch bestehen ließ, sogar für gerechtfertigt hielt, nur daß man nicht mehr Menschen, sondern bloße Leiber verkaufte, — ein großer Fortschritt, aber ein Fortschritt — tiefer in den Morast hinein. Nachdem einmal das Princip der Verkäuflichkeit auf diese Weise gewonnen, war der universellen Leibeigenschaft, der allgemeinen, gegen-

seitigen und freiwilligen Selbstverschacherung unserer Krämer die Bahn gebrochen.

9.

Das Wesen der modernen Schacherwelt, das Geld, ist das realisirte Wesen des Christenthums. Der Krämerstaat, der sogenannte „freie" Staat ist das verheißene Gottesreich, die Krämerwelt das verheißene Himmelreich — wie umgekehrt Gott nur das idealisirte Kapital, der Himmel nur die theoretische Krämerwelt. — Das Christenthum hat das Princip der Verkäuflichkeit entdeckt. Um die Anwendung seines Princips hat es sich aber noch nicht bekümmert. Da ihm die Wirklichkeit das Schlechte und Nichtige war, so konnte es sich um die Wirklichkeit überhaupt nicht kümmern, also auch nicht um die Verwirklichung seines Princips. Es war ihm daher sehr gleichgültig, ob die Menschen sich wirklich veräußerten, d. h. Leibeigene, leibliche Sklaven wurden. Diese „äußerliche" Praxis überließ es den „äußerlichen", „weltlichen" Machthabern. Und so lange auch diese noch in der theoretischen Entäußerung, im christlichen Glauben mehr oder weniger befangen waren, so lange auch diese es noch nicht zum praktischen Christenthum gebracht hatten, war die wirkliche Leibeigenschaft, trotz ihrer theoretischen Rechtfertigung, etwas rein Zufälliges. Das Christenthum hat in der Wirklichkeit zunächst Nichts in der classischen Sklaverei geändert; die existirende Sklaverei blieb — sie wurde nur mit einem Principe bereichert. Aber ein neues Princip ist ja keine neue Existenz, eine Unterscheidung, die unseren neuesten Christen, den letzten Philosophen, noch sehr geläufig ist. Wer kann sich auch über diesen Scharfsinn wundern? — Wird nur eine Theorie gegeben — das Christenthum hat aber, ähnlich der Philosophie, nur eine Theorie gegeben — so wird das Verhältniß zur Praxis des Lebens gleichgültig; die Theorie ist eine „Wahrheit", die „ihrer selbstwegen" gelehrt und gelernt, gegeben und aufgenommen wird, nicht der Anwendung wegen. Daher war es im Mittelalter ebenso zufällig, wie im Alterthum, ob ein Mensch wirklicher Sklave wurde, oder ob er in

der wirklichen „Welt" frei blieb. Der Unterschied zwischen der mittelalterlichen Leibeigenschaft und antiken Sklaverei liegt nur in der Idee. In der Wirklichkeit dagegen war die erstere von der letzteren auch nicht um ein Haar verschieden. Sie war weder besser, noch schlechter. Konnte der Mensch im Mittelalter ebenso wenig, wie im Alterthum, vermöge seines Wesens Ansprüche auf wirkliche Freiheit machen — da man im Alterthum dieses Wesen noch nicht kannte und aus diesem Grunde nicht anerkannte, im Mittelalter aber das menschliche Wesen nur im „Geiste" und in der „Wahrheit", im göttlichen Jenseits, und aus diesem anderen Grunde nicht in der Wirklichkeit des Lebens anerkannte — so stellte man sich doch auch im Mittelalter so wenig, wie im Alterthum, die Aufgabe, den Menschen überhaupt, d. h. jeden Menschen, zum wirklichen Sklaven zu machen. Es existirte daher auch hier, wie dort, noch etliche Freiheit; es gab im Mittelalter factisch, d. h. zufällig, wie im Alterthum, neben den „etlichen" Menschen, die, wie Aristoteles meinte, zur Sklaverei „geboren" seien, auch „etliche" Freigeborne, „Wohlgeborne", „Hochwohlgeborne", „Hochgeborne". Die Leibeigenschaft war daher in der Wirklichkeit auch noch die natürliche Form des auf den Raubmord begründeten Austausches. Die mittelalterliche Leibeigenschaft war in der Wirklichkeit keine Selbstentäußerung der Menschen und konnte es auch nicht sein; denn zum unmittelbaren, natürlichen Leibeigenen kann sich der Mensch ja nicht selber machen. Das unmittelbare Leben des Menschen, sein natürlicher Leib, kann nur von andern Menschen angeeignet werden. Zur unmittelbaren Leibeigenschaft gehörten andere Menschen, welche keine Leibeigenen waren. Der Leibeigene des Mittelalters konnte keine Leibeigene besitzen; er besaß Nichts — besaß er doch seinen eigenen Leib nicht als Eigenthum — wie sollte er andere Leiber besitzen. — Hätten die Christen sich um die Gesetzgebung des Diesseits bekümmert, so hätten sie bald einsehen müssen, daß die „weltlichen" Zustände ihrem Principe noch widersprachen, daß hier noch viel zu viel „Natürlichkeit" herrschte. Sie hatten sich aber nicht darum bekümmert, weil die Christen theoretische Egoisten waren. — Als man jedoch

im Laufe der Zeit aufgeklärt, praktisch wurde, und das Christenthum auch diesseits verwirklichen wollte; als man das „reine" Christenthum anwenden, die „Idee" realisiren wollte: da entdeckte man, daß die „geistige" Freiheit und Gleichheit, die das Christenthum proclamirte, noch keineswegs realisirt sei. Um die scharfsinnige Unterscheidung zwischen Leib und Geist auch in's Leben einzuführen, mußte man noch viel scharfsinniger, als die blos theoretischen Egoisten zu Werke gehen. Es mußte eine Form des socialen Lebens gefunden werden, in welcher die Entäußerung des Menschen sich eben so universell gestaltete, wie im christlichen Himmel. Die freien Geister ohne Leiber mußten auch diesseits erscheinen — ein wahrhaft kolossaler Unsinn, den aber der Scharfsinn unserer christlich gebildeten modernen Gesetzgeber und politischen Oekonomen zu Tage gefördert hat. Das Christenthum ist in unserer Krämerwelt realisirt.

10.

Die modernen Gesetzgeber, welche als aufgeklärte und praktische Christen sich nicht bei der Gesetzgebung des Jenseits beruhigen konnten, sondern die christliche Welt, ihren Himmel, auf Erden haben wollten, mußten die seligen Geister des Himmels diesseits zur Erscheinung bringen. Eine solche Geisterbeschwörung war aber keine Hexerei, es war Alles schon dazu vorbereitet, und die modernen Gesetzgeber konnten daher auch, obgleich sie keine Hexenmeister waren, die Beschwörung leicht zu Stande bringen. Man brauchte nur den factisch bereits vorhandenen Privatmenschen der (aus der Leibeigenschaft hervorgegangenen) bürgerlichen Gesellschaft des Mittelalters, welcher Alles, was zu seinem Gattungsleben gehörte, von sich abgethan, abgezogen, abstrahirt und im Himmel, d. h. theoretisch, dem Gotte, — auf Erden, d. h. praktisch, dem Gelde vindicirt hatte — man brauchte nur diesen todten Rest des wirklichen Menschen, diese abstracte „Persönlichkeit", heilig zu sprechen, zu sanctioniren: so war das geschlechtslose Individuum des christlichen Himmels auch diesseits rea-

lisirt. Mit anderen Worten: es brauchte nur von Seiten der Politik und Nationalökonomie hinsichtlich des praktischen Lebens zu geschehen, was ehedem von Seiten der Religion und Theologie hinsichtlich des theoretischen Lebens geschah — man brauchte nur mehr die praktische Entäußerung des Lebens ebenso, wie die theoretische, zum Princip zu erheben — so war der himmlische Egoismus auch auf der Erde durchgeführt. Das that man. Man sanctionirte den praktischen Egoismus, indem man die Menschen als einzelne Individuen, indem man die abstracten, nackten Personen für die wahren Menschen erklärte, indem man die Menschenrechte, die Rechte der unabhängigen Menschen proclamirte, also die Unabhängigkeit der Menschen von einander, die Trennung und Vereinzelung, für das Wesen des Lebens und der Freiheit erklärte und die isolirten Personen zu freien, wahren, natürlichen Menschen stempelte. Diese Monaden durften folgerichtig nicht mehr unmittelbar mit einander in Verkehr treten — was in dem auf den Raubmord begründeten, in unserem Verkehr so viel heißt, als: nicht mehr in den Verkehr gebracht, nicht mehr unmittelbar gekauft und verkauft werden. Dieser unmittelbare Verkehr, der unmittelbare Menschenhandel, die unmittelbare Sklaverei und Leibeigenschaft mußte aufgehoben werden, sonst wären ja noch die Menschen von einander abhängig gewesen; an die Stelle der unmittelbaren aber mußte die vermittelte, an die Stelle der factischen die principielle Leibeigenschaft treten, welche alle Menschen frei und gleich macht, d. h. isolirt und tödtet. — Mit der Aufhebung der factischen Sklaverei wurde nicht der Raubmord, sondern der unmittelbare Raubmord aufgehoben. Es war nichts als die Anwendung des logischen Egoismus, wodurch die antike und mittelalterliche Sklaverei jetzt aufgehoben wurde. Erst jetzt konnte das Princip der Sklaverei — die Entäußerung des menschlichen Wesens durch die Isolirung der Individuen und die Herabwürdigung jenes Wesens zum Existenzmittel dieser Individuen — allgemein in's Leben treten. Der principiell durchgeführte Egoismus der modernen Krämerwelt hebt diesseits

wie jenseits, theoretisch und praktisch, allen unmittelbaren Verkehr, alles unmittelbare Leben auf und gestattet dasselbe nur noch als Mittel zur Privatexistenz. — Wo aber aller menschliche Verkehr, jede menschliche Thätigkeit unmittelbar aufgehoben ist und nur noch als Mittel zur egoistischen Existenz ausgeübt werden kann; wo von der natürlichsten Liebe, vom Verkehr der Geschlechter an, bis hinauf zum Gedankenaustausch der ganzen gebildeten Welt, nichts ohne Geld ausführbar ist; wo es keine andere praktische, als versilberte, verschacherte Menschen gibt; wo jede Herzensregung erst versilbert werden muß, um in's Leben treten zu können: da wandeln die himmlischen Geister auf Erden — da ist der entmenschte Mensch auch diesseits — die jenseitige „Seligkeit" zum diesseitigen „Glück," der theoretische Egoismus praktisch geworden — das bloße Factum der wirklichen Sklaverei zum Princip erhoben und consequent durchgeführt.

11.

Die Scheidung von Privatmensch und Gemeinwesen, des häuslichen Lebens vom öffentlichen Leben, war factisch immer vorhanden; denn sie ist nichts Anderes als die Scheidung von Person und Eigenthum. Die von allen ihren Existenzmitteln getrennte, abgezogene „Persönlichkeit," dieses Gespenst ohne Leib und Leben, jagte vom Anfange der Geschichte an nach seinem verlornen Körper und suchte ihn bald im himmlischen Jenseits, im Gotte, dem Verleiher der ewig fernen, nimmer erreichbaren Seligkeit, bald im irdischen Jenseits, im Gelde, dem Verleiher des ewig fernen, jenseitigen, nimmer erreichbaren Glückes. Diese Scheidung von Person und Eigenthum, welche factisch bestand, solange die Religion und Politik bestand, brauchte nur principiell anerkannt und sanctionirt zu werden, so war damit eben dieses ausgesprochen, daß das Geld allein das Gemeinwesen oder Staatswesen sei, der Mensch aber sein bloßer Lohnträger, recht eigentlich nur ein lumpiger Geldsackträger. — Im modernen Staatswesen ist daher auch nicht der Mensch, sondern der Geldsack Gesetz-

geber — und vertritt der Privatmensch die heilige „Persönlichkeit," so vertritt der Staatsmensch dagegen das heilige „Eigenthum." So wie früher die Gesetzgeber ihre Machtvollkommenheit von Gott, so erhielten sie dieselbe nunmehr vom Eigenthume, vom Gelde. — Die Heiligkeit des von der Person, vom Menschen abgezogenen abstracten „Eigenthums" setzt ebenso sehr die Heiligkeit der von ihrem Eigenthume abgezogenen abstracten, nackten, leeren „Persönlichkeit" voraus, wie umgekehrt diese jene. Das abstracte, entäußerte, äußerliche und veräußerliche „Eigenthum" kann nur in seiner heiligen Reinheit, getrennt von allem Menschlichen erscheinen, wenn die „Persönlichkeit" ebenfalls in ihrer heiligen Reinheit, getrennt nämlich von allem wirklichen Eigenthum, erscheint. — Es wurde also eine scharfe Gränzlinie um jeden Einzelnen gezogen, innerhalb welcher die heiligen Persönlichkeiten sich befinden sollen. Diese heiligen Persönlichkeiten sind die seligen Geister des Himmels auf der Erde; es sind die Leiber dieser Schatten — ihre Gränzlinie ist ihre Oberhaut. Die gegenständliche Atmosphäre des Menschen aber, welche im Himmel Gott, das übermenschliche Gut, ist auf Erden das außermenschliche, das unmenschliche, das handgreifliche Gut, die Sache, das Eigenthum, das vom Producenten, seinem Schöpfer, abgezogene Product, das abstracte Wesen des Verkehrs, das Geld. So wurde denn die „Person" heilig gesprochen, nicht etwa, weil sie ein menschliches Wesen — ihr Wesen ist vielmehr ganz und gar von ihr abgezogen, das Allgemeinmenschliche kommt im Egoismus nicht in Betracht — sondern weil sie ein „Ich" ist! — Andrerseits wurde das „Eigenthum" heilig gesprochen, auch nicht, weil es menschlich — es ist ja nur eine Sache, und nicht einmal eine übermenschliche, wie Gott im Himmel, sondern eine außermenschliche — es ist vielmehr heilig, weil es das Mittel zur egoistischen Existenz ist, weil es vom „Ich" gebraucht wird (in der Praxis wird der Egoismus des Jenseits greifbar). — Aber der Egoismus, der nur die nackte Person, abgezogen oder unabhängig von ihrer natürlichen und menschlichen Umgebung getrennt, von ihrer physischen und socialen At-

mosphäre conserviren, in einer leblosen, unorganischen, unthätigen, steinartigen Existenz erhalten will — der Egoismus, der nicht weiter fühlt, als bis zu seiner Oberhaut, und nicht weiter sieht, als seine Nase reicht — dieses bornirte Wesen zerstört vielmehr das wirkliche Leben des Individuums selbst. — Es fiel den weisen christlichen Gesetzgebern gar nicht ein, daß der Mensch nicht von der Atmosphäre, in der er athmet, getrennt werden kann, ohne in seiner Abgeschiedenheit elendiglich zu ersticken; daß zu seinem natürlichen oder physischen Leben nicht nur dasjenige, was innerhalb der von ihnen gezogenen Gränzlinien des Leibes, sondern die ganze Natur gehört; daß zu seiner geistigen oder socialen Lebensthätigkeit nicht nur die in seinem Innern bleibenden Producte, Gedanken und Gefühle, sondern alle Producte des socialen Lebens gehören. Sie dachten nicht daran, daß der von seiner Umgebung abgeschnittene Mensch ein abgezogenes, ein geschundenes Wesen ist, welches ebenso wenig noch lebendig, wie das rohe Thierfleisch, von dem die Haut abgethan, wie ein athmendes Geschöpf, dem die Luft entzogen worden ist. Sie haben dem Menschen alle sociale Lebensluft entzogen und es ihm frei gestellt, sich dafür mit dem Gelde, diesem materialisirten christlichen Geiste oder Gotte, zu umdunsten und möglichst zu conserviren. Und diesen in Spiritus gesetzten heiligen Leichnam haben sie zum freien Menschen, zur unantastbaren, heiligen, unendlichen Persönlichkeit proclamirt! — Was thun diese heiligen Leichname, um sich zu conserviren? — Sie suchen sich den Spiritus, ihr abgezogenes Wesen, ohne welches sie verfaulen, gegenseitig zu entziehen; sie berauben sich, um nicht ohne Eigenthum zu sein — sie morden sich, um leben, d. h. um erbärmlich existiren zu können! — Man glaubte also menschliche Freiheit und Gleichheit geschaffen zu haben, indem man eine auf die Gleichheit des Todes begründete Freiheit des Raubthiers consequent durchführte. Diese Freiheit nannte man die natürliche Freiheit des Menschen! Die freisinnigen Gesetzgeber! Sie haben zu den armen Menschen etwa folgendermaßen gesprochen: „Von Natur seid Ihr frei, und Eure

natürliche Freiheit, Eure nackte Persönlichkeit, soll Euer unantastbares, unveräußerliches Eigenthum bleiben. Aber was zu Eurem gesellschaftlichen Leben gehört (und dazu gehört freilich Alles, Ihr könnt auch Euer natürliches Leben nicht fristen, wenn Ihr die von der Gesellschaft erzeugten Lebensmittel nicht erwerbt), also was zu Eurem Leben gehört, müßt Ihr Euch einzeln einander abringen. Ihr müßt Eure natürliche Freiheit eben dazu benutzen, Euch die Mittel zum Leben zu erwerben. Ihr erwerbt sie, indem Ihr Eure natürliche Freiheit veräußert; aber freiwillig veräußert! Keiner ist gezwungen, seine natürliche Freiheit zu veräußern, sich zu verkaufen, zu vermiethen, zu verdingen — wenn er es vorzieht, zu verhungern. — Aber hütet Euch, Andere, die es besser verstehen, ihre natürliche Freiheit umzusetzen, zu versilbern, hütet Euch, diese ehrlichen Leute in ihrem Erwerbe zu stören! Wollt Ihr erwerben, so müßt Ihr Euch Eurer natürlichen Freiheit freiwillig begeben, sie feil bieten, wie die andern ehrlichen Leute auch. — Dafür könnt Ihr aber, wenn Ihr Euch etwas erworben habt, wiederum die natürliche Freiheit Anderer kaufen und benutzen."

Der Menschenhandel, der Handel mit der menschlichen Freiheit, mit dem menschlichen Leben, ist heutiges Tages zu universell, als daß er beim ersten Blick in die Augen fallen könnte. Man sieht recht eigentlich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Es sind keineswegs etwa die Besitzlosen allein, die ihre Freiheit gegen Existenzmittel verschachern. Je mehr Einer bereits „erworben" hat, desto mehr will er ferner noch „erwerben" — er möchte am Ende die ganze Welt zu seinen Privatzwecken aussaugen. Ja, man wird den Handel mit seiner eignen Freiheit und der Freiheit Andrer so gewohnt, man wird endlich so eingeknechtet, daß von freier Thätigkeit, vom wahren Leben, auch keine Ahnung, keine Gedankenspur mehr übrig bleibt. Wenn die Sklaverei bei den Besitzlosen sichtbarer, so ist sie bei den Besitzern desto mehr Gemüthszustand. — Aber für dieses Geschlecht geborner Sklaven ist selbst die sichtbare Sklaverei unsichtbar! — Unsere Arbeiter und Arbeiterinnen, unsere Tag=

löhner, Knechte und Mägde, die froh sind, wenn sie Herren finden, das sind nach modernen Begriffen freie Arbeiter — und der Herr, der recht viele Hände beschäftigt und recht viele Leute füttert, ist ein „ehrenwerthes" (gewöhnlich auch äußerst freisinniges) „nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft" .. Aber jene Schwarzen im „freien" Nordamerika, die ganz in derselben Weise, wie unsere „freien" Arbeiter, für Herrn arbeiten — jene Sklavenbesitzer, die ganz in derselben Weise, wie unsere ehrenwerthen, freisinnigen, nützlichen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, recht viele Hände beschäftigen und recht viele Leute füttern? — O, wie unchristlich!... Allerdings, es ist ein Unterschied zwischen dem „infamen" Menschenhandel an den Küsten Afrika's und dem ehrbarlichen Menschenhandel an unsern Thüren! Ist ja sogar ein wesentlicher Unterschied zwischen der modernen Sklaverei im christlichen Nordamerika und der antiken im heidnischen Griechenland! Die Griechen haben sich Sklaven gehalten, um dem Gemeinwesen ihre Dienste widmen, der Freiheit leben, Künste und Wissenschaften in freier Muße cultiviren zu können; die Alten hatten noch keine Maschinen, welche die Sklaven, die menschlichen Maschinen, entbehrlich gemacht hätten, würden aber, wenn sie im Besitze der neuen Erfindungen gewesen wären, wie dies Aristoteles mit klaren Worten aussprach, keine Sklaven gehalten haben, um ihrer Habsucht zu frohnen. — Die Modernen aber, die Christen, kaufen sich nur Menschen, weil sie mit den gekauften billiger arbeiten können, als mit den gemietheten, erklären dagegen jenen Menschenhandel für infam, sobald er minder einträglich oder gar gefährlich für die Existenz der Krämer zu werden droht. — Und nun gar der Menschenhandel an unsern Thüren! Welch ein wesentlicher Unterschied! — Bei uns ist die Sklaverei keine einseitige mehr; sie ist gegenseitig: ich mache nicht nur Dich, Du machst auch mich zum Sklaven, und nicht indem wir uns unmittelbar unsere Freiheit einander rauben — das wäre nicht ausführbar — sondern indem wir uns gegenseitig die Mittel zur Freiheit, zum Leben entziehen. Wir können daher nicht mehr gegen unsern Willen verkauft

werden; wir müssen uns freiwillig verkaufen! Wir können uns sogar nicht mehr verkaufen, nein, wir müssen uns nur stets vermiethen, verdingen — wir müssen uns nur, wie gesagt, stets ganz freiwillig unserer Freiheit begeben! Ja, unsere modernen Gesetzgeber haben wohl unterschieden zwischen dem Verkaufen und Verdingen.... Dieser Scharfsinn ist entsetzlich! Aber ach! Der Scharfsinn unserer modernen Gesetzgeber ist nichts als Sklavensinn. — Wie gesagt, der modernen Krämerwelt ist selbst die sichtbare Sklaverei eine unsichtbare.

12.

Die Aufgabe, das Christenthum zu realisiren, d. h. die Aufgabe, den Menschen auch im wirklichen, realen Leben, in der Praxis, nicht blos in der phantastischen Theorie, alles und jedes Vermögen absolut zu entziehen und einem eingebildeten, chimärischen Wesen beizulegen — die Aufgabe, unter der Vorspiegelung eines mit Händen greifbaren Himmels die Erde ebenso handgreiflich zur Hölle zu machen — die Aufgabe, den Menschen im gesellschaftlichen Leben alle menschliche Lebensluft zu entziehen, sie unter die Luftpumpe des Egoismus zu bringen und den Todeskampf dieser Elenden als die normale Lebensthätigkeit des Menschen aufzufassen — diese Aufgabe hat die Krämerwelt gelöst! — Unsern gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber ist nicht nur das Alterthum, ist auch das Mittelalter noch menschlich. Die mittelalterliche Gesellschaft mit ihrem ganzen fluchwürdigen Anhängsel barbarischer Gesetze und Institutionen, hat die Menschen nicht so durch und durch geschändet, wie die moderne. Im Mittelalter gab es neben Leibeignen, die nichts waren und nichts hatten, auch Menschen, die ein sociales Besitzthum, einen socialen Charakter hatten, etwas waren. Die Stände und Corporationen, obgleich nur egoistische Associationen, hatten einen socialen Charakter, einen, wenn auch nur beschränkten, Gemeingeist; der Einzelne konnte in seinem socialen Wirkungskreis aufgehen, sich mit dem Gemeinwesen, obgleich nur in bornirter Weise, verschmelzen. — Ganz anders

jetzt, wo die Formel für die universelle Leibeigenschaft gefunden ist. Das gesellschaftliche Leben der Menschen ist nun vollständig aller edlen Triebe baar. Es gibt kein sociales Besitzthum, kein lebendiges Eigenthum, keinen Menschen mehr, der wirklich etwas hätte oder etwas wäre. Dieser allgemeine Plunder, von dem man sich einbildet, an ihm etwas zu besitzen, ist ein Phantom, nach dem man vergebens hascht! — Denn worin besteht das wahre sociale Eigenthum? Doch nur in den Mitteln zum Leben und Wirken in der Gesellschaft. Das Eigenthum ist der Leib des gesellschaftlichen Menschen und als solcher erste Bedingung zum Leben in der Gesellschaft — wie der natürliche Leib, das natürliche Eigenthum, erste Bedingung zum Leben überhaupt. Was ist aber unser gesellschaftliches Eigenthum? — Dieser allgemeine Plunder, dieses Geld, ist kein organischer, lebendiger Leib. Ja, es soll den socialen Körper, das organische Gattungsleben, den gesellschaftlichen Verkehr repräsentiren; aber es kann es nicht, weil es seiner Natur nach anorganisch, ohne Gliederung, ohne innern Unterschied, nichts als eine todte Masse, eine Summe oder Zahl ist. Wie kann der Werth eines lebendigen Wesens, des Menschen und seines höchsten Lebens und Wirkens, wie kann der Werth des Soziallebens in Summen, in Zahlen ausgedrückt werden? — Zu diesem Unsinn konnte man nur gelangen, nachdem man das wirkliche Leben seiner Seele beraubt, zerstückt und zertheilt, und die eine Hälfte in's Jenseits, die andern in's Diesseits versetzt hatte. — Man stelle sich eine Geisterwelt ohne Körper, also eine Chimäre vor, stelle dieser eine Körperwelt ohne Geist, ohne Leben, eine todte Materie — also wieder eine Chimäre — gegenüber, lasse sodann jene entleibten Geister nach dieser entseelten Materie rennen, um sich größere oder kleinere Stücke von ihr abzuringen und mit sich fortzuschleppen: so hat man ein getreues Bild von der chimärischen Welt, in der wir leben. — Wir mögen uns noch so viel von jener todten, entseelten, anorganischen Materie, von jenem allgemeinen Plunder, dem wir, wie Gespenster ihrem verlornen Leibe, nachjagen, erringen und erwerben: so haben wir doch damit noch kein wirkliches,

lebendiges Eigenthum oder sociales Besitzthum, nichts, was unser Leben und Wirken in der Gesellschaft, unsere sociale Thätigkeit, bestimmte und bedingte, sondern nur den materialisirten christlichen Gott, den Geist oder Spiritus, in dem wir unsern irdischen Leichnam conserviren, in der todten, steinartigen Existenz erhalten können. — Das Geld kann nie und nimmer Eigenthum werden, muß vielmehr von jeder noch nicht verdorbenen Menschennatur als etwas so Aeußerliches, dem Menschen nicht Eigenthümliches betrachtet werden, daß gerade das, was den Charakter jedes wahren und wirklichen Eigenthums bildet, das innige Verwachsensein von Besitzer und Besitzthum, hier als das widerwärtigste, verächtlichste Laster erscheint. — Wer sich sonst mit seinem Eigenthum, mit seinem wirklichen socialen Besitzthum, so sehr identificirt, daß er wie die Seele mit ihrem Körper verwachsen ist und darin aufgeht; wer seinen Posten so ganz ausfüllt, daß eine Trennung des Mannes von seinem Wirkungskreise gar nicht denkbar ist — eine Erscheinung, die jetzt zu den Ausnahmen gehört, weil der Inhalt aller socialen Bestrebungen jetzt das Geld ist — ein solcher Mann ist ein Ehrenmann, ein ächter Mensch; denn nicht die christliche und philosophische Erhebung über das gemeine Leben, sondern die Hingebung, das Leben und Wirken für einander macht den Menschen zum Menschen. — Das Verwachsensein von Besitzer und Besitzthum ist also der Charakter des wirklichen Eigenthums, des gesellschaftlichen sowohl, wie des natürlichen überhaupt — Alles, was ich mir wirklich angeeignet habe, was also mein lebendiges Eigenthum, ist mit mir innigst verwachsen, muß es sein und soll es daher auch sein. — Was ist aber der, welcher mit unserm sogenannten Eigenthume, mit dem Geldeigenthume, innigst verwachsen ist? Wer sich mit seinem Gelde so sehr identificirt, daß er nicht von ihm zu trennen, was ist der? — Ein elender Wicht! — Und dennoch müssen wir diesen allgemeinen Plunder als unsere erste Lebensbedingung, als unser unentbehrliches Eigenthum betrachten, da wir ohne denselben uns nicht conserviren können. Du mußt also ewig streben, dir Etwas anzueignen, was nicht angeeignet

werden kann, was dir ewig fern, jenseits bleibt. Du kannst in deinem Gelde nur einen entseelten Leib besitzen, den du auch nie und nimmer beseelen kannst, der nimmer dein Eigenthum werden kann! Du mußt dich glücklich schätzen, einen Leib zu haben, der dir nicht angehört, glücklich, deinen eignen Leib, dein eignes Fleisch und Blut, deine Lebensthätigkeit, gegen diesen Plunder austauschen zu können, also dich selbst verkaufen zu können — was doch im Mittelalter und Alterthum wenigstens noch als Unglück betrachtet wurde — du mußt dich glücklich schätzen, ein moderner Leibeigner zu sein; denn du bist stets der Gefahr ausgesetzt, in jenen Urzustand der seligen Geister zurückzufallen, den unsere Gesetzgeber vom christlichen Himmel herabbeschworen und als Normalzustand des „natürlichen" Menschen proclamirt haben — du bist stets der Gefahr ausgesetzt, eine reine, freie, nackte Person zu werden!

13.

Die Krämerwelt ist die praktische Schein- und Lügenwelt. — Unter dem Scheine absoluter Unabhängigkeit die absolute Bedürftigkeit; unter dem Scheine des lebendigsten Verkehrs die tödtlichste Absperrung jedes Menschen von allen seinen Mitmenschen; unter dem Scheine eines, allen Individuen gesicherten, unantastbaren Eigenthums ihnen wirklich all ihr Vermögen entzogen; unter dem Scheine der allgemeinsten Freiheit die allgemeinste Knechtschaft. — Kein Wunder, daß in dieser realisirten Lügenwelt der Betrug die Norm, und die Ehrlichkeit ein Verstoß ist; daß die Niederträchtigkeit zu allen Ehren gelangt, und der Mann von Ehre dem Elend und der Schande anheim fällt; daß die Gleißnerei ihren Triumph feiert, und die Wahrheit für unanständig gilt; daß die Halbheit halb und halb in der Majorität, die Entschiedenheit aber entschieden in der Minorität; daß endlich die freieste Einsicht das destructivste, der bornirteste Knechtssinn dagegen das conservativste Element ist!

14.

Das von seiner Lebenswurzel, seinem Lebenselemente, getrennte, wie eine faule Frucht vom Lebensbaume abgefallene, daher

absterbende, isolirte Individuum kann nur künstlich der Fäulniß entzogen oder conservirt werden. Ein lebendiges Wesen conservirt sich nicht, sondern bethätigt sich, erzeugt sich jeden Augenblick von Neuem. Um aber wirklich leben, d. h. sich bethätigen oder erzeugen zu können, müssen die verschiedenen einzelnen Glieder eines und desselben größeren organischen Körpers mit einander sowohl, wie mit ihrem gemeinschaftlichen Lebenselemente oder Lebensmaterial, unauflöslich verbunden sein; sie und ihr Körper und ihre Lebensatmosphäre dürfen nicht von einander getrennt sein. Diese Trennung, Isolirtheit und Zerfallenheit der Individuen ist das Charakteristische der Thierwelt, des Egoismus — und diesen thierischen Charakter hatte die Menschheit bisher deshalb, weil sie noch im Entstehen war; denn die Thierwelt selbst ist nichts Anderes, als die im Entstehen begriffene Menschheit. Diese nämlich hat eine doppelte Entstehungsgeschichte; die eine — ihre erste Entstehungsgeschichte — ist die Entstehungsgeschichte ihres noch unbewußten oder körperlichen Daseins, und diese tritt uns in der natürlichen Thierwelt entgegen; die andere — ihre zweite Entstehungsgeschichte, welche aus und nach der ersten folgt, und nach welcher sie erst vollendet, vollständig, vollkommen existirt — ist die Entstehungsgeschichte ihres bewußten, geistigen oder gesellschaftlichen Daseins, und diese tritt uns in der socialen Thierwelt entgegen. — Wir befinden uns jetzt auf der Spitze, dem Culminatpunkte der socialen Thierwelt; wir sind daher jetzt sociale Raubthiere, vollendete, bewußte Egoisten, die in der freien Concurrenz den Krieg Aller gegen Alle, in den sogenannten Menschenrechten die Rechte der isolirten Individuen, der Privatpersonen, der „absoluten Persönlichkeit", in der Gewerbefreiheit die gegenseitige Ausbeutung, den Geldburst, sanctioniren, der Gelddurst, der nichts Anderes, als der Blutdurst des socialen Raubthieres ist. Wir sind keine Grasfresser mehr, wie unsere gutmüthigen Vorfahren, die zwar auch sociale Thiere, aber noch keine sociale Raubthiere waren, die sich, der großen Mehrzahl nach, wie die gutmüthigen Hausbestien, nur füttern ließen — wir sind Blutsauger, die sich gegenseitig schinden

und aufzehren. Wie das Thier im Blute nur sein eignes Leben, aber in einer thierischen, brutalen Weise — so genießt der Mensch im Gelde sein eignes Leben in einer brutalen, thierischen, kannibalischen Weise. Das Geld ist das sociale Blut, aber das entäußerte, das vergossene Blut. — Die Juden, die in der Naturgeschichte der socialen Thierwelt den welthistorischen Beruf hatten, das Raubthier aus der Menschheit zu entwickeln, haben jetzt endlich diese ihre Berufsarbeit vollbracht. — Das Mysterium des Judenthums und Christenthums ist in der modernen jüdisch-christlichen Krämerwelt offenbar geworden. Das Mysterium des Blutes Christi, wie das Mysterium der altjüdischen Blutverehrung, erscheint hier endlich ganz unverhüllt als das Mysterium des Raubthieres. — Im alten Judenthum war der Blutcultus nur ein prototypischer; im mittelalterlichen Christenthum wurde er theoretisch, idealistisch, logisch verwirklicht, d. h. man verzehrte wirklich das entäußerte, vergossene Blut der Menschheit, aber nur in der Imagination, das Blut des Gottmenschen. In der modernen, jüdisch-christlichen Krämerwelt tritt endlich dieser Hang und Drang der socialen Thierwelt nicht mehr symbolisch oder mystisch, sondern ganz prosaisch hervor. In der Religion der socialen Raubthiere war noch Poesie. War es auch nicht die Poesie des Olymps, so war's doch die Poesie des Blocksberges. — Gemein und prosaisch wurde die sociale Thierwelt erst, als die Natur wieder ihre Rechte geltend machte, und der isolirte Mensch, dieser armselige Sklave des Alterthums und Leibeigene des Mittelalters, sich nicht mehr mit der himmlischen Speise begnügen wollte; als er statt nach geistigen nach materiellen Schätzen zu ringen begann und sich sein entäußertes Leben, sein vergossenes Blut nicht mehr in seinen unsichtbaren Magen, sondern in seine sichtbare Tasche spielen wollte. Da wurde das heilige Taschenspielerkunststück ein profanes, der himmlische Betrug ein irdischer, der poetische Götter- und Teufelskampf ein prosaischer Thierkampf, die mystische Theopophagie eine offenbare Anthropophagie. Die Gotteskirche, das himmlische Grabgewölbe, worin der Pfaffe,

die Hyäne der socialen Thierwelt, ein imaginäres Leichenmahl hielt, verwandelte sich nun in den Geldstaat, in das irdische Schlachtfeld, wo die gleichberechtigten Raubthiere sich gegenseitig das Blut aussaugen. Im Geldstaate, im Staate der freien Concurrenz hören alle Privilegien, alle Rangunterschiede auf; es herrscht hier, wie gesagt, eine poesielose, auf die Gleichheit des Todes begründete Freiheit des Raubthieres. Dem Gelde gegenüber sind die Könige nicht mehr berechtigt zu erobern, weil sie die Löwen der Thiermenschen, so wenig wie hier der finstere Pfaffe noch ein Recht hat, sich an Leichenduft zu laben, weil er ihre Hyäne ist. Vielmehr haben diese, gleich den übrigen Thiermenschen, ihr Recht nur noch vermöge ihres gemeinsamen Naturrechtes, vermöge ihrer gemeinsamen Qualität als Raubthiere, als Blutsauger, als Juden, als Geldwölfe.

15.

Das Geld ist das zum todten Buchstaben erstarrte, das Leben tödtende, wie der Buchstabe das zu todtem Gelde erstarrte, den Geist tödtende Verkehrmittel ist. Die Erfindung des Geldes und Buchstabens wird den Phöniciern, demselben Volke zugeschrieben, welches auch den Judengott erfunden hat. — Ein schriftstellernder Witzbold glaubte daher etwas sehr Geistreiches gegen die Abschaffung des Geldes gesagt zu haben, indem er in einer seiner Schriften, welche „Bewegung der Production" betitelt ist, das geistige Capital, welches wir in den Schriften (besonders in den seinigen) besitzen, mit dem materiellen Capitale verglich, welches wir im Gelde besitzen, und dann hinzufügte: „Eine Abschaffung des Geldes hätte also die gleiche Bedeutung, wie eine Abschaffung der Schrift: es wäre ein Commando an die Weltgeschichte, in den Mutterleib zurückzukehren." — — Den Unterschied zunächst zwischen dem materiellen Capital, welches wir im Gelde besitzen, und dem geistigen, welches wir durch die Schrift uns aneignen können, hat Herr Schulz übersehen. Dieser Unterschied ist kein geringerer, als der zwischen wahrem und falschem Eigenthume. Allerdings kann ich mir durch die Schrift geistige Schätze aneignen. Aber

es wird keinem Menschen einfallen, den Schatz, den wir uns durch Wort und Schrift aneignen, zum Privateigenthum Einzelner stempeln zu wollen, die ihn sodann ihren Privaterben überliefern könnten. Allerdings, ich kann eine Bibliothek, einen sogenannten Bücherschatz erben und erwerben; ich kann auch sogenannte Offenbarungen durch heilige Schriftzüge empfangen; aber je mehr dieser Erwerb sich dem Gelderwerb nähert, je äußerlicher, zufälliger, je mehr dem Gewinn und Verlust unterworfen er ist, desto werthloser, desto geistloser ist mein „geistiger" Schatz. Oder glaubt Herr Schulz, daß ich mit den Buchstaben und den Büchern schon den Geist in Empfang genommen? — Die Sprache ist das lebendige, geistreiche Verkehrsmittel, aber nicht die Buchstaben gelten. Das geistige Geld ist nur geltend, sofern es organisch mit dem Menschen verwachsen ist. Die Sprache kann organisch mit dem Menschen verwachsen sein, weil sie ein organisches, gegliedertes Ganze ist. Das Geld kann nicht mit dem Menschen organisch verwachsen sein, wie bereits oben gezeigt worden. Das Geld gleicht daher nicht der Schrift als lebendiger Sprache, sondern der Schrift als todten Buchstaben. — Der Buchstabe, das ist allerdings sehr bezeichnend, soll, wie das Geld, von den Erfindern des Molochs erfunden worden sein. Die Sprache ist aber weder hier, noch dort erfunden worden. — Wenn eine Erfindung nicht mehr nöthig, nicht mehr brauchbar, sogar schädlich geworden, dann benutzt man sie nicht mehr, ohne daß man deshalb „in den Mutterleib" zurückzukehren braucht. Daß die Erfindung der Buchstaben und der Münzen eine „nützliche" Erfindung, sogar eine „nothwendige" war, wird nicht bestritten. Bestritten wird nur, daß sie deshalb auch in Zukunft noch „nützlich" und „nothwendig" sein wird. — Es ist ganz richtig, daß in dem bisherigen Zustande der Isolirung der Menschen, in der bisherigen gegenseitigen Entfremdung der Menschen, ein äußerliches Symbol erfunden werden mußte, welches den geistigen und materiellen Producten-austausch repräsentirte. Durch diese Abstraction vom wirklichen, geistigen und lebendigen Verkehr wurde das Vermögen, die

Productionskraft der Menschen während ihrer Entfremdung gesteigert; sie hatten nämlich in diesem abstracten Verkehrsmittel ein vermittelndes Wesen ihrer eigenen Entfremdung; sie mußten, weil sie selbst Unmenschen, d. h. nicht vereinigt waren, das Vereinigende außer sich, d. h. in einem unmenschlichen, übermenschlichen Wesen suchen. — Ohne dieses unmenschliche Verkehrsmittel würden sie gar nicht in Verkehr gekommen sein. Sobald aber die Menschen sich vereinigen, sobald ein unmittelbarer Verkehr zwischen ihnen statt finden kann, muß das unmenschliche, äußerliche, todte Verkehrsmittel nothwendig abgeschafft werden. Nicht willkürlich kann und wird dieses todte und tödtende Verkehrsmittel abgeschafft werden; die Abschaffung desselben geschieht eben so wenig auf „Commando", wie dessen Schaffung. So wie das Bedürfniß eines äußerlichen Vereinigungsmittels während der inneren Zerfallenheit des Menschengeschlechtes die geistigen und materiellen Götzen in's Leben gerufen hatte, so wird das Bedürfniß einer unmittelbaren, innigen Vereinigung der Menschen diese Götzen wieder vernichten. Die Liebe, welche in den Himmel geflohen ist, als die Erde sie noch nicht zu fassen vermochte, wird ihren Wohnsitz wieder an dem Orte, wo sie geboren und genährt wird, in der Brust der Menschen haben. Wir werden unser Leben nicht mehr vergebens außer und über uns suchen. Kein fremdes Wesen, kein drittes Mittelding wird sich mehr zwischen uns eindrängen, um uns äußerlich und scheinbar zu vereinigen, zu „vermitteln", während es uns innerlich und wirklich trennt und entzweit. — Mit den Handelsspeculationen werden die philosophischen und theologischen Speculationen, mit der Politik die Religion aufhören. Getrieben von der innern Nothwendigkeit unserer Natur und der äußeren Noth der Verhältnisse werden wir mit diesem ganzen Unsinn und Heuchlerkram unserer Philosophen, Gelehrten, Pfaffen und Staatskünstler, welche mit der Unmenschlichkeit und Niederträchtigkeit unserer bürgerlichen Gesellschaft so schön harmoniren, ein für allemal ein Ende machen, indem wir uns in Gemeinschaft vereinigen und alle die äußerlichen Verkehrsmittel, alle diese Pfähle in unserem Fleische als fremde Körper ausstoßen.

16.

Die organische Gemeinschaft, welcher wir entgegen sehen, konnte erst in Folge der höchsten Entfaltung aller unserer Kräfte mittelst des schmerzlichen Stachels der Noth und der bösen Leidenschaften in's Leben treten. Die organische Gemeinschaft, die reife Frucht der menschlichen Entwickelung, konnte nicht in's Leben treten, so lange wir noch nicht ganz entwickelt waren, und wir konnten uns nicht entwickeln, wenn wir nicht mit einander in Verkehr traten. In der Entwickelung des Verkehrs aber haben wir noch als Einzelne und Vereinzelte mit einander gerungen. Wir haben um unsere geistigen und materiellen Verkehrsmittel mit einander gerungen, weil wir als Vereinzelte dieser Verkehrsmittel bedurften, um leben zu können. Wir haben ihrer bedurft, weil wir noch nicht vereinigt waren, die Vereinigung oder das Zusammenwirken unserer Kräfte aber unser Leben ist. Wir haben also unser eigenes Leben noch außer uns suchen müssen, uns dasselbe im gegenseitigen Kampfe erringen müssen. Durch diesen Kampf haben wir aber etwas ganz Anderes errungen, als was wir zu erringen strebten und hofften. Wir glaubten, ein äußerliches Gut zu erringen, und wir haben nur uns selbst darin entwickelt. Dieser Wahnsinn war uns aber nur so lange heilsam und förderlich, als er wirklich dazu beitrug, unsere Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln. Nachdem dieselben entwickelt sind, würden wir uns nur gegenseitig zu Grunde richten, wenn wir nicht zum Communismus übergingen. Unsere Kräfte werden jetzt durch den Kampf nicht mehr weiter entwickelt, schon deshalb nicht, weil sie entwickelt sind. Wir sehen es aber auch täglich, daß wir unsere Kräfte einerseits nur fruchtlos vergeuden, und daß sie andrerseits durch den Ueberfluß an Productionskräften gar nicht mehr zur Entwickelung kommen können. — Wenn die liberalen Bourgeois uns noch immer von der Nothwendigkeit des Fortschrittes durch den Kampf der Concurrenz unterhalten, so kommt dies daher, weil sie gedankenlose Schwätzer sind, weil sie Anachronismen machen, oder vom Egoismus verblendet und unfähig sind, Wahrheiten zu begreifen, die

sich Jedem aufdrängen, der nur die Augen aufthun will. Wir können uns auf der Stufe der Entwickelung, wohin wir gelangt sind, nur mehr gegenseitig ausbeuten und aufzehren, wenn wir uns nicht in Liebe mit einander vereinigen. Keine Jahrhunderte, wie die gedankenlosen Liberalen meinen, keine Jahrzehnte werden mehr vergehen, und die hundertfältig gesteigerten Productionskräfte werden die große Mehrzahl Derer, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen, in's tiefste Elend gestürzt haben, weil ihre Hände werthlos geworden sind; während einige Wenige, die sich mit der Anhäufung der Capitalien beschäftigen, im Ueberflusse schwelgen und in ekler Genußsucht untergehen werden, wenn sie nicht vorher schon der Stimme der Liebe und Vernunft Gehör gegeben, oder der Gewalt nachgegeben haben.

17.

Die Entstehungsgeschichte der Gesellschaft ist beschlossen; der socialen Thierwelt wird bald die letzte Stunde schlagen. Abgelaufen ist die Uhr der Geldmaschine, und vergebens versuchen unsere Staatskünstler des Fort- und Rückschrittes, sie noch im Gange zu halten . . . . . .

Versammlungen in Elberfeld.

Wir haben im verflossenen Winter in den Zeitungen viel von „Bürgerversammlungen" gelesen. Aber von den communistischen Versammlungen, welche im Monat Februar in Elberfeld stattfanden, ist uns, abgesehen von einigen Schmähartikelchen der Barmer Zeitung, nichts zu Gesicht gekommen, obgleich diese Versammlungen den übrigen wenigstens darin glichen, daß auch sie der hochlöblichen Regierung nicht sehr gefielen und, wie wir sehen werden, mit einem großen Aufwand von Rescripten und Maßregeln verboten wurden. — Die Ursache dieses auffallenden Stillschweigens sämmtlicher liberaler Zeitungen mögen unsere Leser sich auf irgend eine beliebige Weise erklären.

Ueber die Entstehungsgeschichte der Elberfelder communistischen Versammlungen wollen wir nicht viele Worte verlieren. Mehrere angesehene Bürger und Beamten Elberfelds ersuchten den eben damals dort angekommenen Communisten Heß, mit seinen ziemlich zahlreichen Gesinnungsgenossen des Wupperthals einen Samstag Abend im Zweibrücker Hof zuzubringen und sich dort öffentlich über den Communismus zu unterhalten, damit man endlich einmal erfahre, was denn eigentlich dahinter sei. — Es kamen aber schon in diese erste Zusammenkunft mehr gebetene und ungebetene Gäste, als man erwartet hatte. Aus den freundschaftlichen Besprechungen wurden daher lebhafte Debatten, aus der Zusammenkunft eine große Versammlung. Man ging am folgenden Samstag Abend ohne eigentliche Verabredung wieder

in denselben Gasthof, am dritten Samstag Abend desgleichen und würde solchergestalt diese Zusammenkünfte **ad infinitum** fortgesetzt haben, wenn nicht Alles in dieser Welt einmal ein Ende haben müßte. Aber diese Versammlungen starben, wie gesagt, keines natürlichen, sondern eines gewaltsamen Todes, wenn es auch wahr ist, daß zuletzt das größte Local in Elberfeld zu klein gewesen wäre, um alle die Leute zu fassen, welche sich herandrängten, das neue communistische Evangelium zu hören. Wie es heißt, wollten schon die Proletarier der guten Stadt Elberfeld, welche sich nicht getrauten, in einer so vornehmen Gesellschaft selbst gleich zu erscheinen, eine Deputation von vier Personen aus ihrer Mitte absenden, welche ihnen über die communistischen Debatten Bericht abstatten sollten. Möglich, daß dieses kühne Vorhaben die nächste Veranlassung des plötzlichen Verbotes war; denn die Regierungen scheinen es noch immer lieber zu sehen, daß jede große und schöne Idee möglichst entstellt unters Volk komme, um der Brutalität, welche aus der Unwissenheit und dem halben Wissen entspringt, ihren Spielraum zu lassen. — Wer am Ende von den Folgen dieses Manövers am Meisten zu leiden hat, scheinen sie noch immer nicht zu ahnen. — Die Rathschlüsse der Herren sind unergründlich!

Wir theilen hier nur die größern Reden der communistischen Wortführer mit. Die übrigen Debatten, welche interessant genug waren, können wir leider nur beiläufig erwähnen, erstens weil kein Protokoll geführt wurde, und unser Gedächtniß uns täuschen könnte, dann aber auch, weil wir von den andern Rednern nicht ermächtigt worden sind, ihre Vorträge hier zu veröffentlichen. — Aus denselben Gründen müssen wir die Verhandlungen, welche an drei verschiedenen Tagen, also in drei gesonderten Abtheilungen stattgefunden haben, in eine einzige zusammenschmelzen.

Heß: Meine Herren! Es ist wohl nicht nöthig, Sie erst von dem geistigen, moralischen und physischen Elende der heutigen Gesellschaft zu unterhalten. Darin ist wohl jeder Mann von Herz mit mir einverstanden, daß wir, wenn wir auch selbst noch so

vortheilhaft gestellt sind, beim Anblicke dieser Welt voll Elend nicht glücklich leben. Nur darauf hin möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, daß die sämmtlichen Uebel der heutigen Menschenwelt, die man gewöhnlich der Unvollkommenheit der menschlichen Natur zuschreibt, ihren letzten Grund in der unorganisirten menschlichen Gesellschaft haben. Auch hab' ich's schon oft aussprechen hören, daß die Idee des Communismus an sich schön und wahr, daß sie aber leider nicht ausführbar sei. — Wenn ich nicht sehr irre, so sind diese beiden Punkte, nämlich die Ausführbarkeit des Communismus und die Grundursache der menschlichen Uebel, wohl am Meisten der Beleuchtung bedürftig. Ich glaube daher die kurze Zeit, die uns heute zur Besprechung unseres Gegenstandes zugemessen ist, am Besten zu benutzen, wenn ich mich darauf beschränke, diese Partieen etwas näher zu beleuchten.

Die Idee des Communismus, m. H., mit welcher Jeder sich einverstanden erklärt, ist das Lebensgesetz der Liebe, angewandt auf das Socialleben. — Das Gesetz der Liebe lag stets im Menschen, wie in allem Leben; aber der Versuch, dieses Gesetz auf das Socialleben anzuwenden, wurde erst gemacht, als in den Menschen das Bewußtsein ihres Lebens zu reifen anfing, als der Mensch sein eignes Leben immer deutlicher zu fühlen begann, als er immer klarer erkannte, daß eben in der Liebe allein die Kraft, die Lebenskraft, die Schöpferkraft liegt — als er mit dieser, seiner innern Anschauung vom Leben, einerseits das Leben der Natur verglich, und fand, daß sich hier überall sein Lebensbewußtsein bewährt, daß die Liebe, welche er als sein Leben erkannte, auch das wirkliche Naturleben ist — andrerseits aber seine nunmehr durch die Naturwissenschaft bewährte und bereicherte Lebensanschauung mit dem gesellschaftlichen Leben verglich und zu seinem Entsetzen fand, daß hier, in seiner eignen Welt, Nichts diesem Lebensgesetze entsprach, daß ihm hier Alles widersprach — als er, mit Einem Worte, die Entdeckung machte, daß er in einer — verkehrten Welt lebt! — Nach dem ersten Staunen und Entsetzen, das sich bei dieser traurigen Entdeckung des Menschen bemächtigte, glaubte er den Grund der Verkehrt-

heit seiner eignen Welt darin allein suchen zu müssen, daß das Lebensbewußtsein der Menschen bis jetzt ein verkehrtes war; denn, dachte er, wie konnte die menschliche Gesellschaft, das Erzeugniß des menschlichen Verstandes und Willens, eine vernünftige sein, solange dieser Wille und Verstand selbst noch unvernünftig war? Aber, m. H., dieser Grund ist offenbar nicht der letzte. Denn wir müssen weiter fragen: Woher ist das verkehrte Lebensbewußtsein entstanden? Wir wollen versuchen, hierauf zu antworten.

Kein lebendiges Wesen springt sogleich vollkommen ausgebildet in's Dasein. Alles entwickelt sich vielmehr erst im Laufe der Zeit. Man nennt diese Entwickelung: die Geschichte, Entstehungsgeschichte eines Wesens. Wenn Sie, m. H., jetzt die Idee des Communismus an und für sich schön und wahr finden, so kommt dies daher, weil Ihr Lebensbewußtsein schon gereift ist, weil Sie erkennen, daß das wahre Leben in der Liebe allein besteht. Eine lange Reihe von Jahrhunderten, gedüngt mit dem Angstschweiß und dem Blute des um sein Dasein noch erst ringenden Menschengeschlechts gehörte dazu, dieses Lebensbewußtsein, diese Frucht hervorzutreiben und zu reifen. — Wie unser Planet eine Entwickelungsgeschichte hatte voller Naturrevolutionen, elementarischer Kämpfe und Stürme — wie hier viele Schöpfungen erst zu Grunde gehen mußten, bevor sich die vollendeten Gestalten des gegenwärtigen gereiften Erdalters bilden und in harmonischer Wechselwirkung gegenseitig nach den ewigen Gesetzen der Liebe friedlich fördern konnten: ebenso mußten auch in der Menschengeschichte elementarische Kämpfe vorhergehen, bevor ihre vollendete Organisation entstehen konnte. Das Elementarische, Unorganische geht dem Organischen, Harmonischen stets vorher. Das Menschengeschlecht lebte nicht vom ersten Augenblick seines Entstehens an in ausgebildeten großen gesellschaftlichen Vereinen, wie jetzt, und noch viel weniger in organisirten Wirkungskreisen. Es waren im Anfange nur vereinzelte Individuen — es waren also nur die Elemente der Menschheit, welche aus dem Schooße der Erde hervorgingen — und erst nach und nach traten diese Individuen, traten diese

menschlichen Elemente mit einander in Verbindung, in Verkehr, in Wechselwirkung. Wie hätte unter diesen Individuen, die erst anfingen, mit einander zu verkehren, schon ein ausgebildeter Verkehr, eine gegenseitige Verständigung über das, was ihnen zuträglich, stattfinden sollen? — Wenn die Einigkeit, das verständige Zusammenwirken verschiedener Individuen, kurz, wenn das Leben in der Liebe, wenn das organische Leben erst das wahre und wirkliche Leben ist, so begreifen Sie leicht, daß diese Einigkeit, diese Verständigung der Menschen erst nach einer langen Reihe von Kämpfen in's Dasein treten konnte. So lange sich die Menschen noch nicht verständigt hatten, mußten sie sich bekämpfen, und nur von ihren Kämpfen hat uns die bisherige Geschichte zu berichten. — Schon früh mußten die Menschen mit einander in Verkehr treten. Je mehr Producte der Natur und Erzeugnisse der Kunst die Menschen aus ihrer Umgebung kennen lernten, desto mehr Bedürfnisse erwachten in ihnen, desto nothwendiger wurde ein gegenseitiger Austausch der Producte; denn nicht jedes Land, nicht jedes Volk, nicht jeder einzelne Mensch kann selbst Alles hervorbringen. Aber der Productenaustausch bestand anfangs nur darin, daß der Stärkere den Schwächern, wenn er mit ihm in Berührung kam, bekämpfte und beraubte. Die erste Form des Productenaustausches war eben der Raubmord. Und so wie die erste Form des Productenaustausches oder des Verkehrs der Raubmord, so war die erste Form der Production oder Arbeit: die Sklaverei. Die Sieger begnügten sich nicht damit, den Besiegten ihre Producte zu rauben, sie wollten sich auch der Producenten versichern; sie sahen bald ein, daß es vortheilhafter sei, die Besiegten, welche den Kampf überlebten, zu Sklaven zu machen und sie auf diese Weise auszubeuten, als sie kannibalisch zu verzehren. So wurde der Egoismus immer raffinirter. Auf dieser historischen Basis, m. H., entwickelten sich Production und Verkehr bis zur freien Concurrenz, in der wir uns jetzt bewegen, ohne es uns eingestehen zu wollen, daß dieser Verkehr noch immer auf dieselbe egoistische Basis der gegenseitigen Ausbeutung begründet ist, von welcher er ausgegangen. Ein Blick auf unsere

Zustände zeigt es jedoch deutlich, daß wir uns nach wie vor gegenseitig verkaufen und ausbeuten. Ist diese Ausbeutung eine raffinirtere im Laufe der Zeit geworden, so ist sie darum nicht menschlicher, vielmehr um so unmenschlicher, je mehr wir gegenwärtig gezwungen sind, uns freiwillig und gegenseitig zu verkaufen, je weniger wir Alle diesem Menschenhandel uns entziehen können, je universeller der Menschenhandel geworden ist. Denn wir Alle müssen unsere Lebensthätigkeit verschachern, um dagegen andrer Menschen Lebensthätigkeit einzuschachern — und was ist denn die Summe aller unserer Fähigkeiten und Kräfte, die wir in den Handel bringen und versilbern müssen, was ist sie anders, als unser eignes, ganzes Leben? — Nicht der Leib, den wir nur äußerlich antasten, sondern seine wirkliche Kraft bildet unser Leben. Verkaufen wir diese unsere Kraft, so verkaufen wir eben unser Leben selbst. Das Geld ist das Zeichen unserer Sklaverei; denn was ist es anders, als der in Zahlen ausgedrückte menschliche Werth? Sind aber Menschen, welche bezahlt werden können, Menschen, die sich gegenseitig kaufen und verkaufen, etwas Anders als Sklaven? — Wie sollten wir es auch anfangen, diesem Menschenhandel zu entgehen, solange wir vereinzelt leben und Jeder auf eigne Faust für sich erwerben muß, um seine Existenzmittel zu gewinnen? — Wer gibt uns die Mittel zum Leben, die Mittel zu unserer physischen und socialen Lebensthätigkeit, wenn wir sie uns nicht durch Kauf und Verkauf unseres eignen Lebens erwerben? — Wir sind in einem ewigen Widerspruche, in einem ewigen Kampfe begriffen. Es ist der Widerspruch des sich immer steigernden Verkehres innerhalb der Vereinzelung. Wir sind getrennt von einander, Jeder lebt und wirkt nur für sich allein, und wir Alle können uns doch keinen Augenblick entbehren. Jeder Einzelne hat die Erzeugnisse der ganzen erschlossenen Menschenwelt, von China bis Nordamerika nöthig, um menschlich leben und wirken zu können, und ist doch nur auf seine vereinzelte Kraft angewiesen, um sich alle diese Bedürfnisse anzueignen. — Nicht die nützliche Thätigkeit, die wirkliche Leibes- und Geisteskraft, nicht die redliche

Arbeit entscheidet hier das Loos des Einzelnen — denn was ist die größte Kraft des Einzelnen gegenüber einer Welt? — sondern der Zufall und das gemeine Kunststück — wer am Schnellsten den in Zahlen ausgedrückten Menschenwerth, das Geld, sich in seine Tasche spielen kann — das sind die blinden und unsittlichen Mächte, welche das Loos der Menschen bestimmen!

Als das wahre Lebensbewußtsein in den Menschen zuerst erwachte, fühlte man wohl schon das Verkehrte unserer socialen Verhältnisse; aber man sah nicht sogleich ein, daß das verkehrte Lebensbewußtsein, aus dem man sich eben zu befreien anfing, ebenso sehr ein Erzeugniß des verkehrten Lebens, der verkehrten Welt ist, in welcher die Menschen bisher lebten, als umgekehrt wiederum diese verkehrte Welt ein Erzeugniß des bisherigen unreifen Lebensbewußtseins ist. Man sah nicht sogleich die nothwendige Wechselwirkung des wirklichen, gesellschaftlichen Lebens und des Lebensbewußtseins ein. Man richtete die Kritik gegen das Letztere, gegen die Religion, gegen die Politik, gegen Kirche und Staat, gegen den theoretischen Ausdruck des praktischen Egoismus, und glaubte solchergestalt die Welt reformiren zu können, ohne zu bedenken, daß dies ebenso erfolglos sein mußte, wie wenn ein Arzt eine Krankheit dadurch curiren wollte, daß er die Symptome derselben äußerlich wegcurirt. Das verkehrte Bewußtsein und seine Erscheinungsformen, Kirche und Staat, sind Nichts, als die Symptome eines verkehrten Lebens — sie sind das Bild eines wirklichen Leibes, der nicht dadurch anders wird, daß man das Bild anders, schöner malt.

Aber, m. H., die Zeit der religiösen und politischen Revolutionen ist jetzt zu Ende. Man sieht ein, daß das egoistische Lebensbewußtsein und seine Existenzformen, Kirche und Staat, von selbst aufhören, aber auch nicht eher aufhören, als wenn das egoistische Leben, der Privaterwerb, der Menschenhandel aufhört. So lange dieser praktische Egoismus nicht aufhört, wird man den Menschen vergebens von Aufklärung, Freiheit, Vernunft und Liebe sprechen. Die Masse der Menschen wird es nicht glauben,

daß das menschliche Leben und das Leben überhaupt in der Liebe, in der Wahrheit, in der Freiheit besteht. Sie wird den Egoismus mit seinem ganzen Gefolge von Uebeln als den Grundcharakter der menschlichen Natur betrachten, weil er es in der That ist, so lange die Menschen getrennt, Jeder für sich lebt und wirkt. Sie meinen vielleicht, ich widerspreche mir, indem ich einmal die Liebe und ein anderes Mal den Egoismus für das wirkliche Leben, für das des Naturmenschen erkläre. Aber, m. H., die menschliche Natur ist kein Steinblock, kein einfacher Körper, der stets derselbe ist und bleibt, die menschliche Natur muß sich eben entwickeln, und noch ist sie ebenso wenig ganz entwickelt, wie die Gesellschaft ganz entwickelt ist. — Aus der jetzigen Masse der Menschen können Sie keinen Schluß auf die menschliche Natur ziehen. So viel aber ist gewiß: wenn ein Mensch das wahre Lebensbewußtsein haben kann, so können's auch alle Menschen haben, und wenn sie es nicht haben, so ist nicht die menschliche Natur daran schuld — sonst könnten wir Alle, die wir hier versammelt sind, noch nicht einmal eine Ahnung vom wahren Leben haben, denn wir sind doch Alle nichts mehr als Menschen — sondern die äußeren Verhältnisse sind es, welche es noch nicht gestatten, daß alle Menschen ihre Natur ganz entwickeln.

Wenn man sagt, der Communismus sei als Idee etwas sehr Schönes, aber er sei unausführbar, so sagt man damit Nichts weiter, als was die Theologen und Philosophen, Priester und Staatsmänner von jeher sagten. Man hält sich für besser, als die Masse der Menschen. Wenn Sie, m. H., den Communismus an sich für gut halten, so kommt dies daher, weil Sie das Leben in der Liebe und Vernunft für das wahre Leben halten. Sie glauben aber, daß Ihr Lebensbewußtsein nicht in Allen entwickelt werden kann. — Warum glauben Sie das? — Weil Sie sich keine andere Form der Entwickelung dieses Bewußtseins denken, als die der theoretischen Belehrung — eine Form, in der bisher alle Priester und Philosophen gewirkt hatten, ohne die Rohheit und Unwissenheit, Bosheit und Dummheit dadurch aus der Welt verbannt zu haben. Aber die Entwickelung der menschlichen

Natur kann noch in einer anderen, in einer praktischen Weise stattfinden, und sie kann nicht nur in dieser Weise stattfinden, sie findet in der That nur oder doch hauptsächlich und wesentlich in dieser Weise statt. — Lassen wir jene theoretische Form fahren, bilden wir uns nicht ein, die Welt durch unsere Ideen bekehren zu können. Der Communismus ist keine Theorie, wie irgend ein philosophisches System, das uns gelehrt wird. Der Communismus ist der Schluß der Entstehungsgeschichte der Gesellschaft.

Sehen Sie um sich, m. H., betrachten Sie einmal genauer diese moderne Gesellschaft mit ihrer sich täglich riesenmäßiger gestaltenden Industrie, die bis in die entferntesten Weltgegenden dringt, um ihren Productenconsumenten zu suchen, die heute in ein Land von 300 Millionen Einwohner gedrungen ist, um sich neue Absatzwege für ihre Producte zu verschaffen, um nicht in ihren eignen Productionen zu ersticken, und die, nach den Berechnungen von Sachkennern, in wenigen Jahren schon dieses Land mit ihren Productionen überschwemmt und eine neue Krisis, eine neue mercantilische Stockung hervorgerufen haben wird, in welcher Tausende vom Mittelstande, Millionen vom Arbeiterstande zu Grunde gehen. — Wohin wird diese ungeregelte Industrie, dieses Schwert in der Hand eines Kindes, am Ende führen? Glauben Sie, daß diese moderne Industrie, die kaum ein halbes Jahrhundert alt ist und fast die ganze Welt mit ihren Erzeugnissen überschattete und eine bereits unausfüllbare Kluft zwischen Reichen und Armen, Capitalisten und Proletariern in's Dasein gerufen hat — glauben Sie, daß dieser Geldgötze, der seine eigenen Erzeuger verschlingt, noch lange bestehen kann, ohne die Menschen allesammt bis auf einige Wenige hinzuschlachten? Wir haben in dieser ehrenwerthen Versammlung viele praktische Geschäftsmänner unter uns, sie mögen es mir aus ihrer eigenen langjährigen Erfahrung bezeugen, ob es Uebertreibung ist, wenn ich behaupte, daß diese moderne Rieseninduſtrie mit Riesenschritten ihrem eigenen Untergange entgegengeht und unsere ganze Civilisation mit sich in den Abgrund der Barbarei reißen würde, wäre nicht eine höhere Idee, als diejenige, welche unserer bisherigen

Civilisation zur Grundlage diente, wäre nicht eine andere Weisheit, als die Weisheit des Privategoismus und Privaterwerbs, wäre, mit einem Worte, nicht der Communismus da, um diesen reißenden Strom, wenn er Alles überschwemmen und in seine Fluthen begraben will, zum Nutzen des wahren, menschlichen Lebens zu verwenden. Nicht die Welt zu bekehren, ist unsere Aufgabe — noch niemals hat eine Theorie die Welt bekehrt, wenn nicht die Welt, das Leben selbst, diese Theorie erzeugt hat — unsere Aufgabe ist es nur, eine Erkenntniß, die sich Jedem, der gebildet genug ist, um im Buche der Geschichte lesen zu können, von selbst aufdrängt, so weit zu entwickeln, daß wir nicht eines Tages, wenn uns diese Erkenntniß allein retten kann, rathlos zu Grunde gehen. — Wir wollen es nicht in Abrede stellen, nein, wir schämen uns dessen nicht, daß unser Herz, unser Mitgefühl mit dem geistigen, sittlichen und physischen Elende unserer Nebenmenschen uns zur Idee und Fortbildung des Communismus antreibt; aber es ist nicht unser Herz allein, nicht eine bloße Schwärmerei, es ist auch der Verstand, es ist, um mit Feuerbach zu reden, das zu Verstand gekommene Herz, welches uns die Zuversicht einflößt, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der sich alle Menschen als Glieder einer und derselben Familie betrachten und in Gemeinschaft zusammen wirken werden. Wäre nicht die moderne Industrie da, um erst diese egoistische Gesellschaft aus ihren Fugen zu heben und ihr dann als communistische ihren Ueberfluß an Productionskräften zu bieten, — wir würden weder die Idee des Communismus bekommen haben, noch weniger an seine Ausführbarkeit glauben. Auf dem Punkte aber, wo jetzt die menschliche Wissenschaft und Kunstthätigkeit steht, ist es eben so gewiß, daß alle Menschen mit einer so leichten Mühe, wie sie sich Niemand verdrießen lassen wird, ein bequemes, genußreiches, freies Leben führen können, wenn sie sich vereinigen und in Gemeinschaft leben und wirken, als es gewiß ist, daß sie im Privaterwerbe zu Grunde gehen.

Wir müssen oft den Einwurf hören, viele Arbeiten seien so mühsam, abstoßend und selbst der Gesundheit so schädlich, daß kein Mensch sich dazu verstehen würde, sie zu verrichten, wenn

zeichen der Tendenz des Capitals, sich in wenig Händen zu concentriren. Diese Tendenz des Capitals ist ebenfalls von vielen Seiten anerkannt; es wird allgemein darüber geklagt, daß sich der Besitz täglich mehr und mehr in den Händen Weniger anhäufe, und dagegen die große Mehrzahl der Nation mehr und mehr verarme. So entsteht denn der schroffe Gegensatz von wenigen Reichen auf der einen, und vielen Armen auf der anderen Seite; ein Gegensatz, der in England und Frankreich bereits auf eine drohende Spitze gesteigert ist und auch bei uns sich mit jedem Tage zu größerer Schärfe entwickelt. Und so lange die jetzige Basis der Gesellschaft beibehalten wird, so lange wird es unmöglich sein, diesem Fortschritt der Bereicherung weniger Einzelnen und der Verarmung der großen Masse Einhalt zu thun; der Gegensatz wird sich schärfer und schärfer ausbilden, bis endlich die Noth die Gesellschaft zu einer Reorganisation nach vernünftigeren Principien zwingt.

Das, m. H., sind aber noch lange nicht alle Folgen der freien Concurrenz. Da ein Jeder auf seine eigne Hand producirt und consumirt, ohne sich um die Production und Consumtion der Anderen viel zu kümmern, so muß nothwendiger Weise sehr bald ein schreiendes Mißverhältniß zwischen der Production und der Consumtion eintreten. Da die heutige Gesellschaft den Kaufleuten, Speculanten und Krämern die Vertheilung der producirten Güter anvertraut, von denen jeder Einzelne wieder nur seinen eigenen Vortheil im Auge hat, so wird in der Austheilung — auch abgesehen von der Unmöglichkeit für den Besitzlosen, sich den genügenden Antheil zu verschaffen — so wird in der Austheitung der Producte dasselbe Mißverhältniß eintreten. Wo hat der Fabrikant die Mittel zu erfahren, wie viel von seinem Fabrikat auf diesem und jenem Markte gebraucht, und wenn er dies erfahren könnte, wieviel dann von seinen Concurrenten nach jedem dieser Märkte geschickt wird? Wie soll er, der in den meisten Fällen gar nicht einmal weiß, wohin die Waare gehen wird, die er eben fabricirt — wie soll er nun gar wissen können, wieviel seine auswärtigen Concurrenten nach jedem der betreffenden Märkte liefern werden? Er weiß von dem Allem Nichts, er fabricirt,

wie seine Concurrenten, in's Blaue hinein und tröstet sich damit, daß die Anderen dies eben auch thun müssen. Er hat keine andere Richtschnur, als den ewig schwankenden Stand der Preise, der bei entfernten Märkten im Augenblicke, wo er seine Waare absendet, schon ein ganz anderer ist, als in dem Augenblicke, in dem der ihn darüber unterrichtende Brief geschrieben wurde, und der im Augenblicke, wo die Waare ankommt, wieder anders ist, als im Augenblicke, wo sie abgesandt wurde. Bei einer solchen Regellosigkeit der Production ist es denn auch ganz natürlich, wenn jeden Augenblick Stockungen des Verkehrs eintreten, die natürlich um so bedeutender sein müssen, je fortgeschrittener die Industrie und der Handel eines Landes ist. Das Land der ausgebildetsten Industrie, England, bietet uns daher hier die schlagendsten Beispiele. Durch die Ausbildung des Verkehrs, durch die vielen Speculanten und Commissionäre, die sich hier zwischen den producirenden Fabrikanten und die wirklichen Consumenten eingedrängt haben, wird es dem englischen Fabrikanten noch viel schwieriger gemacht, als dem deutschen, auch nur das Geringste über das Verhältniß der Vorräthe und der Production zur Consumtion zu erfahren; er hat dazu fast alle Märkte der Welt zu versorgen — er erfährt fast in keinem einzigen Falle, wohin seine Waare geht, und so findet es sich bei der ungeheuren Productionskraft der englischen Industrie sehr häufig, daß alle Märkte plötzlich überfüllt sind. Der Verkehr stockt, die Fabriken arbeiten halbe Zeit oder gar nicht, eine Reihe von Fallissementen tritt ein, die Vorräthe müssen zu Spottpreisen losgeschlagen werden, und ein großer Theil des Capitals, das mit Mühe gesammelt war, geht so durch eine solche Handelskrisis wieder verloren. Solcher Handelskrisen haben wir in England seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine ganze Reihe und in den letzten zwanzig Jahren alle fünf oder sechs Jahre eine gehabt. Die letzten, die von 1837 und 1842, werden den meisten von Ihnen, m. H., noch deutlich in der Erinnerung sein. Und wenn unsere Industrie auch so großartig, unser Absatz so weitverzweigt wäre, wie die Industrie und der Handel Englands, so würden wir dieselben Resultate erleben, während jetzt bei uns die Wirkung der Concurrenz

er nicht durch die Noth dazu gezwungen wäre. Diese Bemerkung, welche, wie man glaubt, den größten Einwurf gegen den Communismus bildet, ist vielmehr einer der triftigsten Gründe für denselben. Berücksichtigen Sie einmal, meine Herren, die hohe Stufe der Ausbildung, welche die Mechanik gegenwärtig erlangt hat, und sagen Sie selbst, ob Sie sich irgend eine Arbeit denken können, welche nicht, wenn man nur ernstlich wollte und keine Kosten scheute, für den Menschen bequem gemacht werden könnte. Angenommen aber, es sollten Arbeiten übrig bleiben, die, trotz aller mechanischen Hülfsmittel, für den Menschen unbequem bleiben, mit welchem Rechte wollten Sie diese Arbeiten den Einen aufbürden und den Anderen nicht. Wäre es nicht vielmehr Recht und Pflicht, solche Arbeiten durch gemeinsame Uebernahme sich gegenseitig zu erleichtern? Haben wir denn ein Recht, die Menschen, die das Unglück haben, arm geboren zu werden, als Parias zu behandeln, um Anderen dagegen das Privilegium eines bequemen Lebens zu sichern? — In einer Gesellschaft, welcher allgemeines Menschenwohl mehr werth ist, als alle Schätze der Welt, in einer Gesellschaft, welche keine Kosten scheut, um die Arbeiten so zu gestalten, daß der Mensch sie ohne Nachtheil für sein Leben verrichten kann, in einer Gesellschaft, welche Arbeiten, die sich vom allgemein menschlichen Gesichtspunkte aus nicht rechtfertigen lassen, lieber ungeschehen läßt, in einer solchen Gesellschaft, sage ich, können solche unmenschliche Arbeiten, wie in unserer, auf Raubmord, Sklaverei, Thorheit und Ungerechtigkeit begründeten Gesellschaft, gar nicht mehr vorkommen. Je mehr Sie in unserer Gesellschaft solche Arbeiten finden, die der Mensch nur durch die Noth, die mit anderen Worten nur der Sklave verrichtet, desto mehr müssen Sie den Communismus, ohne welchen diese Arbeiten nicht um- oder abzuschaffen sind, als unumgängliche Bedingung der Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität betrachten.

Friedrich Engels: Meine Herren! Wir leben, wie Sie eben gehört haben, und wie ich es ohnehin als allgemein bekannt voraus-

setzen darf, in einer Welt der freien Concurrenz. Sehen wir uns denn diese freie Concurrenz und die von ihr erzeugte Weltordnung etwas näher an. In unserer heutigen Gesellschaft arbeitet Jeder auf seine eigne Hand, Jeder sucht sich für seinen Kopf zu bereichern und kümmert sich nicht im Geringsten um das, was die Andern thun; von einer vernünftigen Organisation, von einer Vertheilung der Arbeiten ist keine Rede, sondern im Gegentheil, Jeder sucht dem Andern den Rang abzulaufen, sucht die günstige Gelegenheit für seinen Privatvortheil auszubeuten und hat weder Zeit noch Lust, daran zu denken, daß sein eigenes Interesse im Grunde doch mit dem aller übrigen Menschen zusammenfällt. Der einzelne Capitalist steht im Kampfe mit allen übrigen Capitalisten, der einzelne Arbeiter mit allen übrigen Arbeitern; alle Capitalisten kämpfen gegen alle Arbeiter, wie die Masse der Arbeiter nothwendig wieder gegen die Masse der Capitalisten zu kämpfen hat. In diesem Kriege Aller gegen Alle, in dieser allgemeinen Unordnung und gegenseitigen Ausbeutung besteht das Wesen der heutigen bürgerlichen Gesellschaft. Eine solche ungeregelte Wirthschaft, m. H., muß aber nothwendig auf die Dauer für die Gesellschaft die unheilvollsten Resultate erzielen; die ihr zum Grunde liegende Unordnung, die Vernachlässigung des wahren, allgemeinen Wohls muß über kurz oder lang in einer eclatanten Weise zu Tage kommen. Der Ruin der kleinen Mittelclasse, des Standes, der die Hauptgrundlage der Staaten des vorigen Jahrhunderts bildete, ist die erste Folge dieses Kampfes. — Wir sehen es ja täglich, wie diese Classe der Gesellschaft durch die Macht des Capitals erdrückt wird, wie z. B. die einzelnen Schneidermeister durch die Läden fertiger Kleider, die Möbelschreiner durch die Möbelmagazine ihre besten Kunden verlieren und aus kleinen Capitalisten, aus Mitgliedern der *besitzenden* Classe, in abhängige, für Rechnung Anderer arbeitende Proletarier, in Mitglieder der *besitzlosen* Classe verwandelt werden. Der Ruin der Mittelclasse ist eine vielbeklagte Folge unserer vielgepriesenen Gewerbefreiheit, er ist ein nothwendiges Resultat der Vortheile, die der große Capitalist über seinen weniger besitzenden Concurrenten hat, er ist das energischste Lebens-

in der Industrie und im Verkehr in einer allgemeinen, dauernden Depression aller Geschäftszweige, in einem unglückseligen Mittelzustande zwischen entschiedener Blüthe und gänzlichem Verkommen, in einem Zustande der gelinden Stockung, d. h. der Stabilität, sich fühlbar macht.

M. H., was ist der eigentliche Grund dieser Uebelstände? Woraus entspringt der Ruin der Mittelclasse, der schroffe Gegensatz von Arm und Reich, die Stockungen des Verkehrs und die daraus entstehende Verschwendung von Capital? Aus keiner anderen Ursache, als aus der Zersplitterung der Interessen. Wir arbeiten Alle, ein Jeder für seinen eigenen Vortheil, unbekümmert um das Wohl der Anderen, und es ist doch eine augenscheinliche, eine sich von selbst verstehende Wahrheit, daß das Interesse, das Wohl, das Lebensglück jedes Einzelnen mit dem seiner Mitmenschen unzertrennlich zusammenhängt. Wir müssen uns Alle gestehen, daß Keiner von uns seine Mitmenschen entbehren kann, daß schon das Interesse uns Alle an einander fesselt, und doch schlagen wir dieser Wahrheit mit unseren Handlungen geradezu in's Gesicht, und doch richten wir unsere Gesellschaft so ein, als ob unsere Interessen nicht dieselben, sondern einander ganz und gar entgegengesetzt wären. Wir haben gesehen, was die Folgen dieses Grundirrthums waren; wollen wir diese schlimmen Folgen beseitigen, so müssen wir den Grundirrthum reformiren, und das beabsichtigt eben der Communismus.

In der communistischen Gesellschaft, wo die Interessen der Einzelnen nicht einander entgegengesetzt, sondern vereinigt sind, ist die Concurrenz aufgehoben. Von einem Ruin einzelner Classen, von Classen überhaupt, wie heutzutage Reiche und Arme, kann, wie sich von selbst versteht, keine Rede mehr sein. Sowie bei der Production und Austheilung der zum Leben nöthigen Güter der Privaterwerb, der Zweck des Einzelnen, sich auf eigne Faust zu bereichern, wegfällt, fallen auch die Krisen des Verkehrs von selbst weg. In der communistischen Gesellschaft wird es ein Leichtes sein, sowohl die Production wie die Consumtion zu kennen. Da man weiß, wie viel ein Einzelner im Durchschnitt braucht, so ist es leicht zu berechnen, wie viel von einer gewissen

Anzahl Individuen gebraucht wird, und da die Production alsdann nicht mehr in den Händen einzelner Privaterwerber, sondern in den Händen der Gemeinde und ihrer Verwaltung ist, so ist es eine Kleinigkeit, die Production nach den Bedürfnissen zu regeln.

Wir sehen also, wie in der communistischen Organisation die Hauptübel des jetzigen socialen Zustandes wegfallen. Wenn wir indeß etwas mehr in's Detail gehen, so werden wir finden, daß die Vortheile einer solchen Organisation hierbei nicht stehen bleiben, sondern sich auch auf die Beseitigung einer Menge anderer Uebelstände erstrecken, von denen ich heute nur einige ökonomische erwähnen will. Die jetzige Einrichtung der Gesellschaft ist in ökonomischer Beziehung gewiß die unvernünftigste und unpraktischste, die wir uns denken können. Die Entgegensetzung der Interessen bringt es mit sich, daß eine große Menge Arbeitskraft auf eine Weise verwendet wird, von der die Gesellschaft keinen Nutzen hat, daß ein bedeutendes Quantum Capital unnöthiger Weise verloren geht, ohne sich zu reproduciren. Wir sehen dies schon bei den Handelskrisen; wir sehen, wie Massen von Producten, die doch Alle von Menschen mühsam erarbeitet waren, zu Preisen weggeschleudert werden, die dem Verkäufer Verlust lassen; wir sehen, wie durch Bankerotte Massen von Capitalien, die doch mühsam angehäuft waren, den Besitzern unter den Händen verschwinden. Gehen wir indeß etwas mehr in's Detail des jetzigen Verkehrs. Bedenken Sie, durch wie viele Hände jedes Product gehen muß, bis es in die des wirklichen Consumenten geräth — bedenken Sie, m. H., wie viele speculirende und überflüssige Zwischenschieber sich jetzt zwischen den Producenten und den Consumenten eingedrängt haben! Nehmen wir ein Beispiel, etwa einen Baumwollballen, der in Nordamerika fabricirt wird. Der Ballen geht aus den Händen des Pflanzers in die des Factors an irgend einer beliebigen Station des Mississippi über, er wandert den Fluß hinunter nach Neworleans. Hier wird er verkauft — zum Zweitenmale, da ihn der Factor schon vom Pflanzer kaufte — verkauft, meinetwegen an den Speculanten, der ihn wieder an den Exporteur verkauft. Der Ballen geht nun etwa

nach Liverpool, wo wieder ein gieriger Speculant seine Hände nach ihm ausstreckt und ihn an sich reißt. Dieser verhandelt ihn wieder an einen Commissionär, der für Rechnung — wir wollen sagen, eines deutschen Hauses — kauft. So wandert der Ballen nach Rotterdam, den Rhein herauf, durch noch ein Dutzend Hände von Spediteuren, nachdem er ein Dutzendmal aus- und eingeladen worden ist — und dann erst ist er in den Händen, nicht des Consumenten, sondern des Fabrikanten, der ihn erst consumirbar macht, sein Garn vielleicht dem Weber, dieser das Gewebe dem Drucker, der dem Grossisten und dieser wieder dem Detaillisten verhandelt, der denn endlich die Waare dem Consumenten liefert. Und alle diese Millionen Zwischenschieber, Speculanten, Factoren, Exporteurs, Commissionäre, Spediteure, Grossisten und Detaillisten, die doch an der Waare selbst Nichts thun, sie wollen Alle leben und ihren Profit dabei machen — und machen ihn auch im Durchschnitt, denn sonst könnten sie nicht bestehen — m. H., gibt es keinen einfacheren, wohlfeileren Weg, einen Baumwollballen von Amerika nach Deutschland und das aus demselben verfertigte Fabrikat in die Hände des wirklichen Consumenten zu liefern, als diesen weitläufigen des zehnmaligen Verkaufens, des hundertmaligen Umladens und Transportirens aus einem Magazin in's andere? Ist dies nicht ein schlagender Beweis der vielen Verschwendung von Arbeitskraft, die durch die Zersplitterung der Interessen herbeigeführt wird? — In der vernünftig organisirten Gesellschaft ist von einem solchen umständlichen Transporte keine Rede. Ebenso leicht, wie man wissen kann, wieviel eine einzelne Colonie an Baumwolle oder Baumwollfabrikaten gebraucht, um bei dem Beispiele stehen zu bleiben — ebenso leicht wird es der Centralverwaltung sein, zu erfahren, wieviel sämmtliche Ortschaften und Gemeinden des Landes gebrauchen. Ist eine solche Statistik einmal organisirt, was in einem oder zwei Jahren leicht geschehen kann, so wird sich der Durchschnitt des jährlichen Consums nur im Verhältniß der steigenden Bevölkerung verändern; es ist also ein Leichtes, zur gehörigen Zeit vorauszubestimmen, welches Quantum von jedem einzelnen Artikel das Bedürfniß des Volkes erfordern wird —

man wird die ganze, große Quantität sich direct an der Quelle bestellen, man wird sie direct, ohne Zwischenschieber, ohne mehr Aufenthalt und Umladungen, als wirklich in der Natur der Communication begründet sind, also mit einer großen Ersparniß von Arbeitskraft, beziehen können; man wird nicht nöthig haben, den Speculanten, Groß- und Kleinhändlern ihren Nutzen zu bezahlen. Aber das ist noch nicht Alles — diese Zwischenschieber werden nicht nur auf diese Weise der Gesellschaft unschädlich, sie werden ihr sogar vortheilhaft gemacht. Während sie jetzt zum Nachtheil aller Anderen eine Arbeit thun, die im besten Falle überflüssig ist, und ihnen doch den Lebensunterhalt, ja in vielen Fällen große Reichthümer einbringt, während sie also jetzt dem allgemeinen Besten direct nachtheilig sind, werden sie dann die Hände zu nützlicher Thätigkeit frei bekommen und eine Beschäftigung ergreifen können, worin sie sich als wirkliche, nicht nur scheinbare, erheuchelte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und Theilnehmer an ihrer Gesammtthätigkeit erweisen.

Die jetzige Gesellschaft, welche den einzelnen Menschen mit allen übrigen in Feindschaft bringt, erzeugt auf diese Weise einen socialen Krieg Aller gegen Alle, der nothwendigerweise bei Einzelnen, namentlich Ungebildeten, eine brutale, barbarisch-gewaltsame Form annehmen muß — die Form des Verbrechens. Um sich gegen das Verbrechen, gegen die offene Gewaltthat zu schützen, bedarf die Gesellschaft eines weitläuftigen, verwickelten Organismus von Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, der eine unendliche Menge von Arbeitskräften in Anspruch nimmt. In der communistischen Gesellschaft würde sich auch dies unendlich vereinfachen, und gerade deshalb — so bizarr es auch klingen mag — gerade deshalb, weil in dieser Gesellschaft die Verwaltung nicht nur einzelne Seiten des socialen Lebens, sondern das ganze sociale Leben in allen seinen einzelnen Thätigkeiten, nach allen seinen Seiten hin, zu administriren haben würde. Wir heben den Gegensatz des einzelnen Menschen gegen alle andern auf — wir setzen dem socialen Krieg den socialen Frieden entgegen, wir legen die Axt an die W u r z e l des Verbrechens — und machen dadurch den größten, bei weitem größten Theil der jetzigen Thätigkeit, der

Verwaltungs- und Justizbehörden überflüssig. Schon jetzt verschwinden die Verbrechen der Leidenschaft immer mehr gegen die Verbrechen der Berechnung, des Interesses — die Verbrechen gegen Personen nehmen ab, die Verbrechen gegen das Eigenthum nehmen zu. Die fortschreitende Civilisation mildert die gewaltsamen Ausbrüche der Leidenschaft schon in der jetzigen, auf dem Kriegsfuß stehenden, wie viel mehr in der communistischen, friedlichen Gesellschaft! Die Verbrechen gegen das Eigenthum fallen von selbst da weg, wo Jeder erhält, was er zur Befriedigung seiner natürlichen und geistigen Triebe bedarf, wo die socialen Abstufungen und Unterschiede wegfallen. Die Criminaljustiz hört von selbst auf, die Civiljustiz, die doch fast lauter Eigenthumsverhältnisse oder wenigstens solche Verhältnisse, die den socialen Kriegszustand zur Voraussetzung haben, behandelt, fällt ebenfalls weg; Streitigkeiten können dann nur seltne Ausnahmen sein, wo sie jetzt die natürliche Folge der allgemeinen Feindschaft sind, und werden leicht sich durch Schiedsrichter schlichten lassen. Die Verwaltungsbehörden haben jetzt ebenfalls in dem fortwährenden Kriegszustand die Quelle ihrer Beschäftigung — die Polizei und die ganze Administration thut weiter nichts, als daß sie dafür sorgt, daß der Krieg ein verdeckter, indirecter bleibe, daß er nicht in offne Gewalt, in Verbrechen ausarte. Wenn es aber unendlich leichter ist, den Frieden zu erhalten, als den Krieg in gewisse Schranken zu bannen, so ist es auch unendlich leichter, eine communistische als eine concurrirende Gemeinde zu verwalten. Und wenn schon jetzt die Civilisation die Menschen gelehrt hat, ihr Interesse in der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, der öffentlichen Sicherheit, des öffentlichen Interesses zu suchen, also die Polizei, Verwaltung und Justiz möglichst überflüssig zu machen, um wie viel mehr wird dies der Fall sein in einer Gesellschaft, in der die Gemeinschaft der Interessen zum Grundprincip erhoben ist, in dem das öffentliche Interesse sich nicht mehr von dem jedes Einzelnen unterscheidet! Was jetzt schon trotz der socialen Einrichtung besteht, wie viel mehr wird das geschehen, wenn es nicht mehr durch die socialen Einrichtungen gehindert, sondern unterstützt wird! —

Wir dürfen also auch von dieser Seite her auf einen beträchtlichen Zuwachs von Arbeitskräften rechnen, welche der jetzige sociale Zustand der Gesellschaft entzieht.

Eine der kostspieligsten Einrichtungen, deren die jetzige Gesellschaft nicht entbehren kann, sind die stehenden Heere, welche der Nation den kräftigsten, brauchbarsten Theil der Bevölkerung entziehen und sie zwingen, diesen dadurch unproductiv gewordenen Theil zu ernähren. Wir wissen es an unserem eignen Staatsbüdget, was uns das stehende Heer kostet — vierundzwanzig Millionen jährlich und die Entziehung von zweimalhunderttausend der kräftigsten Arme aus der Production. — In der communistischen Gesellschaft würde es keinem Menschen einfallen, an ein stehendes Heer zu denken. Wozu auch? Zur Bewahrung der inneren Ruhe des Landes? Es wird, wie wir oben sahen, keinem Einzigen einfallen, diese innere Ruhe zu stören. Die Furcht vor Revolutionen ist ja nur die Folge der Opposition der Interessen; wo die Interessen Aller zusammenfallen, kann von einer solchen Furcht keine Rede sein. — Zu einem Angriffskriege? Wie sollte eine communistische Gesellschaft dazu kommen, einen Angriffskrieg zu unternehmen — sie, die sehr gut weiß, daß sie im Kriege nur Menschen und Capital verliert, während sie höchstens ein paar widerwillige, also eine Störung in die sociale Ordnung bringende Provinzen erlangen kann! — Zu einem Vertheidigungskriege? Dazu bedarf es keines stehenden Heeres, da es ein Leichtes sein wird, jedes fähige Mitglied der Gesellschaft auch neben seinen übrigen Beschäftigungen soweit in der wirklichen, nicht parademäßigen, Waffengewandtheit zu üben, als zur Vertheidigung des Landes nöthig ist. Und bedenken Sie dabei, m. H., daß das Mitglied einer solchen Gesellschaft im Falle eines Krieges, der ohnehin nur gegen anticommunistische Nationen vorkommen könnte, ein wirkliches Vaterland, einen wirklichen Heerd zu vertheidigen hat, daß er also mit einer Begeisterung, mit einer Ausdauer, mit einer Tapferkeit kämpfen wird, vor der die maschinenmäßige Geschultheit einer modernen Armee wie Spreu auseinander fliegen muß; bedenken Sie, welche Wunder der Enthusiasmus der revolutionären Armeen

von 1792 bis 99 gethan hat, die doch nur für eine Illusion, für ein Scheinvaterland kämpften, und Sie werden einsehen müssen, von welcher Kraft ein Heer sein muß, das für keine Illusion, sondern für eine handgreifliche Wirklichkeit sich schlägt. Diese unzähligen Massen von Arbeitskräften also, welche jetzt den civilisirten Völkern durch die Armeen entzogen werden, würden in einer communistischen Organisation sonach der Arbeit zurückgegeben werden; sie würden nicht nur soviel erzeugen, wie sie verbrauchen, sondern noch weit mehr Producte, als zu ihrem Unterhalt nöthig sind, an die öffentlichen Vorrathshäuser abliefern können.

Eine noch viel schlimmere Verschwendung von Arbeitskräften findet sich in der bestehenden Gesellschaft in der Art, wie die Reichen ihre sociale Stellung ausbeuten. Ich will von dem vielen unnützen und geradezu lächerlichen Luxus, der seine Quelle nur in der Sucht sich auszuzeichnen hat und eine Menge Arbeitskräfte in Anspruch nimmt, gar nicht sprechen. Aber gehen Sie, m. H., einmal geradezu in das Haus, das innerste Heiligthum eines Reichen, und sagen Sie mir, ob es nicht die tollste Vergeudung von Arbeitskraft ist, wenn hier eine Menge von Menschen zur Bedienung eines Einzigen in Anspruch genommen und mit Faulenzen, oder wenn es hoch kommt, nur mit solchen Arbeiten beschäftigt werden, die ihre Quelle in der Isolirung jedes Menschen auf seine vier Wände haben? Diese Menge Dienstmädchen, Köchinnen, Lakaien, Kutscher, Hausknechte, Gärtner und wie sie alle heißen, was thun sie denn eigentlich? Wie wenig Augenblicke sind sie des Tages beschäftigt, um ihrer Herrschaft das Leben wirklich angenehm zu machen, um der Herrschaft die freie Ausbildung und Ausübung ihrer menschlichen Natur und ihrer angebornen Kräfte zu erleichtern — und wie viele Stunden des Tages sind sie mit Arbeiten beschäftigt, die nur in der schlechten Einrichtung unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse ihre Ursache haben — hinten auf dem Wagen stehen, den Marotten der Herrschaft zu Diensten sein, Schooßhunde nachtragen und andre Lächerlichkeiten. In der vernünftig organisirten Gesellschaft, wo Jeder in die Lage versetzt wird, leben zu

können, auch ohne den Marotten der Reichen zu fröhnen und ohne auf solche Marotten zu verfallen — in dieser Gesellschaft kann natürlich auch die jetzt so vergeudete Arbeitskraft der Luxusbedienung zum Vortheil Aller und zu ihrem eignen Vortheil verwandt werden.

Eine weitere Verschwendung von Arbeitskraft findet in der heutigen Gesellschaft ganz direct durch den Einfluß der Concurrenz statt, indem diese eine große Anzahl brodloser Arbeiter schafft, die gern arbeiten möchten, aber keine Arbeit erhalten können. Da nämlich die Gesellschaft gar nicht darauf eingerichtet ist, von der wirklichen Verwendung der Arbeitskräfte Notiz nehmen zu können, da es jedem Einzelnen überlassen ist, sich eine Erwerbsquelle zu suchen, so ist es ganz natürlich, daß bei der Vertheilung der wirklich oder scheinbar nützlichen Arbeiten eine Anzahl Arbeiter leer ausgehen. Dies ist um so eher der Fall, als der Kampf der Concurrenz jeden Einzelnen antreibt, seine Kräfte auf's höchste anzustrengen, alle Vortheile zu benutzen, die sich ihm bieten, theure Arbeitskräfte durch wohlfeilere zu ersetzen, wozu die steigende Civilisation täglich mehr und mehr Mittel bietet — oder, mit andern Worten, ein Jeder muß daran arbeiten, Andre brodlos zu machen, die Arbeit Andrer auf die eine oder die andre Weise zu verdrängen. So findet sich denn in jeder civilisirten Gesellschaft eine große Anzahl arbeitsloser Leute, die gern arbeiten möchten, aber keine Arbeit finden, und diese Anzahl ist größer, als man gewöhnlich glaubt. Da finden wir diese Leute denn, wie sie sich auf die eine oder andre Weise prostituiren, betteln, Straßen kehren, an den Ecken stehen, von gelegentlichen kleinen Diensten mit Mühe und Noth Leib und Seele zusammen halten, mit allen erdenklichen kleinen Waaren höckern und herumhausiren — oder, wie wir es heute Abend an ein paar armen Mädchen gesehen haben, mit der Guitarre von Ort zu Ort ziehen, für Geld spielen und singen, genöthigt, sich jede unverschämte Ansprache, jede beleidigende Zumuthung gefallen zu lassen, um nur ein paar Groschen zu verdienen. Wie Viele endlich gibt es, die der eigentlichen Prostitution als Opfer verfallen! M. H., die Anzahl dieser Brodlosen, denen

nichts übrig bleibt, als auf die eine oder die andre Weise sich zu prostituiren, ist sehr groß — unsre Armenverwaltungen wissen davon zu erzählen — und vergessen Sie nicht, daß die Gesellschaft diese Leute trotz ihrer Nutzlosigkeit auf die eine oder die andre Art dennoch ernährt. Wenn also die Gesellschaft die Kosten für ihren Unterhalt zu tragen hat, so sollte sie auch dafür sorgen, daß diese Arbeitslosen ihren Unterhalt ehrbar verdienten. Das aber kann die jetzige, concurrirende Gesellschaft nicht.

Wenn Sie, m. H., dies Alles bedenken — und ich hätte noch eine Menge anderer Beispiele anführen können, wie die jetzige Gesellschaft ihre Arbeitskräfte vergeudet — wenn Sie dies bedenken, so werden Sie finden, daß der menschlichen Gesellschaft ein Ueberfluß an Productionskräften zu Gebote steht, der nur auf eine vernünftige Organisation, auf eine geordnete Vertheilung wartet, um mit dem größten Vortheil für Alle in Thätigkeit zu treten. Sie werden hiernach, m. H., beurtheilen können, wie wenig die Befürchtung gegründet ist, als müßte bei einer gerechten Vertheilung der gesellschaftlichen Thätigkeit dem Einzelnen eine solche Last von Arbeit zufallen, daß sie ihm alle Beschäftigung mit anderen Dingen unmöglich mache. Im Gegentheil können wir annehmen, daß bei einer solchen Organisation die jetzt übliche Arbeitszeit des Einzelnen schon durch die Benutzung der jetzt gar nicht oder unvortheilhaft angewandten Arbeitskräfte auf die Hälfte reducirt werden wird.

Die Vortheile indeß, welche die communistische Einrichtung durch Benutzung verschwendeter Arbeitskräfte bietet, sind noch nicht die bedeutendsten. Die größte Ersparniß von Arbeitskraft liegt in der Vereinigung der einzelnen Kräfte zur socialen Collectivkraft und in der Einrichtung, welche auf diese Concentration der bis jetzt einander gegenüberstehenden Kräfte beruht. Ich will mich hier an die Vorschläge des englischen Socialisten Robert Owen anschließen, da diese die praktischsten und am meisten ausgearbeiteten sind. Owen schlägt vor, an die Stelle der jetzigen Städte und Dörfer mit ihren vereinzelten, einander im Wege stehenden Wohnhäusern große Paläste aufzuführen, die, in einem Quadrat von etwa 1650 Fuß Länge

und Breite gebaut, einen großen Garten einschließen und etwa zwei bis dreitausend Menschen bequem beherbergen können. Daß ein solches Gebäude, während es den Einwohnern die Bequemlichkeiten der besten jetzigen Wohnungen bietet, dennoch weit wohlfeiler und leichter zu errichten ist, als die nach dem jetzigen System für eben so viele Leute benöthigten, größtentheils schlechteren Einzelwohnungen, liegt auf der Hand. Die vielen Zimmer, die jetzt fast in jedem anständigen Hause leer stehen oder ein bis zweimal des Jahres gebraucht werden, fallen ohne alle Unbequemlichkeit weg; die Ersparniß an Raum für Vorrathskammern, Keller ꝛc. ist ebenfalls sehr groß. — Gehen wir aber auf das Detail der Hauswirthschaft ein, so werden wir erst recht die Vortheile der Gemeinschaft einsehen. Welch eine Menge von Arbeit und Material wird nicht bei der jetzigen, zersplitterten Wirthschaft verschwendet — z. B. bei der Heizung! Sie müssen für jedes Zimmer einen besonderen Ofen haben; ein jeder Ofen will besonders geheizt, in Brand gehalten, beaufsichtigt werden; das Brennmaterial muß nach allen diesen verschiedenen Orten hingebracht, die Asche weggeholt werden; wie viel einfacher und wohlfeiler ist es nicht, an die Stelle dieser vereinzelten Heizung eine großartige Gesammtheizung, z. B. mit Dampfröhren und einem einzigen Heizungscentrum, zu setzen, wie dies schon jetzt in großen Gesellschaftslocalen, Fabriken, Kirchen ꝛc. geschieht! Ferner die Beleuchtung durch Gas, die jetzt noch dadurch kostspielig wird, daß selbst die dünneren Röhren unter der Erde liegen müssen, und die Röhren überhaupt wegen des großen Raumes, der in unseren Städten zu beleuchten ist, von unverhältnißmäßiger Länge sein müssen, während bei der vorgeschlagenen Einrichtung Alles auf einem Raume von 1650 Fuß im Quadrat concentrirt, und die Menge der brennenden Gasflammen dennoch ebenso groß, das Resultat also mindestens ebenso lohnend ist, wie in einer mäßigen Stadt. Dann die Bereitung der Mahlzeiten — welche Verschwendung von Raum, Material und Arbeitskraft bei der jetzigen zersplitterten Wirthschaft, wo jede Familie ihr Bischen Essen besonders kocht, ihr apartes Geschirr hat, ihre aparte Köchin anstellt, ihre Speisen apart vom Markte, aus dem Garten, vom

Fleischer und Bäcker holen muß! Man kann ruhig annehmen, daß bei einer gemeinschaftlichen Speisebereitung und Aufwartung zwei Drittel der jetzt bei dieser Arbeit beschäftigten Arbeitskräfte erspart und das übrige Drittel dennoch seine Arbeit besser und aufmerksamer wird verrichten können, als dies jetzt geschieht. Und endlich die Hausarbeiten selbst! Wird sich ein solches Gebäude nicht unendlich viel leichter reinigen und in gutem Stande halten lassen, wenn, wie es hier möglich ist, diese Art der Arbeit gleichfalls organisirt und regelmäßig vertheilt ist, als die zwei- bis dreihundert getrennten Häuser, welche bei der jetzigen Einrichtung die Wohnungen einer gleichen Zahl sein würden?

Dies, m. H., sind einige wenige von den unendlichen Vortheilen, welche in ökonomischer Beziehung aus der communistischen Organisation der menschlichen Gesellschaft hervorgehen müssen. Es ist uns nicht möglich, in einigen Stunden und mit wenigen Worten unser Princip Ihnen klar zu machen und gehörig nach allen Seiten hin zu begründen. Dies ist auch keineswegs unsere Absicht. Wir können und wollen Nichts, als über einige Punkte Aufklärung geben und Diejenigen, denen die Sache noch fremd ist, zum Studium derselben veranlassen. Und soviel wenigstens hoffen wir Ihnen heute Abend klar gemacht zu haben, daß der Communismus weder der menschlichen Natur, dem Verstand und dem Herzen widerstrebt, noch daß er eine Theorie ist, die, ohne irgend Rücksicht auf die Wirklichkeit zu nehmen, blos in der Phantasie ihre Wurzel hat.

Man fragt, wie denn diese Theorie in die Wirklichkeit einzuführen sei, welche Maßregeln wir vorzuschlagen haben, um ihre Einführung vorzubereiten. Es gibt verschiedene Wege zu diesem Ziele; die Engländer werden wahrscheinlich damit beginnen, daß sie einzelne Colonieen errichten und es Jedem überlassen, ob er beitreten will oder nicht; die Franzosen dagegen werden wohl den Communismus auf nationalem Wege vorbereiten und durchführen. Wie die Deutschen es anfangen werden, darüber läßt sich bei der Neuheit der socialen Bewegung in Deutschland wenig sagen. Einstweilen will ich unter den vielen möglichen Wegen der Vorbereitung nur einen einzigen erwähnen, von dem in der letzten

Zeit mehrfach die Rede gewesen ist — nämlich die Durchführung dreier Maßregeln, welche nothwendig den praktischen Communismus zur Folge haben müssen.

Die erste würde eine allgemeine Erziehung aller Kinder ohne Ausnahme auf Staatskosten sein — eine Erziehung, welche für Alle gleich ist und bis zu dem Zeitpunkte fortdauert, in dem das Individuum fähig ist, als selbstständiges Mitglied der Gesellschaft aufzutreten. Diese Maßregel würde nur ein Act der Gerechtigkeit gegen unsere mittellosen Mitbrüder sein, da offenbar jeder Mensch ein Anrecht auf die vollständige Entwickelung seiner Fähigkeiten besitzt, und die Gesellschaft sich doppelt an den Einzelnen vergeht, wenn sie die Unwissenheit zu einer nothwendigen Folge der Armuth macht. Daß die Gesellschaft mehr Vortheil von gebildeten, als von unwissenden, rohen Mitgliedern hat, liegt auf der Hand — und wenn ein gebildetes Proletariat, wie das wohl zu erwarten steht, nicht gesonnen sein würde, in der unterdrückten Stellung zu bleiben, in der unser heutiges Proletariat sich befindet, so ist doch ebenfalls nur von einer gebildeten Arbeitsclasse die Ruhe und Besonnenheit zu erwarten, welche zu einer friedlichen Umbildung der Gesellschaft nöthig ist. Daß das ungebildete Proletariat aber ebenfalls keine Lust hat, in seiner Lage zu bleiben, das beweisen uns die schlesischen und böhmischen Unruhen auch für Deutschland — von anderen Völkern gar nicht zu sprechen.

Die zweite Maßregel wäre eine totale Reorganisation des Armenwesens, der Art, daß die sämmtlichen brodlosen Bürger in Colonieen untergebracht würden, in welchen sie mit Agricultur- und Industriearbeit beschäftigt und ihre Arbeit zum Nutzen der ganzen Colonie organisirt würde. Bis jetzt hat man die Capitalien der Armenverwaltung auf Zinsen ausgeliehen und so den Reichen neue Mittel gegeben, die Besitzlosen auszubeuten. Man lasse endlich einmal diese Capitalien wirklich zum Nutzen der Armen arbeiten, man verwende den ganzen Ertrag dieser Capitalien, nicht blos ihre drei Procent Zinsen, für die Armen, man gebe ein großartiges Beispiel der Association von Capital und Arbeit! Auf diese Weise würde die Arbeitskraft aller Brod-

losen zum Nutzen der Gesellschaft verwendet, sie selbst aus demoralisirten, gedrückten Paupers in sittliche, unabhängige, thätige Menschen verwandelt und in eine Lage versetzt, die sehr bald den vereinzelten Arbeitern beneidenswerth erscheinen und die durchgreifende Reorganisation der Gesellschaft vorbereiten würde.

Zu diesen beiden Maßregeln gehört Geld. Um dies aufzubringen und um zugleich die sämmtlichen bisherigen, ungerecht vertheilten Steuern zu ersetzen, wird in dem vorliegenden Reformplane eine allgemeine progressive Capitalsteuer vorgeschlagen, deren Procentsatz mit der Größe des Capitals steigt. Auf diese Weise würde die Last der öffentlichen Verwaltung von einem Jeden nach seiner Fähigkeit getragen werden und nicht mehr, wie bisher in allen Ländern, hauptsächlich auf die Schultern derer fallen, die am wenigsten im Stande sind, sie zu erschwingen. Ist doch im Grunde das Princip der Besteuerung ein rein communistisches, da das Recht der Steuererhebung in allen Ländern aus dem sogenannten Nationaleigenthume abgeleitet wird. Denn entweder ist das Privateigenthum heilig, so gibt es kein Nationaleigenthum, und der Staat hat nicht das Recht Steuern zu erheben; oder der Staat hat dies Recht, dann ist das Privateigenthum nicht heilig, dann steht das Nationaleigenthum über dem Privateigenthume, und der Staat ist der wahre Eigenthümer. Dies letztere Princip ist das allgemein anerkannte — nun gut, m. H., wir verlangen vor der Hand ja nur, daß einmal Ernst mit diesem Princip gemacht werde, daß der Staat sich zum allgemeinen Eigenthümer erkläre und als solcher das öffentliche Eigenthum zum öffentlichen Besten verwalte — und daß er als ersten Schritt hierzu einen Modus der Besteuerung einführe, der sich nur nach der Fähigkeit eines Jeden zur Steuerzahlung und nach dem wirklichen öffentlichen Besten richte.

Sie sehen also, m. H., daß es nicht darauf abgesehen ist, die Gütergemeinschaft über Nacht und wider den Willen der Nation einzuführen, sondern daß es sich vor Allem nur um die Feststellung des Zweckes und der Mittel und Wege handelt, wie wir diesem Ziele entgegen gehen können. Daß aber das communistische Princip das der Zukunft sein wird, dafür spricht der

Entwickelungsgang aller civilisirten Nationen, dafür spricht die rasch fortschreitende Auflösung aller bisherigen socialen Institutionen, dafür spricht die gesunde menschliche Vernunft und vor Allem das menschliche Herz.

G. A. Köttgen: Sie haben gehört, meine Herren, daß Vernunft, Gerechtigkeit und weise Selbstliebe die gemeinschaftliche, organisirte Bethätigung aller unserer Fähigkeiten und Kräfte eben so wünschenswerth, wie ausführbar machen; in dieser Gemeinschaft allein ist es möglich, daß Jeder die wahre Freiheit, das vollkommene Lebensglück genießen kann. Die seichte Besorgniß, daß die persönliche Freiheit im Communismus vernichtet werde, bezeugt ein eben so plumpes Mißverständniß der Freiheit, wie des Communismus. Die wahre Freiheit ist nicht ein Freibrief, allen thörichten und frevelhaften, dem eigentlichen Wesen des Menschen feindlichen Launen und Gelüsten ungehindert leben zu können — das wäre die Freiheit der Thiere in der Wildniß — sondern das Recht, allen gesunden und der menschlichen Natur entsprechenden Neigungen und Kräften und Fähigkeiten leben zu können. Wie wenig wir aber diese Freiheit in unsrer Gesellschaft besitzen, wie vielmehr nur im gemeinschaftlichen, organisirten Zusammenwirken der Menschen dieselbe zu erzielen ist, das werden Sie einsehen, wenn Sie nur einen Blick auf die Natur des menschlichen Wesens werfen. Wir sind von Geburt an und bleiben lebenslänglich sehr hülfsbedürftig; wir gebrauchen Kleidung und Wohnung, die wir uns nur durch die Hülfe unsrer Mitmenschen verschaffen können; wir verlangen Bequemlichkeiten und Genüsse, die wir lediglich vermittelst der Gesellschaft zu erreichen vermögen; besonders aber bedürfen wir zur Ausbildung unsres Geistes der Hülfe unsrer Mitmenschen so sehr, daß wir ohne sie keine Sprache, also kein Denken, also weder Künste noch Wissenschaften kennen würden — isolirt, sind wir nichts mehr, als zweibeinige Raubthiere. Wenn wir im heutigen Gesellschaftszustande uns schon über das eigentliche Thierreich, über die Thiere im Walde, erhoben haben, so kommt dies

offenbar daher, weil wir schon jetzt trotz unsrer unausgebildeten Gesellschaft doch schon in Gesellschaft leben und wirken. — Wir sind dagegen andrerseits trotz unsres gesellschaftlichen Lebens noch immer zweibeinige Raubthiere in civilisirter Form, weil wir noch in einer unausgebildeten, unorganisirten Gesellschaft, noch immer mehr oder weniger isolirt leben. Die menschliche Freiheit, das menschliche Leben kann sich nur in der ausgebildeten Gesellschaft oder Gemeinschaft, im Communismus entwickeln. Die Freiheit ist nicht, wie dies bis jetzt vom Standpunkte der Unwissenheit und Unnatur aus geglaubt wurde, Bedürfnißlosigkeit. Nein, m. H., unter Freiheit dürfen wir nur das Nichtvorhandensein alles dessen begreifen, was uns hindert, unsre menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Es gehört aber ebenso gut zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, daß Jeder arbeite, wie daß Jeder esse. Auch in unsrer jetzigen Gesellschaft stellt sich das Bedürfniß der Arbeit ein; aber weil wir in einer unorganisirten Gesellschaft leben, ist die Arbeit keine menschliche Thätigkeit, in welcher der Mensch durch seinen natürlichen Hang zur Beschäftigung Genuß findet, sondern sklavische Zwangsarbeit, welcher sich der Einzelne gegen seine Neigung unterwerfen muß, um die Mittel zu einer erbärmlichen Existenz zu gewinnen. Nicht um dieses Gewinnes wegen braucht der Mensch im Communismus zu arbeiten; in der Gemeinschaft hat Jeder eine sichere Bürgschaft für seine Familie, wie für sich; für Befriedigung seines Thätigkeitstriebes in Mechanik, Wissenschaft und Kunst, wie für seine übrige Lebensthätigkeit durch bequeme Wohnuug, Kleidung und Nahrung, Hülfe in Krankheit und Alter u. s. w. Die bisherige Gesellschaft gewährte nur wenigen ungerecht Bevorzugten einige Sicherheit ihres oft unwürdigen Lebens, wobei die Meisten dieser Bevorzugten Geist und Herz nur dürftig ausbildeten oder durch Habsucht und schändliche Lüste verdarben; die Vernünftigen und Guten, die Geistesgroßen, Herzensreinen und Willensstarken, welche die geheiligten Thorheiten und Schlechtigkeiten züchtigten, mußten von jeher heftige Beleidigungen und Lästerungen erdulden; auch sie

mußten auf alles Glück Verzicht leisten. Wir suchen vergeblich in unsrer Gesellschaft nach diesem menschlichen Glücke; wir finden es nirgend, nirgend! Nicht bei der Masse der Besitzlosen, nicht bei dem kleinen Häuflein ungerecht Bevorzugter, nicht bei den geistig Bevorzugten, welche, so gut wie die übrigen Menschen, ein Opfer unsrer Verhältnisse werden.

Vernunft, Gerechtigkeit und weise Selbstliebe zeigen uns, wie gesagt, den Communismus als wünschenswerth und ausführbar. Aber der blinde Egoismus, die thörichte Selbstsucht, das Streben nach eignem Vortheil zum Nachtheil Andrer, dieses falsche Streben, von dem man die Menschen eingenommen findet, und welches man daher irrthümlich in der menschlichen Natur begründet und nicht aus der Welt verbannen zu können glaubt, dieses falsche egoistische Streben, sagen unsre Gegner, scheine den Communismus unausführbar zu machen. — Aber, m. H., sehen Sie denn nicht, daß dieses Streben die Wirkung und Folge unsrer unvollkommnen gesellschaftlichen Zustände, nicht aber die Ursache derselben ist — daß der Mensch eben nur deshalb seinen Vortheil im Nachtheil Andrer sucht, weil er ihn in dem heutigen Zustande der gegenseitigen Entfremdung der Menschen eben nur im Nachtheil Andrer findet — daß aber nicht dieser Nachtheil, vielmehr das Wohl seiner Nebenmenschen ihn beseelen würde, wenn er sein eignes Wohl ebenso darin finden würde, wie er jetzt umgekehrt seinen Schaden darin findet? — Wie können Sie also dasjenige die Natur des Menschen nennen, was nur eine aus dem Zusammenfluß ganz äußerlicher und seiner Natur widersprechender, höchst unglückseliger Verhältnisse entsprungene Ausartung und Verirrung seiner Natur ist? — Wollen Sie etwa behaupten, daß dieser thörichte Egoismus, weil er doch, wie wir sehen, möglicherweise den Menschen beherrschen kann, seine Natur sei? — Dann, m. H., müssen Sie auch die Verrücktheit für die Natur des Menschen erklären; denn der Mensch kann auch, wie wir wissen, durch den Zusammenfluß höchst unglücklicher Verhältnisse verrückt werden. — Der vereinzelte, getrennte, isolirte Mensch, der arbeiten und sich abmühen, kämpfen

und sorgen muß, um leben zu können, muß nothwendig ein ängstlich sorgender, kleinlicher und schlechter Egoist werden; der mit seinen Nebenmenschen vereinigte Mensch aber, der für sich wirkt, indem er für Alle wirkt, muß nothwendig ein liebender, humaner, vernünftiger, freudig überzeugter Communist werden. Die Liebe, das Menschliche, die zur klaren Erkenntniß erstarkte Vernunft, sie werden die schändliche, dumme Selbstsucht verbannen und vernichten. — Sonst aber verbürgt und erfüllt die Gemeinschaft alle wirklichen Rechte und Bedürfnisse jedes Einzelnen so sehr, daß man den Egoisten allerdings den Rath geben könnte, aus **Egoismus** an der Verwirklichung des Communismus mitzuarbeiten.

Solange die Wissenschaft und Kunstthätigkeit noch nicht auf der heutigen Bildungsstufe standen, war der Communismus schon deshalb unausführbar, weil auch die bestorganisirte Arbeit nicht **allen** Menschen **alle** ihre Bedürfnisse befriedigen konnte. Jetzt aber würde, wie längst von denen, die sich mit dieser Branche befaßt haben, nachgewiesen ist, bei einer vernünftig organisirten Arbeit und bei einem gemeinschaftlichen Wirken die gesellschaftliche Arbeit so erleichtert und verringert werden, daß den Menschen die reichste Zeit, Lust und Neigung übrig blieben, sich mit freien Künsten und Wissenschaften zu beschäftigen. Schon der englische Dichter **Shelley** hat gesagt: „Es war vielleicht nothwendig, daß eine Zeit der Vorrechte und Unterdrückung herrschte, ehe eine Zeit gebildeter Gleichheit existiren konnte. Wilde wären nie zur Entdeckung von Wahrheiten, zur Erfindung von Künsten angeregt worden, wären nicht die beschränkten Motive einer solchen Zeit gewesen. Aber gewiß, nachdem der Zustand der Wildheit aufgehört hat, und die Menschen die glorreiche Laufbahn der Entdeckungen und Erfindungen angetreten haben, können Vorrechte und Unterdrückung nicht mehr nothwendig sein, um sie vor einem Rückfalle in den Zustand der Barbarei zu bewahren. — **Godwin** berechnet, daß jetzt alle Bedürfnisse des civilisirten Lebens bei einer organisirten Arbeit geschaffen werden könnten, wenn jedes Individuum täglich zwei **Stunden** arbeitete." — Die Gemeinschaft bedarf jedenfalls nur sehr geringer Zeit zu eigentlichen

Pflichtarbeiten, weil die Maschinen beliebig vermehrt und gewiß noch verbessert werden können, weil ferner diejenigen Arbeiten, welche nicht von Maschinen verrichtet, doch durch zweckmäßige, gemeinschaftliche Anordnung sehr erleichtert und bequem gemacht werden können, weil außerdem sehr viele für vernünftige Menschen unnütze Arbeiten ganz wegfallen, und weil endlich die Zahl der Menschen, welche nützlich arbeiten, durch das Aufhören der unnützen Arbeiten und des Müßigganges bedeutend vermehrt wird. Wir dürfen die freiwillige Vollziehung aller Arbeiten durch die verschiedenen Fähigkeiten und Neigungen gut erzogener und ausgebildeter Menschen, ja den schönsten Wetteifer erwarten, der nach Vertilgung des elenden Wahnes, als ob der Mensch durch diese oder jene Beschäftigung besser oder schlechter sei, im freudigen Bewußtsein der persönlichen Würdigkeit und der liebevollen Verehrung der Mitmenschen seine Anregung findet. — Obgleich wir keine Vertilgung aller Thorheiten erwarten und bedürfen, so müssen wir doch schon durch die Aufhebung des Privaterwerbes, der Gewinnsucht, der Selbstsucht, welche bei Weitem die meisten Laster und Thorheiten erzeugt, besonders aber durch eine allgemeine vernünftige Erziehung und durch das Walten der Gerechtigkeit und Liebe im öffentlichen socialen Leben die größte sittliche Veredlung unsres Geschlechts im Communismus erwarten. Den immerhin noch bleibenden Rest geistiger und moralischer Krankheit wird die Gesellschaft, wo derselbe hervortritt, zu heilen suchen und den etwa nöthigen Zwang dagegen mit größter Milde und Schonung anwenden. — Ich höre schon, wie die bornirte Aberweisheit jubelt und sich freut, daß doch auch im Communismus noch Thorheiten und Laster vorkommen können. Ihr Jubel macht auf mich den Eindruck, wie das Lachen eines Wahnsinnigen. — M. H., wir bilden uns keineswegs den Unsinn eines absolut vollkommnen Zustandes ein, der nirgend existirt, als in unserm Gehirne. Wir nehmen das Leben, wie es wirklich, nicht wie es in der, vom frommen Wunsche des Herzens erzeugten menschlichen Phantasie ist. Darum glauben wir, daß die moralischen Krankheiten ebenso wenig ganz verschwinden können, wie die physischen.

Aber bedenken Sie den gewaltigen Unterschied zwischen einem Zustande, in dem die moralische Krankheit Norm und Regel, die Gesundheit dagegen die Ausnahme ist — so ist es nämlich in der heutigen Gesellschaft — und einem Zustande, in welchem die moralische Gesundheit Norm und Regel, die Krankheit dagegen Ausnahme ist! — Es ist dies der Unterschied zwischen Gesundheit und Krankheit überhaupt; denn auch der körperlich Gesundeste ist nicht in dem Sinne gesund, daß er nicht krank werden könnte. —

M. H., wir würden den Communismus nicht für empfehlenswerth halten, wenn wir für das Bedürfniß der Nahrung, Wohnung und Kleidung, überhaupt zum Genusse aller Bequemlichkeiten und Vergnügungen die persönliche Freiheit opfern und ein Sklaventhum einführen zu müssen glaubten, welches die volle Geistesbildung unmöglich machte. Wir glauben aber — und unser Glaube ist auf die Natur und das Leben, nicht, wie der christliche Glaube, auf einen frommen Herzenswunsch begründet — wir glauben aber, sage ich, in der Gemeinschaft nicht nur gute, schmackhafte Speisen und Getränke genießen, schöne und bequeme Kleidung besitzen, sämmtlich in Palästen wohnen und angenehm reisen zu können, sondern wir glauben auch, gerade erst im Communismus die vollkommensten Geistesfrüchte erzeugen und genießen zu können, da diese nicht, wie man uns hier gesagt hat, durch die Noth, sondern trotz ihr bisher erzeugt worden sind — weil sie aus innerem Drange hervorsprießen — wie die Thaten, Entbehrungen und Leiden unzähliger großer Männer in der bisherigen Raubthiergeschichte hinlänglich beweisen. Schöne Geisteserzeugnisse werden im Communismus in bisher ungekannter Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit gedeihen — die Treibhausgewächse der Noth und Habsucht wollen wir dafür freudig entbehren. — Der bereits erwähnte englische Dichter Shelley hat auch in dieser Hinsicht schon ein wahres Wort gesprochen. Er sagte: „Ein Speculant, der jetzt seine Mitmenschen zu seinem Vortheil aussaugt, ist stolz darauf, oder heuchelt wenigstens, die „Wohlfahrt seines Vaterlandes" zu befördern, weil er eine Masse von Händen zur Bereitung von Gegenständen beschäftigt, die keinen

oder nur den Nutzen haben, daß sie den schlechten Begierden der Eitelkeit, Wollust und Prunksucht dienen. Wie manche Fête wurde gegeben, wie manche „patriotische" Dame verdunkelte ihre Schönheit durch ihren abgeschmackten Putz, um — den „armen Arbeiter" zu unterstützen! die „inländische Industrie" zu befördern! — Man ermuntert die Proletarier zu arbeiten, woran? Nicht an dem Brod, nach dem sie hungern, nicht an den Betten, deren Mangel ihre Säuglinge in der Kälte ihrer erbärmlichen Hütten erfrieren läßt, nicht an den Bequemlichkeiten der Civilisation Theil zu nehmen, ohne welche Bequemlichkeiten der civilisirte Mensch weit elender ist, als der Wilde, weil er, verfolgt von allen hinterlistigen Uebeln der Civilisation, täglich den verhöhnenden Anblick ihrer Wohlthaten vor Augen hat; nein, für den Hochmuth der Gewalt soll er arbeiten, für die elende Isolirung des Stolzes, für die falschen Freuden des hundertsten Theiles der Gesellschaft! — Die Bequemlichkeiten, welche wesentlich zum Bestehen des Menschengeschlechtes und zu seiner Ausbildung beitragen, bilden einen sehr kurzen Katalog und verlangen nur eine kleine Anstrengung unseres Fleißes. Würden diese allein geschaffen, und würde die zu ihrer Herbeischaffung nöthige Arbeit gleichmäßig unter Alle vertheilt, so wäre jedes Menschen Antheil Arbeit leicht und gering und sein Antheil Muße groß. — Es gab eine Zeit, wo diese Muße einen vergleichungsweise kleinen Werth gehabt hätte; es steht zu hoffen, daß eine Zeit kommt, wo sie zu den wichtigsten Zwecken angewandt wird. Jene Stunden, die nicht zur Herbeischaffung der ersten Lebensbedürfnisse erforderlich sind, mögen der Ausbildung des Geistes, der Bereicherung unserer Kenntnisse, der Verfeinerung unseres Geschmackes gewidmet werden und uns neue und gewähltere Quellen des Genusses eröffnen."

M. H., ich will schließlich noch einen Gegenstand berühren, der zu den ersten Uebeln unserer Zustände gerechnet werden muß und nur durch den Communismus glücklich reformirt werden kann — ich meine die Liebe und Ehe. — Das niederträchtige Bewußtsein, welches wir im heutigen Leben über diesen Punkt haben, hat in Bezug auf die Liebe im Communismus dieselben Albernheiten verbreitet, wie in Bezug auf den Besitz. So wie

man vom Besitze zu sagen pflegt, daß im Communismus immer „getheilt" wird (weil man sich ohne Criminalgesetze gegen den Diebstahl heutzutage mit Recht nur eine allgemeine Räuberei denken kann), eben so pflegt man von der Liebe im Communismus anzunehmen, daß „Weibergemeinschaft" stattfinden würde (weil man ohne eheliche Sklavenbande und Criminalgesetze gegen die bestialischen Ausartungen der Liebe sich heutzutage, ebenfalls mit Recht, nur eine allgemeine Unzucht und Nothzucht denken kann). — Sie sehen schon, m. H., daß das böse Gewissen unserer heutigen Betrüger und Wollüstlinge sich höchstens bis zum straflosen Verbrechen, nicht bis zur Unschuld versteigen kann. — Ich sage Unschuld, womit ich keineswegs die christliche Ertödtung der gesunden, natürlichen und menschlichen Triebe, sondern deren Befriedigung, aber Befriedigung in menschlicher Weise verstehe. Die gesunden, natürlichen Triebe der Menschen können aber nur dann in der rechten, menschlichen Weise befriedigt werden, wenn ihnen kein Zwang angethan, wenn ihnen ihre Freiheit gelassen wird — sonst arten sie aus und befriedigen sich in unmenschlicher, unnatürlicher, krankhafter Weise. — Die Liebe war bisher selten etwas Anderes, als Heuchelei und Unnatur — in der Lohnhurerei Prostitution — in den heuchlerischen Geldheirathen und Convenienzverbindungen nicht viel weniger — in der verrückten Persönlichkeitsanbetung ekelhafter Götzendienst — in allen Arten ihrer bestialischen Befriedigung Schändung des Leibes und Geistes zugleich. — Die Liebe war bis jetzt nie frei; die Geliebten mußten sich gegenseitig zu Leibeigenen machen, wenn sie nicht größerem Unglücke, welches in Folge des Privateigenthums und der darauf begründeten Ehegesetze leicht entstehen konnte, sich aussetzen, wenn sie nicht Haß und Beleidigungen erdulden und ihre Kinder unglücklich machen wollten. — In der vernünftigen Gesellschaft kann und wird die Liebe allein Mann und Weib gegenseitig verbinden. Wo die Liebe sich als eine jugendliche Täuschung zeigt, wird Trennung folgen können, welche jedenfalls minder unsittlich und verderblich ist, als eine gegenseitige Leibeigenschaft. — Wir dürfen erwarten, daß die

Liebenden im Bewußtsein der gegenseitigen Freiheit liebenswürdiger bleiben, als in der Zwangsjacke der bisherigen Ehegesetze; daß sie zufällige Kränkung und kleine Mißverständnisse eher dulden, die Reizungen der Lüsternheit leichter besiegen und, mit seltener Ausnahme, in wahrhaft glücklicher Ehe leben werden.*)

Die gedankenarmen, inhaltslosen Anstrengungen und Kämpfe der politisch Liberalen oder auch Radicalen können keine Hülfe gegen die Leiden der Menschheit bieten. Ihre Thätigkeit ist höchstens als eine Steinbrecherarbeit und als Handlangerdienst zum großen Bau des wahren Menschenglückes zu betrachten und zu beachten. — In der täglich wachsenden Armuth und

*) Selbst die Verbindung der Geschlechter ist nicht von dem Despotismus positiver Gesetze befreit. Liebe welkt unter dem Zwang: ihr eigenthümliches Element ist Freiheit. Ein Ehemann und eine Ehefrau sollen so lange mit einander vereinigt bleiben, wie sie einander lieben. — Die Ueberzeugung, daß die Ehe unauflöslich ist, hat die stärkste aller Versuchungen zur Verderbtheit auszustehn: sie duldet ohne Abhülfe in Bitterkeit alle kleinen Tyranneien des häuslichen Lebens, wenn sie weiß, daß ihr Opfer ohne Widerruf ist. Wenn diese Verbindung auf eine rationale Basis gebracht würde, so würde Jeder überzeugt sein, daß die üble Laune mit einer Trennung endigte, und dieses Laster bändigen. Prostitution ist das legitime Kind der Ehe, des Privateigenthums und der sie begleitenden Irrthümer. Ein raffinirteres, der menschlichen Glückseligkeit feindseligeres System ist wohl nicht auszusinnen, als die Ehe. Ich halte dafür, daß aus der Auflösung der Ehe das richtige und naturgemäße Verhältniß der Vermischung der Geschlechter hervorgehen würde. Auf keine Weise sage ich, daß eine Verbindung auf solchem Fuße eine mit Mehreren sein würde; im Gegentheil scheint mir, aus dem Verhältniß der Aeltern zum Kinde, daß sie für gewöhnlich von langer Dauer sein würde und vor allen andern durch Großmuth und Hingebung ausgezeichnet. Was aus der Aufhebung der Ehe entspringen würde, wäre naturgemäß und richtig, weil Wahl und Wechsel vom Zwange befreit würden. Wie würde die heutige Moral, in steife Schnürbrust und Flittertand gekleidet, vor ihrem eignen ekeln Abbilde zurückschrecken, wenn sie in den Spiegel der Natur sähe! —

(Aus Shelley's Anmerkungen zur Königin Mab.)

Unsittlichkeit, in der Ausbeutung des Volkes durch das Geldvermögen der Reichen und Listigen, in den gefährlichen Wirkungen des erbitterten Zweifels der Mißhandelten, welche nicht mehr glauben wollen, daß eine göttliche, liebende Vorsehung die Leiden angeordnet habe, welche sie darniederdrücken, in diesen und unzähligen Zeichen der Zeit müssen wir den baldigen Ausbruch eines Verzweiflungskampfes und Rachekrieges erblicken, welcher Millionen unschuldiger Wesen verderben, die besseren Früchte der Civilisation, mitsammt den schlechten, unter Trümmern begraben, eine neue Barbarei hervorrufen und thierischen Gewalten die Wiederherrschaft bereiten könnte, wenn wir uns nicht bald friedlich vereinigen und diejenigen Mittel anwenden, welche auf einem friedlichen Wege aus den jetzigen Zuständen in die der Gemeinschaft hinüber führen.

Friedrich Engels: Meine Herren! Bei unserer letzten Zusammenkunft ist mir vorgeworfen worden, daß ich meine Beispiele und Belege fast nur aus fremden Ländern, namentlich aus England, genommen habe. Man hat gesagt, Frankreich und England gehe uns Nichts an, wir lebten in Deutschland, und es sei unsere Sache, die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit des Communismus für Deutschland zu beweisen. Man hat zugleich uns vorgeworfen, die historische Nothwendigkeit des Communismus überhaupt keineswegs genügend dargethan zu haben. Dies ist ganz richtig und war auch nicht anders möglich. Eine historische Nothwendigkeit läßt sich nicht in so kurzer Zeit beweisen, wie die Congruenz zweier Dreiecke, sie kann nur durch Studium und Eingehen auf weitläuftige Voraussetzungen bewiesen werden. Ich will indeß heute das Meinige thun, um diese beiden Vorwürfe zu beseitigen; ich werde zu beweisen suchen, daß der Communismus für Deutschland — wenn keine historische, doch eine ökonomische Nothwendigkeit ist.

Betrachten wir zuerst die gegenwärtige sociale Lage Deutschlands. Daß viel Armuth unter uns existirt, ist bekannt. Schlesien und Böhmen haben selbst gesprochen. Von der Armuth der Mosel- und Eifelgegenden wußte die Rheinische Zeitung viel zu

erzählen. Im Erzgebirge herrscht seit undenklicher Zeit fortwährendes großes Elend. Nicht besser sieht es in der Senne und den westphälischen Leinendistricten aus. Von allen Gegenden Deutschlands her wird geklagt, und es ist auch nicht anders zu erwarten. Unser Proletariat ist zahlreich und muß es sein, wie wir bei der oberflächlichsten Betrachtung unserer socialen Lage einsehen müssen. Daß in den Industriebezirken ein zahlreiches Proletariat sein muß, liegt in der Natur der Sache. Die Industrie kann nicht ohne eine große Anzahl von Arbeitern existiren, die ihr gänzlich zu Gebote stehen, nur für sie arbeiten und auf jeden anderen Erwerb verzichten, die industrielle Beschäftigung macht bei dem Bestehen der Concurrenz jede andere Beschäftigung unmöglich. Daher finden wir in allen Industriedistricten ein Proletariat, das zu zahlreich, zu augenscheinlich ist, als daß es geläugnet werden könnte. — In den Ackerbaudistricten dagegen soll kein Proletariat existiren, wie von vielen Seiten her behauptet wird. Aber wie ist dies möglich? In den Gegenden, wo großer Grundbesitz vorherrscht, ist ein solches Proletariat nothwendig; die großen Wirthschaften haben Knechte und Mägde nöthig, können nicht ohne Proletarier existiren. In den Gegenden, wo der Grundbesitz parcellirt ist, läßt sich das Aufkommen einer besitzlosen Classe ebenfalls nicht vermeiden; man theilt die Güter bis zu einem gewissen Grade, und dann hört das Theilen auf; und da dann nur Einer aus der Familie das Gut übernehmen kann, so müssen die Anderen wohl Proletarier, besitzlose Arbeiter werden. Dabei geht das Theilen denn gewöhnlich so lange voran, bis das Gut zu klein ist, um eine Familie ernähren zu können, und es bildet sich eine Classe von Leuten, die wie die kleine Mittelclasse der Städte, einen Uebergang aus der besitzenden in die besitzlose Classe bildet, durch ihren Besitz von anderer Beschäftigung zurückgehalten und doch nicht befähigt ist, von ihm zu leben. Auch unter dieser Classe herrscht großes Elend.

Daß dieses Proletariat an Zahl stets zunehmen muß, dafür bürgt uns die zunehmende Verarmung der Mittelclassen, von der ich heute vor acht Tagen ausführlich sprach, und die Tendenz des Capitals, sich in wenigen Händen zu concentriren Ich brauche

heute wohl auf diese Punkte nicht zurückzukommen und bemerke nur, daß diese Ursachen, welche das Proletariat fortwährend erzeugen und vermehren, dieselben bleiben und dieselben Folgen haben werden, so lange die Concurrenz besteht. Unter allen Umständen muß das Proletariat nicht nur forteristiren, sondern auch sich fortwährend ausdehnen, eine immer drohendere Macht in unserer Gesellschaft werden, so lange wir fortfahren, Jeder auf seine eigne Faust und im Gegensatz zu allen anderen zu produciren. Das Proletariat wird aber einmal eine Stufe der Macht und Einsicht erreichen, bei der es sich den Druck des ganzen socialen Gebäudes, das fortwährend auf seinen Schultern ruht, nicht mehr wird gefallen lassen, wo es eine gleichmäßigere Vertheilung der socialen Lasten und Rechte verlangen wird; und dann wird — wenn sich die menschliche Natur bis dahin nicht ändert — eine sociale Revolution nicht zu vermeiden sein.

Dies ist eine Frage, auf die unsere Oekonomen bis jetzt noch gar nicht eingegangen sind. Sie kümmern sich nicht um die Vertheilung, sondern bloß um die Erzeugung des Nationalreichthums. Wir wollen indeß für einen Augenblick davon abstrahiren, daß, wie eben bewiesen, eine sociale Revolution überhaupt schon die Folge der Concurrenz ist; wir wollen einmal die einzelnen Formen, unter denen die Concurrenz auftritt, die verschiedenen ökonomischen Möglichkeiten für Deutschland betrachten und sehen, was die Folge einer jeden sein muß.

Deutschland — oder genauer zu sprechen, der deutsche Zollverein, hat für den Augenblick einen **Juste-milieu**-Zolltarif. Unsere Zölle sind zu wirklichen Schutzzöllen zu niedrig, zur Handelsfreiheit zu hoch. So sind drei Dinge möglich: Entweder gehen wir zur vollständigen Handelsfreiheit über, oder wir schützen unsere Industrie durch hinreichende Zölle, oder wir bleiben bei dem jetzigen System. Sehen wir die einzelnen Fälle an.

Wenn wir die Handelsfreiheit proclamiren und unsere Zölle aufheben, so ist unsere gesammte Industrie mit Ausnahme weniger Zweige ruinirt. Von Baumwollspinnerei, von mechanischer Weberei, von den meisten Zweigen der Baumwollen- und Wollenindustrie, von bedeutenden Branchen der Seidenindustrie,

von beinahe der ganzen Eisengewinnung und Eisenverarbeitung kann dann keine Rede mehr sein. Die in allen diesen Zweigen plötzlich brodlos gewordenen Arbeiter würden in Masse auf den Ackerbau und die Trümmer der Industrie geworfen werden, der Pauperismus würde überall aus dem Boden wachsen, die Centralisation des Besitzes in den Händen Weniger würde durch eine solche Krisis beschleunigt werden, und, nach den Vorgängen in Schlesien zu urtheilen, wäre die Folge dieser Krisis nothwendig eine sociale Revolution.

Oder wir verschaffen uns Schutzzölle. Diese sind neuerdings die Schooßkinder unserer meisten Industriellen geworden und verdienen daher nähere Betrachtung. Herr List hat die Wünsche unserer Capitalisten in ein System gebracht, und an dieses von ihnen ziemlich allgemein als Credo anerkannte System will ich mich halten. Herr List schlägt allmälig steigende Schutzzölle vor, die endlich hoch genug werden sollen, daß sie dem Fabrikanten den inländischen Markt sichern; dann sollen sie eine Zeitlang auf dieser Höhe bleiben und dann allmälig wieder erniedrigt werden, so daß endlich, nach einer Reihe von Jahren, aller Schutz aufhört. Nehmen wir einmal an, dieser Plan werde ausgeführt, die steigenden Schutzzölle seien decretirt. Die Industrie wird sich heben, das noch müßige Capital wird sich auf industrielle Unternehmungen werfen, die Nachfrage nach Arbeitern und mit ihr der Lohn wird steigen, die Armenhäuser leeren sich, es tritt ein allem Anscheine nach höchst blühender Zustand ein. Dies dauert so lange, bis unsre Industrie ausgedehnt genug ist, um den heimischen Markt zu versorgen. Weiter kann sie sich nicht ausdehnen, denn da sie den heimischen Markt ohne Schutz nicht behaupten kann, so wird sie noch viel weniger auf neutralen Märkten gegen die auswärtige Concurrenz etwas ausrichten. Jetzt, meint Herr List, würde indeß die inländische Industrie schon stark genug sein, um weniger Schutz zu bedürfen, und die Herabsetzung könne anfangen. Geben wir dies für einen Augenblick zu. Die Zölle werden erniedrigt. Wenn nicht bei der ersten, so tritt doch ganz gewiß bei der zweiten oder dritten Zollherabsetzung eine solche Verringerung des Schutzes ein, daß die auswärtige

— sagen wir geradezu die englische Industrie auf dem deutschen Markte mit unsrer eignen concurriren kann. Herr List wünscht dies selbst. Was werden aber die Folgen davon sein? Die deutsche Industrie hat von diesem Augenblicke an alle Schwankungen, alle Krisen der englischen mit auszuhalten. Sobald die überseeischen Märkte mit englischen Waaren überfüllt sind, werden die Engländer, gerade wie sie es jetzt thun, und wie Herr List es mit vieler Rührung schildert, ihre sämmtlichen Vorräthe auf den deutschen Markt, den nächsten zugänglichen, werfen und so den Zollverein wieder zu ihrem „Trödelmagazin“ machen. Dann wird die englische Industrie sich bald wieder erheben, weil sie die ganze Welt zum Markte hat, weil die ganze Welt ihrer nicht entbehren kann, während die deutsche nicht einmal für ihren eignen Markt unentbehrlich ist, während sie in ihrem eignen Hause die Concurrenz der Engländer fürchten muß und an dem Ueberfluß der während der Krisis ihren Abnehmern zugeworfenen englischen Waaren laborirt. Dann wird unsre Industrie alle schlechten Perioden der englischen bis auf die Hefen zu kosten haben, während sie an den Glanzperioden dieser letzteren nur bescheidenen Antheil nehmen kann — kurz, dann werden wir gerade soweit sein, wie wir jetzt sind. Und damit wir gleich das Endresultat bekommen, dann wird derselbe gedrückte Zustand eintreten, in welchem jetzt die halbgeschützten Zweige sich befinden, dann wird ein Etablissement nach dem andern eingehen, ohne daß neue entstehen, dann werden unsre Maschinen veralten, ohne daß wir im Stande sein werden, sie durch neue, verbesserte zu ersetzen, dann wird der Stillstand in einen Rückschritt sich verwandeln, und nach Herrn List's eigner Behauptung ein Industriezweig nach dem andern verkommen und endlich ganz eingehen. Dann aber haben wir ein zahlreiches Proletariat, das durch die Industrie geschaffen wurde und nun keine Lebensmittel, keine Arbeit hat; und dann, m. H., wird dies Proletariat mit der Forderung an die besitzende Classe treten, beschäftigt und ernährt zu werden.

Das wird der Fall sein, wenn die Schutzzölle herabgesetzt werden. Nehmen wir nun an, sie würden nicht herabgesetzt, sie

blieben stehen, und man wollte abwarten, daß die Concurrenz der inländischen Fabrikanten unter sich sie illusorisch mache, um sie dann herabzusetzen. Die Folge hiervon wird sein, daß die deutsche Industrie, sobald sie im Stande ist, den heimischen Markt vollständig zu versorgen, still steht. Neue Etablissements sind nicht nöthig, da die bestehenden für den Markt ausreichen und an neue Märkte, wie schon oben gesagt, nicht zu denken ist, solange man überhaupt des Schutzes bedarf. Aber eine Industrie, deren Ausdehnung nicht fortschreitet, kann sich auch nicht vervollkommnen. Wie nach außen, wird sie nach innen stationär. Die Verbesserung der Maschinerie existirt für sie nicht. Die alten Maschinen kann man doch nicht wegwerfen, und für die neuen finden sich keine neuen Etablissements, in denen sie Anwendung finden könnten. Andre Nationen schreiten indeß voran, und der Stillstand unsrer Industrie wird wieder ein Rückschritt. Bald werden die Engländer durch ihren Fortschritt befähigt sein, so wohlfeil zu produciren, daß sie mit unsrer zurückgebliebenen Industrie trotz des Schutzzolls auf unsrem eignen Markte concurriren können, und da im Kampf der Concurrenz, wie in jedem andern Kampf, der Stärkere siegt, so ist unsre endliche Niederlage gewiß. Dann tritt derselbe Fall ein, von dem ich eben sprach: das künstlich erzeugte Proletariat wird von den Besitzenden etwas verlangen, was sie, solange sie exclusiv Besitzende bleiben wollen, nicht leisten können, und die sociale Revolution tritt ein.

Jetzt ist noch ein Fall möglich, nämlich der sehr unwahrscheinliche, daß es uns Deutschen durch die Schutzzölle gelingen werde, unsre Industrie dahin zu bringen, daß sie ohne Schutz gegen die Engländer concurriren könne. Nehmen wir an, dies sei der Fall; was wird die Folge davon sein? Sobald wir anfangen, den Engländern auf auswärtigen, neutralen Märkten Concurrenz zu machen, so wird sich ein Kampf auf Tod und Leben zwischen unsrer und der englischen Industrie erheben. Die Engländer werden alle ihre Kräfte aufbieten, um uns aus den bisher von ihnen versorgten Märkten entfernt zu halten, sie müssen es, weil sie hier an ihrer Lebensquelle, an dem gefähr-

lichsten Punkt angegriffen werden. Und mit all den Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, mit all den Vortheilen einer hundertjährigen Industrie, wird es ihnen gelingen, uns zu schlagen. Sie werden unsre Industrie auf unsren eignen Markt beschränkt halten und sie dadurch stationär machen — und dann tritt derselbe Fall ein, der eben entwickelt wurde, wir bleiben stehen, die Engländer schreiten vorwärts, und unsre Industrie ist bei ihrem unvermeidlichen Verfall nicht im Stande, das durch sie künstlich erzeugte Proletariat zu ernähren — die sociale Revolution tritt ein.

Gesetzt aber, wir besiegten die Engländer auch auf neutralen Märkten, wir rissen einen ihrer Abzugskanäle nach dem andern an uns — was hätten wir in diesem, so gut wie unmöglichen Fall, gewonnen? Im glücklichsten Fall würden wir dann die industrielle Carriere, die England uns vorgemacht hat, noch einmal durchmachen und über kurz oder lang da ankommen — wo England jetzt steht — nämlich am Vorabende einer socialen Revolution. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es aber so lange gar nicht dauern. Durch die fortwährenden Siege der deutschen Industrie würde die englische nothwendig ruinirt, und die ohnehin den Engländern bevorstehende massenhafte Erhebung des Proletariats gegen die besitzenden Classen nur beschleunigt. Die schnell eintretende Brodlosigkeit würde die englischen Arbeiter zur Revolution treiben, und wie die Dinge jetzt stehen, würde eine solche sociale Revolution auf die Länder des Continents, namentlich Frankreich und Deutschland, eine ungeheure Rückwirkung ausüben, die um so stärker werden müßte, jemehr durch die forcirte Industrie in Deutschland ein künstliches Proletariat erzeugt worden wäre. Eine solche Umwälzung würde sogleich europäisch werden und die Träume unsrer Fabrikanten von einem industriellen Monopol Deutschlands sehr unsanft stören. Daß aber eine englische und eine deutsche Industrie friedlich neben einander bestehen könnten, das macht schon die Concurrenz unmöglich. Eine jede Industrie muß, ich wiederhole es, fortschreiten, um nicht zurückzubleiben und unterzugehen, sie muß sich ausdehnen, neue Märkte erobern, fortwährend durch neue Etablissements vergrößert werden, um fortschreiten zu können. Da aber,

seitdem China offen steht, keine neuen Märkte mehr erobert werden, sondern nur die bestehenden besser ausgebeutet werden können, da also die Ausdehnung der Industrie in Zukunft langsamer gehen wird als bisher, so kann England jetzt noch viel weniger einen Concurrenten dulden, als dies bisher der Fall war. Es muß, um seine Industrie vor dem Untergange zu schützen, die Industrie aller andern Länder darniederhalten; die Behauptung des industriellen Monopols ist für England nicht mehr eine bloße Frage des größeren oder geringeren Gewinns, sie ist eine Lebensfrage geworden. Der Kampf der Concurrenz zwischen Nationen ist ohnehin schon viel heftiger, viel entscheidender als der zwischen Individuen, weil es ein concentrirterer Kampf, ein Kampf von Massen ist, den nur der entschiedene Sieg des einen und die entschiedene Niederlage des andern Theils endigen kann. Und darum würde auch ein solcher Kampf zwischen uns und den Engländern, mag sein Resultat sein, wie es will, weder für unsre, noch für die englischen Industriellen von Vortheil sein, sondern nur, wie ich eben entwickelte, eine sociale Revolution nach sich ziehen.

Wir haben demnach gesehen, m. H., was Deutschland sowohl von der Handelsfreiheit, wie von dem Schutzsystem in allen möglichen Fällen zu erwarten hat. Wir hätten nur noch eine ökonomische Möglichkeit vor uns, nämlich den Fall, daß wir bei den jetzt bestehenden **Juste-milieu**-Zöllen blieben. Wir haben aber schon oben gesehen, was die Folgen davon sein würden. Unsere Industrie müßte, ein Zweig nach dem andern, zu Grunde gehen, die Industriearbeiter würden brodlos werden, und wenn die Brodlosigkeit bis auf einen gewissen Grad gediehen, in einer Revolution gegen die besitzenden Classen losbrechen.

Sie sehen also, m. H., auch im Einzelnen das bestätigt, was ich im Anfange allgemein, von der Concurrenz überhaupt ausgehend, entwickelte — nämlich daß die unvermeidliche Folge unserer bestehenden socialen Verhältnisse unter allen Bedingungen und in allen Fällen eine sociale Revolution sein wird. Mit derselben Sicherheit, mit der wir aus gegebenen mathematischen Grundsätzen einen neuen Satz entwickeln können, mit derselben

Sicherheit können wir aus den bestehenden ökonomischen Verhältnissen und den Principien der Nationalökonomie auf eine bevorstehende sociale Revolution schließen. Sehen wir uns indeß diese Umwälzung einmal etwas näher an; in welcher Gestalt wird sie auftreten, was werden ihre Resultate sein, worin wird sie sich von den bisherigen gewaltsamen Umwälzungen unterscheiden? Eine sociale Revolution, m. H., ist ganz etwas Anderes, als die bisherigen politischen Revolutionen; sie geht nicht, wie diese, gegen das Eigenthum des Monopols, sondern gegen das Monopol des Eigenthums; eine sociale Revolution, m. H., das ist der offene Krieg der Armen gegen die Reichen. Und solch ein Kampf, in dem alle die Triebfedern und Ursachen unverholen und offen zu ihrer Wirkung kommen, die in den bisherigen historischen Conflicten dunkel und versteckt zum Grunde lagen, solch ein Kampf droht allerdings heftiger und blutiger werden zu wollen, als alle seine Vorgänger. Das Resultat dieses Kampfes kann ein zweifaches sein. Entweder greift die sich empörende Partei nur die Erscheinung, nicht das Wesen, nur die Form, nicht die Sache selbst an, oder sie geht auf die Sache selbst ein und faßt das Uebel bei der Wurzel selbst an. Im ersten Falle wird man das Privateigenthum bestehen lassen und nur anders vertheilen, so daß die Ursachen bestehen bleiben, welche den jetzigen Zustand herbeigeführt haben und über kurz oder lang wieder einen ähnlichen Zustand und eine neue Revolution herbeiführen müssen. Aber, m. H., ist dies möglich? Wo finden wir eine Revolution, die das nicht wirklich durchgesetzt hätte, wovon sie ausging? Die englische Revolution setzte sowohl die religiösen, wie die politischen Grundsätze durch, deren Bekämpfung von Seiten Karls I. sie hervorrief; die französische Bourgeoisie hat in ihrem Kampfe mit dem Adel und der alten Monarchie Alles erobert, was sie wünschte, alle die Mißbräuche abgestellt, die sie zum Aufstande trieben. Und der Aufstand der Armen sollte eher ruhen, bis er die Armuth und ihre Ursachen abgeschafft hätte? Es ist nicht möglich, m. H., es würde gegen alle geschichtliche Erfahrung streiten, so etwas anzunehmen. Auch der Bildungsstand der Arbeiter, besonders in England und Frankreich, erlaubt

uns nicht, dies für möglich zu halten. Es bleibt also Nichts übrig, als die andere Alternative, nämlich, daß die zukünftige sociale Revolution auch auf die wirklichen Ursachen der Noth und Armuth, der Unwissenheit und des Verbrechens eingehen, daß sie also eine wirkliche sociale Reform durchsetzen werde. Und dies kann nur durch die Proclamation des communistischen Princips geschehen. Betrachten Sie nur, m. H., die Gedanken, welche den Arbeiter in den Ländern, wo auch der Arbeiter denkt, bewegen; sehen Sie in Frankreich die verschiedenen Fractionen der Arbeiterbewegung, ob sie nicht Alle communistisch sind; gehen Sie nach England und hören Sie, was für Vorschläge den Arbeitern zur Verbesserung ihrer Lage gemacht werden — ob sie nicht Alle auf dem Princip des gemeinschaftlichen Eigenthums beruhen; studiren Sie die verschiedenen Systeme der socialen Reform, wie viele von ihnen Sie finden werden, die nicht communistisch sind? Von allen Systemen, die heutzutage noch von Bedeutung sind, ist das einzige nicht communistische das von Fourier, der seine Aufmerksamkeit mehr auf die sociale Organisation der menschlichen Thätigkeit, als auf die Vertheilung ihrer Erzeugnisse richtete. Alle diese Thatsachen rechtfertigen den Schluß, daß eine zukünftige sociale Revolution mit der Durchführung des communistischen Princips endigen werde und lassen kaum eine andere Möglichkeit zu.

Sind diese Folgerungen richtig, m. H., ist die sociale Revolution und der praktische Communismus das nothwendige Resultat unserer bestehenden Verhältnisse — so werden wir uns vor allen Dingen mit den Maßregeln zu beschäftigen haben, wodurch wir einer gewaltsamen und blutigen Umwälzung der socialen Zustände vorbeugen können. Und da gibt es nur e i n Mittel, nämlich die friedliche Einführung oder wenigstens Vorbereitung des Communismus. Wollen wir also nicht die b l u t i g e Lösung des socialen Problems, wollen wir nicht den täglich größer werdenden Widerspruch zwischen der Bildung und der Lebenslage unserer Proletarier sich bis zu der Spitze steigern lassen, wo nach allen unseren Erfahrungen über die menschliche Natur die brutale Gewalt, die Verzweiflung und Rachgier diesen Widerspruch lösen

wird, dann, m. H., müssen wir uns ernstlich und unbefangen mit der socialen Frage beschäftigen; dann müssen wir es uns angelegen sein lassen, das Unsrige zur Vermenschlichung der Lage der modernen Heloten beizutragen. Und wenn vielleicht Manchem von Ihnen es scheinen möchte, als ob die Hebung der bis jetzt erniedrigten Classen nicht ohne eine Erniedrigung seiner eigenen Lebenslage geschehen könnte, so ist doch zu bedenken, daß es sich darum handelt, eine solche Lebenslage für alle Menschen zu schaffen, daß ein Jeder seine menschliche Natur frei entwickeln, mit seinen Nächsten in einem menschlichen Verhältnisse leben kann und vor keinen gewaltsamen Erschütterungen seiner Lebenslage sich zu fürchten braucht; so ist zu bedenken, daß dasjenige, was Einzelne aufopfern sollen, nicht ihr wahrhaft menschlicher Lebensgenuß, sondern nur der durch unsere schlechten Zustände erzeugte Schein des Lebensgenusses ist, etwas, was wider die eigne Vernunft und das eigne Herz derer geht, die sich jetzt dieser scheinbaren Vorzüge erfreuen. Das wahrhaft menschliche Leben mit allen seinen Bedingungen und Bedürfnissen wollen wir so wenig zerstören, daß wir es im Gegentheil erst recht herzustellen wünschen. Und wenn Sie, auch abgesehen davon, nur einmal recht bedenken wollen, auf was unser jetziger Zustand in seinen Folgen hinauslaufen muß, in welches Labyrinth von Widersprüchen und Unordnungen er uns führt — dann, m. H., werden Sie es gewiß der Mühe werth finden, die sociale Frage ernsthaft und gründlich zu studiren. Und wenn ich Sie dazu veranlassen kann, so ist der Zweck meines Vortrags vollständig erreicht.

Bevor wir die letzte Rede mittheilen, welche Heß in der dritten Versammlung gehalten hat, wollen wir hier die Haupteinwürfe, welche den Communisten in den drei Versammlungen gemacht wurden, kurz angeben. —

Herr B. konnte schon den Ansichten, welche Heß in seinem ersten Vortrage entwickelte, seine Zustimmung nicht geben. Was von ihm, als dem Advocaten der Bourgeoisie und des Liberalismus, in der ersten und zweiten Versammlung (die dritte besuchte

er nicht mehr) vorgebracht wurde, läßt sich wesentlich auf Folgendes reduciren: „Weder mit der geschichtlichen Entwickelung, noch mit unseren heutigen Zuständen verhält es sich so schlimm, wie die Communisten es darzustellen belieben. Ihnen zu glauben, wäre die erste Form des Verkehrs der wilde Raubmord gewesen; das ist theils falsch, theils übertrieben. Es ist falsch, den Raubmord überhaupt eine Form des Verkehrs zu nennen, da der Verkehr doch im Austausch der Producte besteht, der Raubmörder aber seinem Schlachtopfer die Habe nimmt, ohne ihm etwas dafür zu geben. Es ist aber auch nicht wahr, es ist übertrieben, daß die Geschichte mit dem Raubmord begonnen habe. Die Menschen lebten gewiß lange Zeit sehr friedlich, bevor sie sich zu bekämpfen anfingen. So lange das Land nicht übervölkert, so lange der Boden, den sie bewohnten, groß genug war, Alle zu ernähren, war keine Veranlassung für sie da, sich zu bekämpfen. — Waren früher im Laufe der Zeit die Gesetze barbarischer geworden, so haben sie sich dagegen im weiteren Verlaufe der Geschichte über die Barbarei erhoben. Ich bin weit davon entfernt, unsere heutigen Gesetze und Institutionen unbedingt zu billigen; ich finde sehr Vieles an dem Bestehenden auszusetzen und werde mich stets zu denen zählen, die dem Fortschritte, dem Vorwärts huldigen. Aber wenn man unsere bisherige Welt eine verkehrte nennt, so kann ich hierin wieder nur eine sehr arge Uebertreibung erblicken. Künste und Wissenschaften haben sich im Verlaufe der Geschichte immer mehr entwickelt, und Niemand kann es läugnen, daß der Wohlstand überall zugenommen hat, daß das Volk besser unterrichtet und auch in materieller Beziehung täglich besser gestellt wird (!). Die Lebensbequemlichkeiten nehmen zu, für den Armen sowohl, wie für den Reichen; Handel und Industrie gedeihen, und wenn auch noch Vieles zu wünschen übrig bleibt, so dürfen wir deshalb nicht alle Geschichte verwerfen und tabula rasa machen wollen. Eine sechstausendjährige Geschichte, die nicht communistisch war, ist nicht vergebens dagewesen. Wenn man diese Geschichte zu Rathe zöge, so würde man besser thun, als luftige Abstractionen aufführen. — Wir müssen auf dem Bestehenden fortbauen und, was uns

die Geschichte Gutes überliefert hat, anerkennen. Unsere Zustände sind, wie gesagt, unvollkommen, aber dieses Loos theilen sie mit allem Irdischen. Nichts ist ganz vollkommen auf der Erde. — Es wird immer Privateigenthum geben; der Rock, den ich da anhabe, m. H., ist mein, weil ich ihn redlich erworben habe, und wie sollte das jemals anders werden können? — In einem Zustande, wie die Communisten ihn sich vorstellen, würde ja alles Streben aufhören, da Jeder vollkommen glücklich sein soll. — Die menschliche Natur ist nun einmal egoistisch, darum ist der Communismus unausführbar, wie schön auch seine Idee ist.

Herr v. K. kann sich von der geschichtlichen Nothwendigkeit des Communismus noch nicht überzeugen, würde aber, falls er diese zugeben müßte, gegen die Ausführbarkeit des Communismus Nichts einzuwenden haben. In dieser Versammlung, sagt er, sitzen größtentheils Kaufleute und Fabrikanten, welche von dem Zustande der Arbeiter in Fabrikbezirken und großen Städten einen falschen Schluß auf den Zustand der Arbeiter überhaupt zu ziehen geneigt sind. Die größte Masse der Arbeiter besteht aber aus Landbauern, und auf dem Lande ist kein so bedrohliches Proletariat. Es wird daher mit unseren Zuständen gehen, wie es immer gegangen ist. Man wird dieselben zu verbessern suchen, ohne die Grundfesten der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung zu erschüttern. Der Communismus ist eine der gefährlichsten Lehren, die noch je aufgetaucht sind! u. s. w.

Heß: Meine Herren! Man hat mir auf meinen ersten Vortrag zwei schwere Vorwürfe gemacht: Einestheils, hat man gesagt, wären meine historischen Ansichten falsch, anderntheils hätte ich die Uebelstände, welche uns aus der bisherigen Geschichte überkommen sind, übertrieben. — Ich hatte die erste Form, unter welcher in der bisherigen Geschichte der Verkehr aufgetreten ist, den Raubmord genannt. Das ist falsch, hat man gesagt, denn der Raubmörder gibt für das, was er nimmt, kein Aequivalent. — M. H., wenn es sich darum

gehandelt hätte, das Wort Verkehr zu erklären, so würde ich nicht die gegenseitige Ausbeutung der Menschen als seinen Begriff und den Raubmord als seine historische Basis bezeichnet haben. Aber nicht um eine philosophische Definition, sondern um ein historisches Factum hat es sich gehandelt. Ich glaube gerade dieses als Grundgedanken meines ersten Vortrages bezeichnen zu müssen: daß unser jetziges Lebensbewußtsein, daß unsere jetzige Weltanschauung auf's Entschiedenste unserm jetzigen Leben, unserer heutigen Welt widerspricht, und wir uns daher zu unserem Entsetzen eingestehen müssen, daß wir in einer verkehrten Welt leben. — Der Verkehr, der uns geschichtlich überkommen ist, gewiß, der entspricht nicht unseren heutigen Ansichten vom Verkehr, und ich stimme darin mit meinen Gegnern vollkommen überein, daß der wahre Verkehr ein Austausch der Producte und, setzen wir noch hinzu: ein gerechter Productenaustausch, kein betrügerischer Handel ist. — Daß man diesen wahren Verkehr, diesen gerechten Productenaustausch keinen Raubmord nennen kann, wer könnte das einen Augenblick bestreiten? Hab ich's gethan? — Nein, m. H. — Bestritten hab' ich aber, daß der bisherige Verkehr wirklich ein solcher Productenaustausch war. Ich behauptete, daß der Verkehr bisheran im Grunde Nichts, als eine gegenseitige Ausbeutung, eine ungerechte Beraubung des Schwachen durch den Starken, des Schlichten durch den Listigen, des ehrlichen Mannes durch den Betrüger und Schuften war — und daß die historische Basis dieses historischen Verkehrs auch nichts Anderes, als der Raubmord sei. — Das ist Uebertreibung! — M. H., ich habe nicht übertrieben, aber ich habe die Dinge bei ihrem Namen genannt, und das ist unsern Zeitgenossen unbequem. Man liebt eine solche Sprache nicht. Man hat bisheran Alles zu vertuschen, zu bemänteln gesucht, um den Zwiespalt zwischen dem bessern Gewissen und der schlechten Welt, in der wir leben, einigermaßen zu besänftigen. Aber dadurch, daß wir uns selbst belügen, wird die Wirklichkeit nicht besser. Wir tragen unser eignes, besseres Bewußtsein in die Dinge hinein, um sie einigermaßen erträglich zu finden. Wir gewöhnen uns so sehr daran, Alles von der idealen Seite zu betrachten,

daß wir unwillkürlich die Dinge nicht mehr so ansehen, wie sie wirklich sind, sondern wie sie sein sollten, möchten, dürften, d. h., wie wir wünschen, daß sie seien. Besonders uns Deutschen ist diese Gewohnheit zur andern Natur geworden, und es gibt ein Wort in unsrer Sprache zur Bezeichnung dieses Seelenzustandes, das in keiner andern Sprache wiedergegeben werden kann: Gemüthlichkeit. — Es ist gemüthlich, im Frieden mit Gott und der Welt zu leben und sich durch Nichts in seiner Seelenruhe stören zu lassen. — Gemüthlich ist es, den Dingen nicht zu tief auf den Grund zu schauen und mehr uns selbst in ihnen zu bespiegeln, als sie uns in ihrer wahren Gestalt vor die Seele zu führen. — Gemüthlich ist es, sich im Einerseits und Andrerseits zu schaukeln und keinen Satz auszusprechen, ohne ihm durch ein Aber die Pointe abzukippen. — Gemüthlich ist es, Nichts zu sagen, als was sich bei Jedem schon von selbst versteht, und Nichts zu thun, als was ohnedies geschehen würde. — Gemüthlich ist es, mit Einem Worte, die Welt gehen zu lassen, wie sie geht, und Gott einen guten Mann sein zu lassen. — M. H., wir Alle sind mehr oder weniger sehr gemüthliche Menschen, die sich lieber einen blauen Dunst vormachen und die Hände in den Schooß legen, als Augen und Hände bewaffnen, um den blauen Dunst zu durchbrechen und die Lüge zu vernichten! — Was hatte man denn eigentlich dagegen geltend gemacht, daß wir uns noch immer gegenseitig ausbeuten, und daß unser Verkehr nach wie vor auf die historische Basis des Raubmordes begründet ist? Hatte man uns vielleicht gezeigt, daß unser wirklicher, historischer Verkehr ein gerechter Austausch der Producte ist, daß Arbeit gegen Arbeit — und nicht Arbeit gegen Müßiggang oder nützliche Thätigkeit gegen betrügerische Speculation ausgetauscht wird? Auf welche Gründe hatte man sich denn gestützt, als man unsere Behauptung: daß in der ganzen bisherigen Geschichte Menschen und Völker nur in der Form des wilden oder raffinirten Raubmordes mit einander verkehrten — der Uebertreibung bezüchtigte? Auf welche Gründe hatte man sich gestützt, als man einerseits zugab, daß nicht Alles ist, wie es sein sollte, andrerseits aber doch die

ganze historische Basis des Bestehenden nicht antasten zu dürfen glaubte? — Auf welche Gründe? Ich will's Ihnen sagen, m. H., worauf man sich gestützt hatte: auf unsre deutsche Gemüthlichkeit! — Wir bestreiten nicht, daß sehr Vieles in dem, was man gegen uns vorbrachte, wahr ist; aber es sind Wahrheiten, die entweder die Sache, um welche es sich eigentlich handelt, ganz unberührt lassen, oder die höchstens eine solche Seite berühren, welche nichts entscheidet. — Man hat gesagt, die Menschen hätten erst dann und an solchen Orten sich auszubeuten angefangen, wann Uebervölkerung eintrat und der Boden nicht mehr ausreichte, sie zu ernähren. Gewiß, m. H., solange die Menschen an den Brüsten der Natur lagen und, wie Kinder, nur zugreifen durften, um ihre Nahrung ohne Sorgen und Mühen und Arbeiten zu empfangen; solange sie sich gegenseitig noch nicht nöthig hatten, um die natürlichen oder die zur andern Natur gewordenen künstlichen Bedürfnisse befriedigen zu können; solange weniger der Mensch, als die Natur für den Menschen arbeitete; solange keine andere Production, als die Naturproduction, und kein andrer Verkehr, kein andrer Productenaustausch, als der zwischen Mensch und Natur stattfand; solange kamen die Menschen nicht mit einander in Conflict und waren glückliche, friedliche, unschuldige Naturkinder. Aber von dieser Zeit berichten nur höchstens poetische Sagen, nicht die Geschichte, weil diese Zeit die vorhistorische ist. Ich will es gar nicht bestreiten, daß ein solches goldnes Zeitalter einmal existirt hat, welches mit unserm heutigen „goldenen" Zeitalter so wenig Aehnlichkeit hat, wie der Himmel mit der Hölle. Aber wir haben ja gar nicht von der vorgeschichtlichen, wir haben von der geschichtlichen Zeit, vom Ursprunge unsrer geschichtlichen Zustände, vom Anfange des historischen Verkehres gesprochen. Wir haben gesagt, daß die Menschen, weil sie sich noch nicht verständigt, mit bewußtem Willen vereinigt, und auf vernünftigem Wege ihren gegenseitigen Productenaustausch geregelt haben, auch noch niemals anders, als auf dem Wege der Gewalt oder List, sich die Früchte ihrer Arbeit abnahmen, und daß diese Form des Productenaustauschs im Fortgange der Geschichte nur raffinirter, aber im

Wesentlichen nicht geändert wurde, daß das Wesen unsres heutigen Verkehrs, unsrer freien Concurrenz, nach wie vor die gegenseitige Ausbeutung und die Basis unsrer socialen Zustände der Raubmord ist. — Ich frage Sie nochmals, m. H., welche Gründe hat man gegen diese unsere geschichtliche Ansicht, die keine Dichtung ist, und gegen dieses Factum, das wir täglich vor Augen haben, denn eigentlich vorzubringen gewußt? — Man hat uns vom Fortschritte unterhalten, das Inventarium unsrer geistigen und materiellen Schätze uns vorgerechnet. — Daß wir im Allgemeinen an geistigen und materiellen Gütern reicher geworden sind, wer wollte das bestreiten! Wir sind so reich geworden, daß wir vor lauter Ueberfluß nicht mehr wissen, wo wir unsern Reichthum anbringen sollen. Die Schätze des Geistes, der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie, liegen in Museen, in Bibliotheken, in Magazinen begraben und finden keine Abnehmer, keine Menschen, die sie zu menschlichen Zwecken benutzen, zu ihrem Leben verbrauchen, zur weitern Production hinnehmen und verarbeiten. Schätze haben wir, m. H., ja, ganz enorme Schätze. Aber ich frage Sie, woher bei dieser Masse von geistigen Schätzen diese Masse von Unwissenden? Woher bei diesem Ueberfluß an Productionen dieser Ueberfluß an armen, besitzlosen Menschen? Ich frage Sie, wie benutzen wir die ungeheuren Schätze, welche uns die Geschichte überliefert hat? Wem kommt dieser große Reichthum an materiellen und geistigen Mitteln zu gut? Etwa den Menschen, die ihrer bedürfen? Etwa den Elenden, die aus Mangel an geistigen und leiblichen Nahrungsmitteln physisch und moralisch verderben? — Nein, m. H., sie häufen sich bei denen auf, die ihrer nicht bedürfen, die sie weder benutzen können, noch benutzen wollen; sie fließen denen am Meisten zu, die schon am Meisten Ueberfluß haben. In unsrer heutigen Welt herrscht die Regel: Wer viel hat, kriegt viel; wer wenig hat, kriegt wenig, — und wer Nichts hat, kriegt gar Nichts! — Ist das nicht die verkehrte Welt? — Der Reichthum, dessen wir uns rühmen, wuchert in den Händen weniger Privateigenthümer und macht die Masse der Menschen um so elender, je mehr er sich vergrößert. — — Der Fortschritt,

den man uns gerühmt hat, wird gewiß einmal den Menschen zu Gute kommen. Wir schätzen die Früchte, die uns tausendjährige Mühen und Sklavenarbeiten überliefert haben, wir schätzen diese historischen Ueberlieferungen als Materialien für die Zukunft. Nicht mit diesen Resultaten der Geschichte sind wir unzufrieden. Wo hätten wir gesagt, daß wir von allem Ueberlieferten uns lossagen oder, wie unsre Gegner sich ausdrücken, **tabula rasa** machen wollten? — Wir wissen den geschichtlichen Fortschritt in den Productionen des Geistes, die Zunahme der Mittel, wodurch wir uns Alles, was zum menschlichen Leben gehört, leichter verschaffen können, sehr wohl zu würdigen. Ohne diesen Fortschritt, ohne diese Erleichterung im Schaffen der menschlichen Lebensmaterialien, würden wir unsre Ideen für unausführbar halten. Durch diese Errungenschaft der Geschichte allein ist es möglich, daß fortan allen Menschen die Mittel zur menschlichen Lebensthätigkeit geboten werden können. Ja, m. H., Mittel zum Leben und zur Thätigkeit für jeden Menschen und für jede Seite des menschlichen Lebens sind vorhanden. Um so bedauernswerther, um so ungerechter, um so verderblicher ist es aber, daß sie nicht benutzt, sondern mißbraucht, zur Herrschaft und Knechtschaft mißbraucht werden. Das ist's, m. H., worüber wir den Stab brechen! — In der bisherigen Geschichte haben die Menschen sich nur immer mehr zu bereichern gesucht; um die Verwendung des gewonnenen Reichthums aber hat sich die menschliche Gesellschaft bisher nicht bekümmert. Die Menschen haben die geistigen und materiellen Schätze nicht als Mittel für ihr Leben und Wirken, sondern als Güter erstrebt, welche schon an sich, ohne ihre wirkliche Anwendung für menschliche Zwecke, einen Werth hätten. So wurden sie die Sklaven ihrer eignen Productionen und um so elender, je reicher, je productiver sie wurden. — Ihr Geist vervollkommnete sich und umfaßte endlich das ganze Leben, die Welt. Aber nur Wenigen kam dieser geistige Fortschritt zu gut; die Masse mußte sich dem mächtiger gewordenen Menschheitsgeiste als einer ihr fremden, jenseitigen Macht unterwerfen. Der geistige Fortschritt brachte nur einen mächtigen geistigen Druck auf die Masse der Menschen hervor. —

Und unter diesem geistigen Drucke litten nicht nur die Unwissenden und Uneingeweihten, nein, auch die Wissenden, die Priester, Philosophen und Gelehrten mußten darunter leiden. Wie anders würden diese Letztern ihre geistigen Schätze angewendet haben, wenn ihnen nicht der große Haufe von Unwissenden gegenüber gestanden und sie verhindert hätte, ihre Schätze auszukramen; die geistige Waare hatte keinen Markt — und nicht der tausendste Theil von dem wurde producirt, was man freudig producirt hätte, wären Abnehmer da gewesen. Aber das ist's: die Abnehmer fehlten! Warum fehlten sie? Waren denn nicht Unwissende genug vorhanden, die der Belehrung bedurften? — O ja, Unwissende in Masse! — Aber weil man sich nicht vereinigte und regelmäßig organisirte, weil man die Vertheilung des geistigen, wie des materiellen Reichthums dem Zufalle, der Willkür überließ: blieb dieser Reichthum in den Händen oder Köpfen weniger vom blinden Zufalle Begünstigten stecken und wurde zu einem philosophischen oder religiösen **hocus pocus** verwendet, während der große Haufe blieb, was er war, arm, enterbt, ohne Mittel, seine Fähigkeiten zu entwickeln und zu bethätigen.

Wenden Sie das, was ich in Betreff der geistigen Production, des geistigen Fortschrittes und Verkehrs gesagt habe, auch auf die materielle Production, auf den Fortschritt und die Verwendung der materiellen Schätze an, so haben Sie die Geschichte des bisherigen Verkehrs nach seinen verschiedenen Seiten hin.

Von welcher Art ist demnach der geschichtliche Fortschritt gewesen? Hat er zur größeren Menschenbeglückung beigetragen? — Nein, m. H., es war nur eine eitle Zunahme an geistigen und materiellen Schätzen, dem stets eine verhältnißmäßige Abnahme des Menschenglückes zur Seite ging; denn glücklich ist der Mensch nur dann, wenn seine Wünsche und Bedürfnisse den Mitteln zur Befriedigung derselben entsprechen. Durch die Vermehrung der geistigen und materiellen Schätze wurden die Wünsche und Bedürfnisse aller Menschen vermehrt, aber nur den Wenigsten wurden, und auch diesen Wenigen nicht vollständig, die Mittel zur Befriedigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse geboten. Alle hatten den Anblick der sich stets mehrenden Reichthümer, und

dieser Anblick erregte den Wunsch in ihnen, Besitzer dieser Reichthümer zu werden, dieser Anblick vergrößerte nur immer ihre geistigen und materiellen Bedürfnisse, aber er befriedigte sie nicht, denn vom Zusehen wird man nicht satt, weder geistig noch leiblich. Gesättigt wird man nur vom Genuß. Der Genuß war aber von jeher mehr oder weniger versagt, und er ist es im Fortgange der Geschichte so sehr geworden, daß die Versagung, die Entsagung und Verzichtleistung auf alle wirklichen, geistigen und materiellen Schätze des Lebens zum förmlichen Dogma erhoben worden ist. Dieses Dogma spukt noch in den Köpfen derer, welche von der Unvollkommenheit aller irdischen Dinge sprechen und uns rathen, hübsch genügsam zu sein, da wir doch einmal nach ihrer Ansicht dazu verdammt sind, ewig zu schmachten und nie zum wirklichen Vollgenuß des Lebens zu gelangen. — M. H., wenn diese Zumuthung sich nur auf den egoistischen Genuß bezöge, so wäre sie eine erhabene Lehre. Es ist wahr: der Mensch lebt nicht, um zu genießen, er genießt, um zu leben. Um das volle, ganze menschliche Leben handelt es sich, um das Schaffen und Wirken für einander, nicht um das habsüchtige Erwerben und selbstsüchtige Verzehren. Nicht auf den egoistischen Genuß, nicht auf jene falsche, nichtige, ekle Genußsucht, nein, auf den wahren Vollgenuß des Lebens sollen wir, nach jener Lehre, auf Erden verzichten. Den schlechten, falschen Genuß, der uns nie ganz befriedigt, den thierischen Genuß der geistigen und leiblichen Güter will man uns gönnen. Wir sollen glauben, in den Himmel des Geistes einzukehren, während Millionen unserer Brüder in der Dummheit und Unwissenheit dahin leben und ihrerseits sich wieder einbilden, in einen Himmel zu kommen, der nur für sie bestimmt ist, der anderen Millionen, die noch nicht von der Gnade erleuchtet worden sind, ewig verschlossen bleibt. — Wir sollen glauben, ein Eigenthumsrecht auf die Schätze der Menschheit zu haben und im Ueberflusse schwelgen zu dürfen, während Millionen von Kummer und Noth aufgezehrt werden. — Wir sollen glauben: Jeder für sich und Gott für Alle, d. h. wir sollen uns die Stimme unseres Gewissens nicht zu sehr zu Herzen nehmen und uns durch Gebete und Almosen mit Gott und den

Menschen abfinden! — Das ist's, was jenes gemüthliche Dogma von uns verlangt. Dem erhabenen, vollkommenen, wahrhaft menschlichen Leben sollen wir entsagen, den zerrissenen, lumpigen Fetzen des Lebens sollen wir nachjagen? Auf die Gefahr hin, daß man mich noch einmal der Uebertreibung beschuldigt, sage ich Ihnen: das ist das Streben und der Fortschritt, von dem man uns unterhalten hat, und mit dem wir uns in unserer Gemüthlichkeit schon befriedigen sollen! M. H., glauben Sie nicht an dieses niederträchtige Dogma der Unvollkommenheit aller Dinge auf Erden — es ist das Dogma unserer Schande — es ist das Dogma unserer Knechtschaft — es ist das Dogma unserer Gemüthlichkeit!

Wir haben andere Einwürfe gehört, die sich weniger auf unsere Ideen, als auf die Ausführbarkeit unserer Ideen beziehen. Man hat gesagt, die zunehmende Verarmung sei nur eine Folge der Industrie und schwinge ihre Geißel nur in den industriellen Landstrichen. Das Proletariat, diese geschichtliche Macht, welche die alte Gesellschaft untergräbt und stürzt, das Proletariat, hat man gesagt, nehme nur in den Fabrikbezirken eine so drohende Stellung ein. Verhielte es sich auch nur so, m. H., dann wäre noch immer nicht abzusehen, wie diesem wachsenden Krebsschaden abzuhelfen sei. — Aber, m. H., es verhält sich durchaus nicht so. Dieses Raisonnement ist falsch, sowohl in Betreff der Gründe, die es vorbringt, wie in Betreff der Thatsachen, von welchen es spricht. — M. H., die Verarmung ist keine Folge der Industrie, die Verarmung ist eine Folge der Concurrenz der Privaterwerber, und diese Concurrenz erstreckt sich über alle Zweige der menschlichen Thätigkeit. Die Verarmung der Masse geht Hand in Hand mit dem wachsenden Reichthume von einzelnen Privateigenthümern und Erbpächtern der geistigen und materiellen Schätze der ganzen Menschheit. Die Verarmung ist eine Folge des Privateigenthums und entwickelt sich mit ihm in ganz gleichem Maaß und Verhältniß. Die freie Concurrenz, aus der wir — beim besten Willen zu einem Rückschritte — nun einmal nicht mehr zurück können, die freie Concurrenz, welche nichts Anderes, als ein modernes Agrargesetz, der gesetzliche Ausdruck einer zur Aner-

kennung gelangten allgemeinen Habsucht ist. — Diese freie Concurrenz zersplittert nur das noch mehr oder weniger gemeinschaftliche Eigenthum, welches dem Privaterwerbe früher entgangen ist, reißt Alles in den Strudel dieses Erwerbes, isolirt die Menschen mehr und mehr, treibt die gegenseitige Ausbeutung derselben bis zu jener schrecklichen Höhe hinauf, von welcher aus die antike Sklaverei und mittelalterliche Leibeigenschaft, die doch wenigstens dem Arbeiter Fütterung sicherte, noch als eine Wohlthat für die besitzlosen Arbeiter erscheint und ruft am Ende nothwendig einen Zustand hervor, der den ersten Anfang des Privateigenthums seine historische Basis — den Raubmord — würdig beschließt. — Vergebens sträubt man sich gegen die Consequenz, womit das Privateigenthum sich entwickelt. Die Capitalien werden stets dahin strömen, wo sie sich am besten verzinsen — und wenn die Industrie, wie dies nicht ausbleiben kann, einmal auf den Punkt kommt, wo sie still steht, wenn sie einmal so viel Capitalien verschlungen haben wird, wie sie bedarf, dann werden sich die Capitalien auf die Agricultur werfen, die Arbeiter mit sich dahin reißen und so denjenigen Theil der Bevölkerung, der etwa noch bisher von dem menschenblutsaugenden Gelde verschont geblieben ist, in sehr kurzer Zeit auch dahin bringen, wohin jetzt schon der größte Theil der Arbeiter in großen Städten und Fabrikbezirken gelangt ist. — Uebrigens, m. H., brauchen wir gar nicht so lange zu warten, um auch das Landvolk verarmen und zur Tagelöhnerei verdammt zu sehen. Lesen Sie nur die Zeitungen, sie sind voll von Klagen über die Verarmung des Landvolkes. Die A. Z. brachte seit Kurzem fast jeden Tag und aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Klagen über den sich mehrenden Wilddiebstahl, Holzdiebstahl und Flurschaden. Und was ist die Ursache davon? — Noth, Brodlosigkeit, Verarmung des Landvolkes neben einer stets zunehmenden Preiserhöhung der Ländereien.

Ich wiederhole Ihnen, m. H., es gibt kein Mittel, dieser wachsenden Lavine des Pauperismus in Stadt und Land Einhalt zu thun. Mit der Unterdrückung der freien Concurrenz würde das Uebel, welches uns bevorsteht, nur beschleunigt werden. Der einzige Weg, welcher zur Vernichtung dieses Uebels und seiner

Wurzel führt, ist die Organisation der menschlichen Gesellschaft nach communistischen Grundsätzen. Schreitet man zu diesem Mittel nicht, weil die Menschlichkeit, Vernunft und Liebe es schon erheischt, so wird man etwas später seine Zuflucht zu ihm nehmen, weil die Noth es gebietet. — Wie dem auch sei, an uns ist es, dem Drange unseres Herzens und der Ueberzeugung, von der wir lebhaft durchdrungen sind, stets zu folgen und trotz aller Hindernisse, die uns überall entgegen treten, trotz der Zähigkeit, womit man stets dem Bestehenden anhängt, und trotz der Schmähungen und Verdächtigungen feiler Scribenten unsere Meinung offen auszusprechen.

Weitere Zusammenkünfte mußten unterbleiben, weil an sämmtliche Gastwirthe Elberfelds und Barmens eine Zuschrift von Seiten der hochlöblichen Behörde erging, des Inhaltes: Sie seien verantwortlich, etwaige Reden, die in ihren respectiven Localen über Communismus u. s. w. gehalten würden, zu denunciren, widrigenfalls ihnen die Concession genommen und außerdem auch eine Geldbuße, nach Umständen sogar eine Gefängnißstrafe von so und so viel Jahren (wir erinnern uns der Zahl nicht mehr genau) auferlegt werden würde; weil ferner, zum Ueberflusse, am Samstag Abend in der Nähe des Zweibrücker Hofes Gensdarmen, welche von Düsseldorf requirirt worden sind, auf und abgingen, um nöthigenfalls die Befehle der Behörden vollziehen zu können, weil endlich folgendes Rescript Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Oberbürgermeisters von Elberfeld den Herren Engels, Heß und Köttgen zugestellt worden:

„Die Königliche Hochlöbliche Regierung hat, mittelst Rescript vom gestrigen Tage, die gesetzliche Unzulässigkeit von Versammlungen, wie sie am 8., 15. und 22. d. in dem Locale der Frau Wittwe Obermeyer abgehalten worden, ausgesprochen und unter ausdrücklicher Hinweisung auf die Bestimmungen des Publicationspatentes vom 25. September 1832, sowie des durch Verordnung vom 6. Januar 1816 republicirten Edictes vom 20. October 1798 und endlich der Artikel 291 a. 299 des Rheinischen Strafgesetz-

buches, hat dieselbe im Allgemeinen die Wiederholung solcher Versammlungen mit Hülfe aller gesetzlich zu Gebote stehenden Mittel zu verhindern befohlen, im Speciellen aber hat die Königliche Hochlöbliche Regierung die Abhaltung der am 1. l. Mts. in dem obengenannten Saale beabsichtigten Versammlung, insofern dabei in irgend einer gegen die obenbezeichneten gesetzlichen Bestimmungen etwas beabsichtigt werden oder geschehen sollte, sowie aller anderen Versammlungen, deren Abhaltung zu demselben Zwecke und in ähnlicher Weise beabsichtigt werden möchten, ferner jedes Halten öffentlicher Vorträge von Seiten solcher Personen, welche hiezu keine polizeiliche Genehmigung erhalten haben, von Polizeiwegen verboten und mich beauftragt, diesen ihren Beschluß zu Ihrer Kenntniß zu bringen, nöthigenfalls aber die Ausführung desselben im Wege der polizeilichen Gewalt zu sichern. — Indem ich mich hierdurch des Auftrages entledige, Ihnen Kenntniß von dieser höheren Verfügung zu geben, hege ich das Vertrauen, daß diese Mittheilung hinreichen wird, mich jeden anderen Schrittes völlig zu entheben.

Elberfeld, am 28. Februar 1845.

Der Oberbürgermeister
v. Carnap."

Hierauf haben sich die Herren Heß und Köttgen (Engels war verreis't) mit folgender Verantwortungs- und Beschwerdeschrift an die betreffende Behörde gewendet; aber bis heute (Ende März) ist keine Antwort erfolgt.

„An den Oberbürgermeister der Stadt Elberfeld.

„Euer Hochwohlgeboren verehrten Zuschrift vom 28. Februar entsprechend haben wir unterlassen, am folgenden Samstag Abend, wie gewöhnlich, in der Gesellschaft unserer Freunde den Zweibrücker Hof zu besuchen, um einer etwaigen Fortsetzung der freundschaftlichen und wissenschaftlichen Besprechung des Communismus, so viel an uns lag, vorzubeugen. Nur der Mitunterzeichnete, Maler Gustav Adolf Köttgen, hatte das Vergnügen, Ew. Hochwohlgeboren in dem genannten Gasthofe, wo er wohnte, zu sprechen,

und Sie haben sich bereits hinlänglich von der Falschheit der über unsere Besprechungen ausgestreuten Gerüchte, sowie von unseren guten Absichten und friedlichen Bestrebungen überzeugt. Wir wären daher, Ihnen gegenüber, jeder Verantwortung überhoben, dürften wir nicht erwarten, daß eine schriftliche Darlegung und ein offenes Bekenntniß unserer menschenfreundlichen Absichten eine Hochlöbliche Regierung veranlassen wird, ein Verbot wieder aufzuheben, welches nur durch Mißverständnisse hervorgerufen werden konnte und weder durch die bestehenden Gesetze, noch durch die Ansichten unserer Behörde zu motiviren ist.

„Wir haben in geselligen Zusammenkünften, vor gebildeten und hochgestellten Männern, in ernster, würdiger Behandlung und mit Vermeidung aller politischen und religiösen Debatten ein wichtiges Problem unserer Zeit besprochen, welches nothwendig gelös't werden muß, aber nicht ohne ein vertrauenvolles Zusammenwirken des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft in der wünschenswerthen, friedlichen Weise gelös't werden kann. — Ueberzeugt einerseits von dem guten Willen unserer Regierung und aller gebildeten Menschenfreunde, andererseits jedoch mit Recht, wie sich nun zeigt, Mißdeutungen befürchtend, hat der Mitunterzeichnete, Gustav Adolf Köttgen, Ew. Hochwohlgeboren und den Herrn Oberprocurator von Köstritz schriftlich eingeladen, unseren Besprechungen beizuwohnen, und wir haben durch die lebhafte Theilnahme, welche Letzterer und viele andere ehrenhafte Beamten und gebildete, hochgestellte Männer an unseren Discussionen nahmen, die Berechtigung und das Bedürfniß unserer Zusammenkünfte, zu welchen wir schon vorher von Staatsbeamten und anwesenden Bürgern aufgefordert wurden, erfreulich bestätigt gefunden. Daß wir unter diesen Umständen keine jener Lehren, welche ein irriges oder böswilliges Gerücht uns anzudichten versuchte, vorzutragen beabsichtigten oder gar wirklich vortrugen, verdient kaum ernstlich bewiesen zu werden, um so weniger, als genug glaubwürdige Zuhörer da sind, welche der Wahrheit jederzeit bereitwillig die Ehre geben. Wir wollen indeß die Hauptpunkte, welche mißdeutet oder absichtlich entstellt worden sind, hier kurz wiederholen. —

„Als von der „unbedingten Berechtigung“ des Privateigenthums die Rede war, haben wir nachgewiesen, daß der Staat zu allen Zeiten und mit vollem Rechte für das Wohl Aller das Eigenthum der Privaten aufgehoben habe und noch aufhebe, wie die Steuer- und Expropriationsgesetze zeigen. Weit entfernt also, die Lehre, die man uns unterschiebt, nämlich die Lehre, daß der Staat kein Recht habe, Steuern zu erheben, aufzustellen, haben wir vielmehr gerade das Gegentheil durchzuführen gesucht. — Ebenso verhält es sich mit der infamen Lehre von der „Weibergemeinschaft“, die man uns andichtet. Wir forderten eine bessere, heiligere Behandlung der Liebe, als sie in unserer jetzigen Gesellschaft an der Tagesordnung und leider auch unabänderlich ist, so lange Alles verkäuflich bleibt. — Endlich haben wir nicht die Revolution, die wir selbst hassen und verabscheuen, sondern die Lehre aufgestellt und anempfohlen, daß einer Revolution vorgebeugt werden müsse, sie aber unvermeidlich wäre, wenn der täglich wachsenden Armuth und Lasterhaftigkeit nicht durch kräftige und der Natur der Sache genügende Mittel abgeholfen würde. Wir haben diese Mittel gefunden in einer Reorganisation des Armenwesens, in der Gründung großer Nationalwerkstätten und landwirthschaftlicher Colonieen, verbunden mit allgemeinen und unentgeltlichen Erziehungsinstituten, wodurch allen Menschen die Möglichkeit geboten würde, ihre verschiedenen Anlagen und Kräfte auszubilden und zum allgemeinen Nutzen anzuwenden. Wir haben die Ausführung dieser großen Maßregel mittelst einer progressiven Vermögenssteuer empfohlen. Allerdings würde der egoistische, habsüchtige Privaterwerb durch solche Maßregeln beschränkt und am Ende sogar aufgehoben, das Gemeinwohl aber in jeder Beziehung und in einer für jeden Stand erwünschten Weise gefördert werden.

„Wenn die Hochlöbliche Regierung darauf besteht, unsere wohlwollenden Besprechungen nicht weiter zu gestatten, so werden wir sie unterlassen. Aber wir hegen die feste Ueberzeugung, daß keine Verordnung die Macht der Wahrheit bezwingen kann.

„Indem wir Ew. Hochwohlgeboren bitten, diese Verantwortung der betreffenden Behörde vorzulegen, verharren wir mit aufrichtiger Hochachtung

Elberfeld, den 6. März 1845.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenste

Gustav Adolf Köttgen. M. Heß."



Politik und Sozialismus.

Einleitende Gedanken.

Welch' eine Legion von Vorurtheilen erblicke ich vor mir! Welch' einen unabsehbaren Janhagel, der dies und das zu erinnern hat und sich in seiner Weisheit noch groß dünkt. Wenn nur das Juste-Milieu an Verstand stille schwiege. Zum Herzen des Volkes wollte ich schon reden und auch verstanden werden. Versuchen wir es, durch den tollen Lärm aller der Marktschreier und politischen Wunderdoktoren hindurch die Stimme der Vernunft vernehmen zu lassen. — Was, Du Einzelner hast die Vernunft gepachtet? Du und die paar Leute mit Dir, Ihr wagt es, Alles neben Euch geringzuschätzen? —' Ja, wenn Eure deutsche Literatur von heute „Alles" heißt. Nein, wenn man uns das Volk gegenüberstellt. Das Volk hat den Instinkt des Richtigen, wir wollen ihm seinen Instinkt zum Bewußtsein bringen. Hütet Euch nur, die Bourgeoisie für das Volk zu nehmen, oder ich erinnere Euch an Thomas Münzer. —

Preußen leidet in diesem Augenblicke an Konstitutionswehen, die wir komisch nennen würden, hätten nicht alle Geburtsschmerzen etwas Heiliges. — Wer verlangt in Preußen die Konstitution? Die Liberalen. — Wer sind die Liberalen? Leute in ihren vier Pfählen und einige Schriftsteller, die entweder selbst jene Pfähle besitzen, oder deren Horizont nicht weiter reicht — als der Wunsch jener ehrenwerthen Haus- und Fabrikbesitzer. — Sind diese Handvoll Besitzer sammt ihren schreibenden Trabanten

das Volk? Nein. — Verlangt das Volk die Konstitution? Nicht im Traume. —

Sollen wir einmal die Geschichte verbessern, sollen wir uns einen Augenblick mit: „Man hätte," „Wenn man" und dergleichen unmöglichen Redensarten befassen? Im Jahre 1815 hätte der preußische Monarch eine Verfassung geben sollen, ein Gnadengeschenk königlicher Dankbarkeit; vor dreißig Jahren hätte man den besitzenden Mittelstand ein Unterhaus in Berlin wählen lassen sollen, Adels war ja genug vorhanden, um eine Pairskammer zu bilden. Geschah dieses, so dekretirten die gesetzgebenden Körper ein allgemeines Zivil-, ein strenges Kriminal-, und ein noch strengeres Preßrecht, vielleicht obendrein noch alle jene Schutzzölle, Handelsverträge und Kolonisationspläne, die Herr List so unaufhörlich predigt; was bis zum Jahre 1830 nicht durchgesetzt worden, wäre ganz gewiß nach der Julirevolution durchgegangen, als die Geldherrn den alten Adel verabschiedeten. — Noch 1840 wäre ein Moment gewesen, das Verlorne nachzuholen, noch immer war von keinem deutschen Proletariate die Rede, noch immer hieß das Ideal die „gesetzliche Freiheit;" unmöglich konnte man es dem Verleiher der Konstitution zum Vorwurf machen, daß Er nicht früher auf den Thron gekommen. — Zwischen 1840 und heute liegt Schlesien und eine ganze Doktrin. Wir haben erfahren, daß wir ein Proletariat besitzen, und zwar ein Proletariat, das zu schlagen und zu sterben versteht; das Wesen der Konstitution ist erkannt worden, durchschaut wie ein Pavillon von Glas. Man erzählt, nach der schlesischen Revolte habe der König von Preußen den Ritter Bunsen gefragt, was zu thun sei. Bunsen habe die einfache Antwort gegeben: „Majestät, Sie müssen eine Konstitution geben." In die Tasche langend, habe darauf der Ritter Bunsen einen von ihm bereits angefertigten Plan einer preußischen Verfassung hervorgeholt. Der König habe geäußert, er wolle die Sache in Erwägung ziehen. Wenn die Geschichte wahr ist, so hat der Herr Ritter Bunsen eine tüchtige praktische Einsicht verrathen. Denn die Worte: „Majestät, Sie müssen eine Konstitution geben," heißen nach dem schlesischen Weberaufstande gar

nichts Anders, als: „Majestät, ziehen Sie sich hinter die konstitutionelle Heiligkeit und Unverantwortlichkeit zurück! Lassen Sie die Bourgeoisie selbst Gesetze geben, lassen Sie diese Bourgeoisie einen verantwortlichen Minister dazu autorisiren, den Pöbel nöthigenfalls zusammenzuschießen!" — Die reine, möglichst unbeschränkte Monarchie in gebildeten Ländern hat eine Instanz zu beachten, die ewig wachsam und unerbittlich ist, gleich einem griechischen Areopage, diese Instanz heißt die Sitte, die öffentliche Meinung. Auch Montesquieu verzeichnet dies Zeugniß der Geschichte. Unter einer Konstitution herrscht das Gesetz, der Scharfrichter, der den Willen einer kleinen Minderzahl exekutirt, während dieselbe Minderzahl sich den künstlichen Schein zu geben weiß, als sei sie die unendliche Majorität, ja die Allheit des Landes. Hätte das schlesische Proletariat ein Bewußtsein, und entspräche diesem Bewußtsein ein bestehendes Recht, so müßte es gegen die Konstitution petitionniren. Das Proletariat hat dazu weder Bewußtsein, noch Recht; wir handeln also in seinem Namen. Wir protestiren. —

Woher nur plötzlich in dem philosophisch-poetisch-musikalischen Deutschland diese Verfassungswuth, dieses Schwärmen und Träumen von einem politischen Vertrage. Fürst Metternich und die Diplomaten glaubten das Kindlein längst eingesargt zu haben. Und siehe da, es ist noch am Leben und sogar groß und ungestüm geworden. Sehen der Fürst Metternich und die Diplomaten bald ein, daß es gescheuter gewesen wäre, diese heimliche Frucht eines außerehelichen Umganges mit der Freiheit gleich anfangs zu adoptiren, anstatt sich jetzt einem sehr verdrießlichen Erbtheilungsprozesse ausgesetzt zu sehn? —

Ihr wollt also den politischen Vertrag, Ihr wollt die Konstitution. Die „allgemeine Stimmung" in Preußen will die Reichsstände, die todtesten Provinzen werden plötzlich lebendig, um die Reichsstände zu fordern. Gut, wenn die „allgemeine Stimmung" für die Konstitution ist, so schadet ja meine Kritik um so weniger. Vielleicht aber ist das, was Ihr „allgemeine Stimmung" nennt, auf der einen Seite nur ein egoistischer Wunsch der besitzenden Kaste und auf der andern eine allgemeine

Duselei, die sich an Konstitution, Preßfreiheit, Bürgerrechten, gesetzlicher Ordnung und dergleichen berauscht hat, ohne den Inhalt dieser Dinge nur im Entferntesten zu kennen. Ihr werdet mir zugeben, daß dann die Kritik nöthig, höchst nöthig ist. —

„Wir wollen die Konstitution nur als Uebergang, die Konstitution ist unser nächstes, für jetzt erreichbares Ziel. Wir sind radikal. Kein Mensch kann einem Volke etwas verleihen; denn in ihm selbst liegt die einzige Souveränität. Kommt das Volk erst zum Bewußtsein dieser Souveränität, so wird es die anmaßenden Hindernisse schon beseitigen und seine vollen Rechte ausüben." So höre ich einen kleinen Theil der Vertragswüthigen reden, die zugleich eine Entschuldigung vorbringen und eine Reserve machen wollen. Seid ruhig, auch an Euch komme ich; Ihr seid nur eine Konsequenz der Konstitutionnellen, Ihr treibt das Prinzip Jener nur auf die Spitze, Ihr habt kein wesentlich anderes Prinzip. Liberal oder radikal, es ist Alles Eins; Beide knieen vor einem Götzenbilde, das einmal die Verfassungsakte, ein andermal die Volkssouveränität heißt. —

Zwei Männer des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich haben den Samen ausgestreut, der in diesem Lande die politische Praxis bestimmte, und der jetzt auch in Deutschland aufzugehen bemüht ist: Montesquieu und Rousseau. Montesquieu war ein Liberaler, Rousseau ein Radikaler. Montesquieu's Maximen — ein System hat er nicht gehabt — kamen zur lebendigen Wirklichkeit in der Konstitution von 1791, in der von 1814 und blieben in dem Nachdruck von 1830 geltend. Rousseau's System versuchte sich durch den Konvent zu realisiren. Der Liberalismus ist seiner Natur nach empirisch, er sieht die Freiheit anderswo und möchte sie zu Hause gerne einführen; wenn nirgendwo in der Welt bürgerliche Freiheit herrschte, so wäre der Liberalismus undenkbar. Er erzeugt nichts, er ist gedankenfaul. Was Montesquieu imponirte, war die englische Verfassung; hier stand der moderne Aristoteles auf seiner Rundreise durch die verschiedenen Gesetzgebungen der Welt still, hier faltete er staunend die Hände. Der Radikalismus dagegen ist idealistisch; er lehnt sich zwar bisweilen an einzelne Zustände an, wie Rousseau an

die römische Republik und an die Verfassung von Genf; aber er ist weit entfernt, sein Ideal für irgendwo verwirklicht auszugeben. Auch Plato hatte Sparta hin und wieder im Auge; aber Sparta genügte ihm nicht.

Montesquieu's Maximen sind die Maximen der Zweikammermänner beim Sturze Napoleon's, der Benjamin Constant, der Guizot, der Dahlmann, der ABCschüler in der badischen Kammer. Rousseau's Geist spukt in Robespierre, St. Just, in den Republikanern der dreißiger Jahre, in der pariser „Reforme," in einigen wenigen Malcontenten in Deutschland. In diesen beiden Männern ist die ganze politische Bewegung der Gegenwart enthalten. Wollen wir also ein Einsehen in diese Bewegung gewinnen, so müssen wir sie bis an ihre Quelle verfolgen, bis zu dem Präsidenten des Parlamentes von Bordeaux und bis zu dem Bürger von Genf. Wir müssen Montesquieu und Rousseau untersuchen, um zu gewahren, daß der Konstitutionalismus keinen Sinn hat, daß er vor keinem ernsten Gedanken Stich hält, und daß selbst die radikalsten Konsequenzen der Volkssouveränität keine Freiheit verbürgen, keine Garantie für freie Bethätigung des menschlichen Wesens bieten. Weder der Liberalismus, noch der Radikalismus haben Anspruch darauf, die gebärende Zeit zu entbinden, sie gehören zur alten Weltanschauung; die Wissenschaft der Gesellschaft muß sie bei Seite setzen. Montesquieu's Staat ist die eingestandene Knechtschaft, Rousseau's Staat ist die Knechtschaft beim Fackelscheine der Freiheit.

Montesquieu.

Montesquieu ist ein Empiriker. Der englische Staatsorganismus, die moderirte oder temperirte Monarchie, wie er sich ausdrückt, ist ihm das Höchste und Letzte des modernen Geistes. Montesquieu findet das, er beweist es keineswegs. Das Wort finden mit seiner Doppelbedeutung ist das Stichwort aller nackten Empirie. In Deduktionen ist Montesquieu überhaupt äußerst schwach. Er weiß nicht einmal den Uebergang vom Naturzustande in den Staat zu machen. Er beginnt sein

erstes Buch des „Geistes der Gesetze“ damit, die Gesetze im Allgemeinen zu definiren, als „die nothwendigen Beziehungen, die aus der Natur der Dinge entspringen;“ in diesem Sinne habe Alles seine Gesetze, die Gottheit, die materielle Welt, die übermenschlichen Intelligenzen, die Thiere, der Mensch. — Richtig, die nothwendigen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch sind die Quelle des menschlichen Gesetzes. Der Mensch ist aber in einem andern Falle, als das Thier und die materielle Welt; bei diesen fällt das einzig richtige Gesetz ihres Daseins mit ihrem Dasein selbst zusammen, sie haben kein Selbstbewußtsein. Der Mensch hat das menschliche Gesetz, die wahre Beziehung zwischen Mensch und Mensch, erst zu suchen, er ist keine fertige Waare, er ist seines Glückes Schmied. Während er sein Gesetz sucht, kann er irren, und die ganze politische Gesetzgebung ist in der That nichts, als die Geschichte dieses Irrthums. Wie ist das Verhältniß des politischen Gesetzes zum menschlichen Gesetze? Diese Frage ist in Montesquieu's sämmtlichen Werken weder gestellt, noch beantwortet. Der Mensch und das Mitglied des Staates fallen ihm sofort zusammen. „Das politische Recht besteht in dem Verhältniß der Regierenden zu den Regierten.“ Da sind wir sofort am Ende, die Natur hat Regierende und Regierte geschaffen, Du mußt herrschen oder dienen! Montesquieu sieht durchaus nur das Vorhandene, das Vorhandene ist das Wirkliche, das Vernünftige. Das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten bietet sich ihm geschichtlich unter dreifacher Form dar: es gibt eine republikanische, eine monarchische und eine despotische Regierungsform, und es bleibt nur noch zu untersuchen, welche von diesen drei Formen in jedem gegebenen Falle die beste sei. Schon Helvetius bemerkte in seinen Randglossen zum „Geist der Gesetze,“ das sei eine schwache Metaphysik, und der Fehler des ganzen Buches bestehe darin, daß nicht auf die Natur des Menschen eingegangen sei. Man kann nichts Besseres über den „Geist der Gesetze“ sagen; die Natur des Menschen ist wahrlich nicht darin erschöpft, daß er einmal Bürger oder Unterthan in dieser oder jener Staatsform gewesen oder noch ist.

Nach Montesquieu paßt die republikanische Staatsform, die entweder demokratisch oder aristokratisch sein kann, nur für kleine Gemeinschaften und kann auch hier nur durch strenge Frugalität, durch stete Hingebung des Einzelnen an den Gesammtzweck (vertu) in Blüthe erhalten werden. Am Besten wäre es, wenn gleich bei der Bildung der Republik eine gleiche Theilung der Ländereien vorgenommen, und diese Gleichheit durch Erbschaftsgesetze erhalten, oder doch durch eine Vermögenssteuer möglichst unterstützt würde. Montesquieu, der durchaus kein Optimist in Betreff der menschlichen Natur ist, gibt hier in Bezug auf eine einzelne Staatsform zu, was überhaupt das Wesen des Staates ist, daß er nämlich in einer Abstraktion besteht, deren Gedeihen das beste Herzblut der einzelnen Persönlichkeiten zum Opfer verlangt. Oder was ist die vertu in seinen kleinen Republiken anders, als das Hingeben meines besten Selbst an ein allgemeines Gespenst, als ein ewig geschraubter Zustand, eine Uniform mit Schnürleib? Auch verwirft Montesquieu die republikanische Form für die modernen Staaten.

Die moderirte Monarchie ist sein Ideal; seine einfache rein erfahrungsmäßige Erklärung einer solchen moderirten Monarchie ist diese: Zwischen dem Volke und dem Monarchen müssen Zwischengewalten existiren, und es muß ein Archiv von Gesetzen geben, welche von jenen politischen Körpern verkündigt werden, wenn sie erlassen sind, und an welche diese erinnern, sobald sie in Vergessenheit gerathen. — Was sollen wir mit dieser Erklärung anfangen? Wer sind diese Zwischengewalten, wer ernennt sie, wer bürgt dem Volke dafür, daß diese politischen Zwischengewalten sein Interesse wahrnehmen? Wer macht die Gesetze, der Monarch allein, oder die politischen Körper allein, oder der Monarch mit den politischen Körpern zusammen, und wie sind die Rechte zwischen dem Monarchen und den politischen Zwischengewalten geregelt? Welche Bedeutung hat eine Erinnerung der politischen Körper, muß der Monarch ihr folgen, oder kann er es auch bleiben lassen? Hier haben wir alle konstitutionellen Möglichkeiten auf einem Haufen beisammen; Rußland hat eine Konstitution und England

hat eine. Montesquieu unterstützt hier die ganze Masse der Verlegenheiten, Halbheiten und Hohlheiten, die der Schuft Talleyrand sechszig Jahre nachher aus seinem Füllhorn über ganz Europa ausschüttete, und welche die dummen und kriegsmüden Völker ganz ruhig hinnahmen. Montesquieu vermischt zwei ganz verschiedenartige Dinge, die in den Häuptern unserer Doktrinäre noch immer in der friedlichsten Ehe beisammen wohnen, das altgermanische Königthum und die Monarchie Ludwig's XIV. Das altgermanische Königthum war ein rein republikanisches Institut, der König Chef der Edelinge, die Spitze der Aristokratie, die man damals freie Männer nannte, weil sie Sklaven hielten und die Römer schlugen. Der altgermanische König war ein absetzbarer Wahlkönig, der im Kriege anführte, aber ohne seine **Pares**, seine Pairs, auch nicht das Allermindeste in der Gesetzgebung ändern konnte. Die absolute Monarchie des 17. Jahrhunderts war ein Despotenthum mit Höflingseinflüssen, ein unumschränktes Herrscher- und Tyrannenwesen. Die Konstitutionnellen werfen beide Dinge zusammen, sie wollen dem altgermanischen Reitergeneral eine halbe Majestät geben, sie wollen das absolute Monarchenthum mit Pairs umzingeln, einen Pakt mit ihm schließen. Ein solches zwieschlächtiges Ungethüm heißt dann eine Verfassung. Die beiden entgegengesetzten Bestandtheile desselben bleiben aber nichts desto weniger im unaufhörlichen Kampfe, sie sind blos zusammengesetzt, keineswegs verschmolzen. Wie sollte auch Feuer und Wasser jemals in Eins aufgehen? Das Feuer der absoluten Monarchie verzehrt entweder die demokratische Flüssigkeit, wie jetzt in Frankreich; oder der Strom der republikanischen Aristokratie dämpft das Feuer von Gottes Gnaden, wie in England, wo allerdings sehr viel von der altgermanischen Theorie in Geltung geblieben ist. Wäre ich absoluter Monarch, so würde ich, für die Krone und mein Leben fechtend, mich lieber unter den Trümmern meines Thrones begraben, ehe ich mich halbwegs zum Reitergeneral degradiren ließe. Will ich aber gegen die Prärogative der absoluten königlichen Machtvollkommenheit kämpfen, so habe ich nur dann ein Recht dazu, wenn ich zugleich gegen alle anderen Präroga-

tiven, z. B. namentlich gegen die Prärogative des Geldes kämpfe. Also ist nicht einmal der Radikale in seinem Rechte, wenn er das Königthum beschränken will, geschweige denn der Konstitutionnelle; der Konstitutionnelle kann ebenso gut den Mann im Monde fordern, wie eine Verfassung.

Worin besteht nach Montesquieu die politische Freiheit? In zwei Dingen. Erstlich darf man thun, was die Gesetze erlauben, und kann nie zu dem gezwungen werden, was man nicht wollen soll. Zweitens gewährt die politische Freiheit die Sicherheit des Eigenthums. Montesquieu fragt gar nicht, woher jene Gesetze stammen, die das Maaß der Freiheit in sich enthalten, ob sie die vollständige Entschädigung darbieten für die verlorenen natürlichen Rechte, ob jene Gesetze der Ausdruck des menschlichen Wesens sind, oder eine Zwangsjacke, ein Prokrustesbette. Gesetzliche Freiheit! Ganz wie unsere Liberalen. Die Sicherheit des Eigenthums wurde schon von einem klassischen Doktrinär für den Hauptvortheil des staatlichen Lebens erklärt; der Herr Professor und Minister Cicero meinte, der Staat sei eigentlich dazu vorhanden, daß Jedweder in Frieden seine Güter behielte. Nach der politischen Seite, nach der Seite der Allgemeinheit hin, ist das Gesetz das Zwangsmodell für alle Individualitäten; nach der bürgerlichen Seite zu steht der Polizeidiener, der die Spitzbuben von meinem Obstgarten abwehrt. Ganz wie unsere Liberalen. Herrliche Bestimmung der Menschheit!

Die politische Freiheit, wie sie Montesquieu im Auge hat, und bei der nach seiner Meinung der Hauptkniff im Balanciren der Macht durch die Macht besteht, hatte ihre Stätte damals einzig in England aufgeschlagen, England war „der Spiegel der Freiheit.“ Im Jahre 1748 war dergleichen Phantasterei gewiß erlaubt, wie denn auch unsere Polemik sicher nicht dem Manne Montesquieu, sondern lediglich seiner Doktrin gilt; aber hundert Jahre später? Und Ihr wundert Euch noch, wenn man Euch nachsagt, Ihr wäret ein Jahrhundert zurück?

Hören wir das Schema der politischen Freiheit Englands, wie es vor hundert Jahren entworfen wurde, und dann lese man

jedes Handbuch des konstitutionellen Rechtes, lese man die ganze Legion von Stoßseufzern durch, die sich seit vier Jahren durch die deutsche Censur mühsam hindurchschmuggeln, ob es nicht auf Eins hinauskommt, ob der Montesquieu nicht in die badische Kammer gehört hätte.

Die drei Gewalten: die legislative, die exekutive und die richterliche müssen getrennt sein.

Sind die beiden ersten vereinigt, so kann man tyrannische Gesetze geben und sie tyrannisch ausüben. Die richterliche Gewalt kann nicht mit der legislativen vereinigt sein, weil sonst die Gewalt über Freiheit und Leben der Bürger willkürlich würde. Wäre die richterliche mit der exekutiven verbunden, so hätte der Richter die Macht eines Unterdrückers.

Die richterliche Gewalt muß temporär sein und Männern aus dem Volke anvertraut werden, damit das Amt gewissermaßen unsichtbar werde, damit das Volk die Magistratur und nicht den Magistrat vor Augen habe.

Bei wichtigen Anklagen muß der Verbrecher seine Richter selbst aussuchen, oder wenigstens so viele von ihnen rekusiren können, daß die Uebrigen für Richter seiner Wahl gelten können.

Wenn Kaution geleistet werden kann, darf die exekutive Gewalt Niemanden verhaften, den Fall ausgenommen, wo sich Einer wegen eines Kapitalverbrechens sofort zu verantworten hat. Nur im Falle einer Verschwörung wider den Staat, also auf kurze und beschränkte Zeit, darf hiervon eine Ausnahme gemacht werden.

Da jeder Mensch eigentlich nur durch sich selbst regiert werden kann, so muß das Volk seine Repräsentanten wählen. Zu dieser Wahl taugt das Volk, selbst diskutiren kann es nicht.

Die Repräsentanten haben keine Entschlüsse zu fassen, sondern Gesetze zu machen und zu sehen, ob die gemachten ausgeführt werden.

Es gibt immer in einem Staate Leute, die durch Geburt, Reichthümer und Ehrenstellen ausgezeichnet sind; für diese würde die gemeinschaftliche Freiheit eine Sklaverei sein, die meisten Beschlüsse würden gegen sie ausfallen. Ihr Antheil an der Ge-

setzgebung muß im Verhältnisse zu ihren übrigen Vortheilen im Staate stehen; sie bilden einen Körper, der das Recht hat, die Beschlüsse des Volkes aufzuhalten, wie das Volk das Recht hat, die ihrigen aufzuhalten. Dieser Adelskörper muß erblich sein; er ist es erstlich von Natur, und zweitens muß er ein großes Interesse haben, seine Prärogativen, die an sich gehässig sind, zu bewahren. Damit diese erbliche Macht aber nicht in persönlichen Interessen mißbraucht werde, darf sie z. B. in Steuerangelegenheiten, wo man das höchste Interesse hätte, sie zu bestechen, nur ein Recht der Verhinderung, keins der Beschließung haben.

Die legislative Macht muß nicht immer beisammen sein, damit die exekutive Zeit gewinnt, und damit nicht, indem an die Stelle der sterbenden stets neue Deputirten treten, die legislative in einer schlechten Richtung verharren kann.

Sie kann sich nicht selbst zusammenberufen, sondern muß von der Exekutive berufen werden.

Die Exekutive muß die Gewalt haben, die Beschlüsse der Legislative aufzuhalten. Nicht umgekehrt.

Die Person, welche die Exekutive repräsentirt, muß heilig sein, weil sie dem Staate nöthig ist, damit die Legislative nicht tyrannisch werde; von dem Augenblicke an, wo sie angeklagt oder gerichtet würde, gäbe es keine Freiheit mehr. Die Minister aber sind verantwortlich.

Der Monarch statuirt nicht, aber er hat ein Veto gegen die Beschlüsse der Legislative einzulegen.

Die Legislative muß jährlich über die Steuern und über die Land- und Seemacht beschließen, um die Exekutive von sich abhängig zu erhalten. Die Disposition über die Armee steht der Exekutive zu.

Der gesetzgebende Körper besteht aus zwei Theilen, der eine hält den andern durch die gegenseitige Befugniß der Einsprache im Zaum. Alle beide sind gebunden durch die exekutive Gewalt, die es wieder ihrerseits durch die legislative ist.

Dieses politische Seiltanzen an der Balancierstange der Konstitution ist das Ideal Montesquieu's, die englische Ver-

fassung die Helena des konstitutionnellen Faust. Das nennt er altgermanische Freiheit, von der schon Tacitus gesagt habe: Bei geringfügigen Angelegenheiten rathschlagen die Vornehmen (Edelinge), bei wichtigen Alle, jedoch so, daß über die Gegenstände der Volksberathung (Versammlung der gemeinen Freien) auch bei den Vornehmen Berathung eintrete. Dieses schöne System sei in den Wäldern gefunden worden, es sei die beste Regierung, welche die Völker auffinden konnten, vorzüglicher als die antiken Verfassungen.

Da Montesquieu sich rein am Erzählen und Behaupten hält, so können wir ihn durch einige Fragen und wenige Thatsachen **ad absurdum** führen. Gab es in der altdeutschen Verfassung nichts als Edelinge und gemeine Freie? Was sagten die Leibeigenen zu der herrlichen in den „Wäldern" gefundenen Freiheit? Die altdeutsche Freiheit ruhte auf der Geburt und auf dem Besitz; die Edelinge der Sachsen waren steinreiche Lords; man kann ihren Reichthum an den ungeheuern Strafen abmessen, die sie als Wehrgeld bezahlten. Die Geburt allein sicherte die Freiheit nicht; wenn ein gemeiner Freier in ein großes Wehrgeld verurtheilt wurde, so hatte es mit seiner Freiheit ein Ende, er wurde Leibeigener. Alle Kriegsgefangene wurden Leibeigene. In England machten die normännischen Junker eine ungeheure Zahl Sachsen zu Leibeigenen, die Normannen und die Sachsen vereint machten ganz Irland leibeigen. Die scheußlichsten Gräuel der Weltgeschichte sind von „freien" Engländern in Irland begangen worden. Wir geben zu, daß die altgermanische Freiheit ohne Leibeigenschaft nicht denkbar war, ebenso wenig wie Athen seiner Sklaven und Sparta seiner Heloten entrathen konnte. Aber in dieser Konzession liegt das Urtheil über die Freiheit jener Völker. — Wie die altgermanische Freiheit auf Geburt und Besitz gegründet war, so ist es die neugermanische in England noch zur Stunde. Hat England keine Leibeigenen mehr? Doch, sie heißen nur heute Fabrikarbeiter. Sei als Sohn einer Lordsfamilie geboren, so hast Du Titel und Länderei; sei ein Kind eines reichen Kaufmannshauses, so hast Du Erziehung und Geld. Sei ein Proletarier, so ist das Glück

eine Lotterie für Dich, aus der neben tausend Nieten kaum ein Treffer herauskommt. Das Proletariat in Irland genießt der konstitutionellen Freiheiten Englands, es verhungert und verfault dabei auf dem Miste. In Frankreich, das sich ebenfalls der englischen Institutionen erfreut, droht der Tag heran, an welchem das verzweifelnde Proletariat seinen Schrei nach Gerechtigkeit mit dem wilden Geheul der Rache und der Zerstörungswuth gatten wird. Dann hat es mit dem künstlichen Balanciren der drei Gewalten ein Ende, und das offizielle Land, welches aus Edelingen und gemeinen Freien besteht, die einzig den Segen der Verfassung verspüren, weil sie durch dieselbe in ihrem Privateigenthume geschützt werden, dürften die Balancierstange höchstens auf ihrem Kopfe empfinden. Vielleicht bewaffnen sich die modernen Leibeigenen auch mit dem Holze der „Wälder," in denen jenes schöne System gefunden worden ist.

Die altgermanische Freiheit — alle politische Freiheit überhaupt — beruht auf der Koalition der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden, auf der Verbündung einer schlauen Minorität gegen eine ungebildete Majorität. Erst administrirt man dieser Majorität den Glauben und die Religion, um sie im Zaume zu halten; wird dieses Band lax, so bietet man Polizei und Gerichte auf. Dann wird Justiz geübt. Das ist das ganze Geheimniß der Konstitution. — Die konstitutionnelle Freiheit beruht auf dem Besitze: Zeuge dessen der Zensus, dieses unvermeidliche Requisit einer jeden Verfassung. Will man die alten Lächerlichkeiten entgegnen, der Zensus repräsentire immer die Intelligenz, da das Vermögen, auf das er schließen läßt, ein Mittel zur Bildung sei? Ich könnte Jemand nennen, der keinen Heller Vermögen besitzt, der nicht einmal einen Freund hat, welcher großmüthig genug wäre, ein Weinpatent für ihn zu lösen, und der, was die parlamentarische Diskussion betrifft, ein so guter Deputirter sein würde, wie nur Einer in Deutschland. Viel ehrlicher ist der andere Grund, der Zensus, namentlich die erforderte Grundsteuer sei ein sicherer Beweis für die Anhänglichkeit des Abgeordneten an die bestehende Ordnung und an den vaterländischen Boden. Vortrefflich, der Grundbesitzer hängt

wirklich an der bestehenden Ordnung, welche Ordnung ihm wieder seinen Grundbesitz garantirt, er hängt am Boden des Vaterlandes — er hängt oder er klebt, wie Ihr wollt. Der konstitutionnelle Deputirte vertritt den Zensus, vertritt das Eigenthum, sein eigenes vorab; die exekutive Gewalt ist dadurch identisch mit der legislativen, ihre Entgegensetzung ist eine reine Sophisterei; die legislative wird das oberste Eigenthumsrecht nicht schmälern, da sie das untere, ihren eigenen Privatbesitz nicht angetastet wissen will. Die Besitzenden herrschen, und die Herrschenden besitzen. Hier ist die Konstitution am Ende, der Proletariatsfrage gegenüber knacken ihr die Kniee; und daß mit der christlichen Barmherzigkeit und Mildthätigkeit diese Wunde der Menschheit nicht zugeheilt wird, das geben selbst Politiker von Profession zu.

Ich sage nicht, daß die Jury dem heimlichen Gerichtsverfahren nicht vorzuziehen sei, das heimliche Gerichtswesen ist unter aller Kritik, kein Mensch vertheidigt es mehr, und der christlich-germanische Staat selbst macht täglich irgend ein Konzessiönchen zur Oeffentlichkeit und zum Genossengerichte hin. Aber auch die Jury ist ein bürgerliches Institut, ein Institut, das auf dem Zensus, auf dem Besitze ruht. Man gehe einmal ein Jahr lang nach Frankreich, man beobachte diese richtende Bourgeoisie, man sehe mit eigenen Augen an, wie sie der Tribun des Eigenthums geworden ist, wie unerbittlich, wie systematisch streng sie die Vergehen wider den Privatbesitz behandelt, wie es für sie kein größeres, kein himmelschreienderes Verbrechen gibt, als die Verletzung dieses theuren Besitzes, wie Schändung, Sodomiterei und alle Gräuel der menschlichen Bestialität die Nachsicht der bürgerlichen Genossen erfahren, während sie die Diebe mit einem einzigen Urtheilsspruch auf ewig vernichten, auf ewig aus der Gesellschaft stoßen. Wenn ein solcher, auf mehre Jahre verurtheilter Dieb auch endlich wieder ins bürgerliche Leben zurückkehrt, so bleibt ihm nichts übrig, als — wieder zu stehlen und wieder eingesperrt zu werden. In Ste. Pelagie sitzt in diesem Augenblicke ein bartloser Knabe auf anderthalb Jahre, weil er in einem öffentlichen Badehause eine vorgefundene Uhr unter

dem Wasser verborgen und sie dem nachfragenden Aufwärter abgeläugnet hatte. In derselben Ste. Pelagie sitzt ein Marquis auf acht Monate wegen Sodomiterei! Die Gesellschaft der Verbrecher, die mit vollständig ausgebildeten Sitten und Gesetzen neben der bürgerlichen Gesellschaft existirt, hat sich an den Ungerechtigkeiten der letzteren dadurch gerächt, daß gerade die wegen Diebstahls Verurtheilten bei ihr im Rufe der Ehrlichkeit stehen. Die Diebe sind in den Gefängnissen von Paris die geachteten Leute!

Welch schmähliches Gesetz ist es nicht, daß man, um trotz einer Kriminalanklage auf freiem Fuße zu bleiben, Kaution leisten muß. Das Geld erwirbt mir Vertrauen, das Geld bezahlt meine Freiheit. Wenn ich mich nun dem Prozesse entziehe, so besteht die Genugthuung für die Gesammtheit darin, daß der Fiskus Geld einsackt. Die fiskalische Absicht des Staates verräth es abermals, daß dieses ganze Wesen auf den Besitz gegründet ist, vom Gelde abhängt.

Ueber die Begründung der Pairskammer ein Wort zu sagen, wäre Zeitverschwendung. Wer die Auszeichnung durch Geburt, Reichthümer und Ehrenstellen voraussetzt, wer die Prärogativen des Adels einräumt, der muß konsequent sein und die absolute Monarchie, die Despotie in ihrem ganzen Umfange vertheidigen. Wenn sich dabei etwas denken läßt, daß ein Mensch durch Geburt einen Vorzug vor dem Andern haben soll, so muß sich auch dabei etwas denken lassen, daß Einer der Allervorzüglichste ist, der den Anderen mit den Geburtsvorzügen die Köpfe herunterschlägt, wenn es ihm beliebt. Ebenso ist es mit der Heiligkeit der Person, die an der Spitze der exekutiven Gewalt steht; entweder ist Keiner heilig oder Alle sind heilig. In der vernünftigen Gesellschaft ist jeder Mensch heilig und unantastbar.

Die Verantwortlichkeit der Minister ist eine der lächerlichsten Chimären. Wem sind denn die Minister verantwortlich? Der Kammer, d. h. dem Zensus, dem Besitze. Der Minister wird sich hüten, den Besitz anzutasten, er besitzt in der Regel selbst. Die Franzosen haben in der Julirevolution die Minister-

verantwortlichkeit ein für alle Mal travestirt. Erst jagten sie den König zum Henker, anstatt die Minister in Anklagestand zu versetzen, und nachher verurtheilten sie die Minister obendrein, weil das wüthende Volk es so wollte, und waren dabei in steter Angst, die Verräther am Vaterlande möchten mit der einzigen Strafe belegt werden, die ihnen von Rechtswegen zukam, nämlich mit der Todesstrafe. Die Konstitution hat überhaupt die Eigenschaft aller Illusion, daß sie befolgt wird, so lange nichts Entscheidendes zu thun ist. Treten Augenblicke wichtigen Handelns ein, so wird sie bei Seite gesetzt, weder unten noch oben bekümmert man sich um sie. Geht es um ernstliche Wahrung der Rechte, heißt es, die Brust muthig den Gefahren der Tyrannei entgegensetzen, so vergißt das Volk plötzlich ganz und gar, daß es eine Konstitution gibt, es folgt seinem Instinkte, seinem Muthe. Die neuen Konstitutionen seit 1814 existiren alle ungefähr, wie die „polnische Nationalität“ in der Adresse der französischen Deputirtenkammer.

Montesquieu war durchaus konstitutioneller Politiker; er wußte weder, wie der natürliche Mensch zum politischen Menschen, zum Bürger wird, noch ahnte er, daß hinter und über dem Bürger etwas Höheres und Besseres verborgen ist. Er schrieb in einer absoluten Monarchie, unter einem Volke, das zum politischen Extemporiren geboren war. Auch damals schon gab es Sozialisten. Der Engländer Harrington hatte sein System der besten Gesellschaft in der „Oceania“ dargelegt. Montesquieu fand es unbegreiflich, wie ein Engländer etwas Besseres wünschen könne, als die große germanische Konstitution seines Vaterlandes; er sagte spöttisch von Harrington, er habe Chalcedon gebauet, während er das Gestade von Byzanz vor Augen gehabt. — Ganz wie unsere Liberalen.

Welchen Vortheil hat der Mensch von der Konstitution, von der moderirten Monarchie? Montesquieu und die Konstitutionellen haben die Antwort in Bereitschaft. Die bürgerliche Freiheit gewährt die Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums, eine Sicherheit, die von öffentlichen und Privatanklagen gestört werden kann. Wenn man aber aus einem der

drei Raubstaaten herauskommt, so mag uns diese Sicherheit, dieses ganz negative Element der Freiheit, als etwas Bedeutendes und Erstrebenswerthes erscheinen; wenn man aber nach Jahrhunderten der Vernunft und der Philosophie immer noch das alte Lied hört, so muß uns denn doch ein solches Resultat erbarmungswürdig vorkommen. Montesquieu meint: Der Schutz der bürgerlichen Freiheit ruhe meistens auf einer guten Kriminalgesetzgebung. Er ruft aus: „Die Kenntnisse, die man in einigen Ländern erworben hat, in andern noch erwerben wird über die sichersten Regeln, welche bei Kriminalprozessen zu beobachten sind, interessiren das menschliche Geschlecht mehr als irgend sonst etwas auf der Welt.“ Eine ganze Masse von Büchern und Zeitschriften sagt in Deutschland, direkt oder indirekt, täglich dasselbe. Montesquieu und diese Schriftsteller haben also vom Menschen keinen höheren Begriff, als den einer raub- und blutgierigen Bestie, die man mit Geschick zähmen müsse. Montesquieu sagt: „In einem Staate, der darüber die bestmöglichen Gesetze hätte, würde ein Mensch, dem man den Prozeß machte, und der morgen am Tage gehängt werden sollte, freier sein, als ein Pascha in der Türkei.“ Gesetzlicher Zustand, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit! Ganz wie bei uns. Ich sage nicht, daß Ihr das heimliche Gericht, die Kabinetsjustiz, die Spezialkommissionen stehen lassen sollt; wenn Ihr aber einmal die Hindernisse der Freiheit wegräumen wollt, so räumt auch gleich ordentlich auf. Aber das wollt Ihr nicht, Ihr wollt aus dem Sklaven des Despotenthums blos den Sklaven der bürgerlichen Freiheit machen. Gut, so müßt Ihr bekämpft werden.

Montesquieu hat ein ewig wahres Gemälde der egoistischen Freiheit Englands entworfen, mit plastisch formender Hand hat er diese Gestalt ausgeführt. Er findet, daß das konstitutionnelle Volk am Besten auf einer Insel wohnt, abgesondert — isolirt, ganz wie die bürgerliche Freiheit die Freiheit der Isolirung ist. Das konstitutionnelle Volk ist ferner kein erobernden, sondern ein Handelsvolk. Es muß einen nothwendigen großen Handel mit den Völkern des Südens eröffnen und die Länder auswählen,

mit denen es vortheilhafte Verträge macht. Als Handelsvolk hat es eine Masse kleiner Sonderinteressen, wird ungemein eifersüchtig und betrübt sich mehr über das Gedeihen Anderer, als es über sein eigenes Freude empfindet. Eine benachbarte Nation, deren reicher Boden und glückliche Häfen es reizten, würde es erobern und in einer großen Abhängigkeit erhalten, so daß die Bürger daselbst frei wären, der Staat aber selbst ein Sklave (Irland). In der Religion würde Freiheit herrschen — in den „Persischen Briefen" erklärt Montesquieu den Protestantismus für die Religion der Industriellen — doch so, daß der Glaube, zu dessen Einführung man sich der Knechtschaft bedient hätte, verhaßt sein würde. Die Gesetze gegen die Bekenner dieser Religion (die Katholiken) würden zwar nicht blutig sein, aber so reprimirend, daß sie alles Uebel anrichteten, das man nur mit kaltem Blute thun könnte. Man würde die Reform dieses Glaubens adoptiren, aber nur bis zu einem gewissen Punkte, weil man lieber die Reform unvollkommen sein ließe, ehe man duldete, daß der Klerus reformatorisch würde. Der Egoismus dieser konstitutionnellen Insulaner würde sich auch darin zeigen, daß sie niemals feste Handelstarife einführten, aus Furcht sich verbindlich zu machen und um stets die Hand frei zu behalten. — Der christlich-germanische Geist der Selbstliebe, dieser ächt konstitutionnelle Geist, ist von unübertrefflicher Meisterhand geschildert. Schade daß es eben mehr als ein Gemälde, daß es Doktrin sein soll.

Was hält der Konstitutionnelle von den letzten Dingen? Schauen wir seinem **summum bonum**, seinem höchsten Gute ins Herz! Montesquieu ist der rationalistische Politiker und der politische Rationalist. Er ist ein Aufklärer, wie die offizielle englische Philosophie, wie die französische Universität, wie unsere Liberalen in Deutschland. Die positiven, die dogmatischen Religionen sind ihm verhaßt; dagegen spricht er von der wahren Religion, die einen großen Einfluß auf das bürgerliche Leben habe, nennt die christliche Religion eine Religion der Liebe, deren Absicht es sei, daß der Mensch die besten bürgerlichen und poli-

tischen Gesetze habe. Montesquieu erfindet hier eine christliche Religion, die niemals existirt hat, ganz wie unsere liberalen Rationalisten. Spricht man diesen von Zerstörung der religiösen Abhängigkeit überhaupt, so geht ihnen der Verstand aus. Nicht besser macht es Montesquieu. Bayle hatte behauptet, es sei besser Atheist sein, als Götzendiener; Montesquieu nennt das ein Sophisma, das sich auf die Meinung gründe, als sei es dem Menschengeschlechte von gar keinem Nutzen, ob es einen Gott gebe oder nicht. Er hält diesen Glauben für sehr nützlich; denn daraus, daß Gott nicht existire, folge der Gedanke unserer Unabhängigkeit, oder wenn wir diesen Gedanken nicht haben könnten, der unserer Empörung! Die Religion reprimire Vieles, wenigstens sei es sehr nützlich, wenn die Fürsten eine hätten. Superb! Die Religion ist der Zaum, der festhalten soll, wenn die Stricke der Gesetze reißen und umgekehrt. Der Konstitutionnelle setzt der gesetzgebenden Versammlung einen König und dem freien Willen des Subjekts einen Gott als Schranke. Kammer und Fürst balanciren einander, wie Wille und Glaube. Auch in deutschen Ständekammern gibt es eine Masse von Leuten, welche die Religion als Zaum für das Volk betrachten.

Bayle hatte ferner behauptet, ein Staat, aus wahren Christen bestehend, könne nicht bestehen. Montesquieu sagt: Doch, doch! der wahre Christ ist ein Mensch, welcher unendlich aufgeklärt über seine Pflichten ist, und der einen sehr großen Eifer besitzt, sie zu erfüllen. Bayle hat Recht, und Montesquieu hat Recht. Wenn Bayle den Urchristen im Auge hat, der noch im heutigen Pietisten einen Nachdruck auf Löschpapier erlebt, und wenn er sich unter dem Staate das Ziel menschlichen Zusammenlebens denkt, so ist der Christ untauglich für den Staat. Wenn Montesquieu den praktischen Christen, den englischen Christen, den aufgeklärten Ichthümler meint und unter der englischen Konstitution den wahrhaften Staat versteht, so paßt der Christ ganz eminent für den Staat. In diesem Sinne sind die Liberalen und Konstitutionnellen sämmtlich christlich, Rationalisten und Voltairianer — und doch Christen? Ja, sie predigen die Abhängigkeit des Menschen vom Schöpfer der Welt und vom Schöpfer der

Verfassung, von den Schöpfern der Gesetze und den Schöpfern des Salairs.

Montesquieu war ein klarer, der Beobachtung offener Geist; seine heutigen Revenants sind große Philister. Montesquieu erklärt, das politische, wie das moralische Gut sei immer in der Mitte zwischen zwei Aeußersten. Er ist der Ahnherr des berüchtigten Juste-Milieu. Er hat beinahe das Wort selbst erfunden. „Ich glaube, daß der äußerste Grad von Vernunft nicht immer wünschenswerth ist, und daß die Menschen sich fast immer besser mit der Mitte, als mit den Extremitäten zurechtfinden.“ Zweimal zwei ist vier: ist ein „äußerster Grad von Vernunft“; zweimal zwei ist drei: ist zu offenbar gelogen. Nehmen wir die „Mitte“: zweimal zwei ist drei und einhalb. So haben wir die „Extremitäten“ vermieden.

Uebergang.

Montesquieu, der Politiker, war ein Doktrinär, Montesquieu, der Sittenschilderer, nicht so ganz. Montesquieu, der gesetzte Mann, kannte nichts Höheres, als die moderirte Monarchie; sieben und dreißig Jahre früher war er etwas anderer Meinung. Im 99. Briefe der Lettres persanes schreibt Usbeck an Ibben: „Die größte Zahl der europäischen Regierungen ist monarchisch, oder vielmehr wird so genannt, denn ich weiß nicht, ob es jemals so etwas gegeben hat; wenigstens könnte es nicht lange bestanden haben. Es ist ein gezwungener Zustand, der immer in Despotismus oder in Republik ausartet. Die Macht kann niemals gleichmäßig getheilt sein zwischen dem Volke und dem Fürsten, das Gleichgewicht ist zu schwer zu bewahren. Die Macht muß nothwendig nach der einen Seite abnehmen, während sie nach der andern zunimmt, aber der Vortheil ist gewöhnlich auf Seiten des Fürsten, der an der Spitze des Heeres steht.“ Helvetius war vollständig der Meinung, es gebe nur zwei Arten von Regierungsformen, Demokratie und Despotie. Er schreibt an Montesquieu über den „Geist der Gesetze“: „Das Beispiel der englischen Regierung hat Sie verführt. Ich bin

weit entfernt, diese Konstitution für vollkommen zu halten. Warten wir einmal, wie Locke zum König Wilhelm sagte, bis ein bedeutendes Mißgeschick, das seinen Ursprung in dem Fehler dieser Konstitution haben wird, uns ihre Gefahren empfinden läßt; bis die Bestechung, die schon nöthig geworden, um die Trägheit des Oberhauses zu besiegen, von den Ministern in die Kammer der Gemeinen eingeführt ist und Niemanden mehr roth macht: dann wird man die Gefahr eines Gleichgewichtes sehen, das man unaufhörlich stören muß, um die Bewegung einer so komplizirten Maschine zu beschleunigen oder aufzuhalten. In der That, mußte man nicht in unsern Tagen Auflagen beschaffen, um die Parlamente zu besolden, welche dem Könige das Recht geben, Steuern vom Volke zu erheben? — — Endlich, mein lieber Präsident, muß ich Ihnen gestehen, daß ich niemals die subtilen, so oft wiederholten Unterscheidungen über die verschiedenen Formen der Regierung recht verstanden habe. Ich kenne nur zwei Arten, die guten und die schlechten, die guten, die noch zu bilden sind, die schlechten, deren ganze Kunst darin besteht, durch verschiedene Mittel das Geld von den Regierten in die Tasche der Regierenden zu locken. Was die alten Regierungen durch den Krieg raubten, erlangen unsere modernen sicherer durch die Fiskalität."

In einer Note zum „Geist der Gesetze" erklärt Helvetius die schlechten Regierungen für solche, in denen die Regierten die Unterdrückung der Regierenden nicht zurückweisen können, das sei Despotismus; wenn sie es könnten, so sei das Demokratie.

Wie kommt es aber zu Regierten und Regierenden überhaupt, wo ist die Quelle jeglicher Regierung? Darauf gibt uns nur die radikale Theorie Antwort. Hören wir Rousseau.

Rousseau.

Souverän ist nach Rousseau nur Einer, nämlich das Volk. Die Gesetzgebung ist die Macht des Volkes. Die exekutive Gewalt oder die Regierung ist Nichts, als ein Mandat des Souveräns, des Volkes. Selbst wenn ein Fürst an der Spitze der Regierung steht, so ist er nur ein Diener des Volkes, der erste

Magistrat. Die souveräne Gewalt ist in keinerlei Weise zusammengesetzt, kann daher auch nicht getrennt und getheilt werden, sie ist vielmehr untheilbar und ruht nur im Volke, aber im ganzen Volke. „Die Souveränität kann nicht repräsentirt werden, aus demselben Grunde, aus dem sie nicht veräußert werden kann, sie besteht wesentlich in dem allgemeinen Willen, und der Wille kann nicht repräsentirt werden; er ist entweder er selbst oder er ist ein Anderer, es gibt nichts Drittes. Die Deputirten des Volkes sind also nicht und können nicht sein seine Repräsentanten, sie sind nur seine Kommissäre, sie können Nichts definitiv beschließen. Jedes Gesetz, welches das Volk nicht in Person bestätigt hat, ist nichtig, ist gar kein Gesetz. Das englische Volk glaubt frei zu sein, es ist es nur während der Wahl seiner Parlamentsglieder. Sobald diese gewählt sind, ist es Sklave, ist es Nichts. — Die Idee der Repräsentanten ist modern, sie ist uns vom Feudalwesen überkommen, von dieser ungerechten und abgeschmackten Regierung, in welcher die menschliche Gattung entwürdigt und wo der Name Mensch eine Schmach ist. In den alten Republiken und selbst in den Monarchieen hatte das Volk niemals Repräsentanten, man kennt nicht einmal das Wort. — In dem Augenblicke, wo sich ein Volk Repräsentanten gibt, ist es nicht mehr frei, existirt es nicht mehr."

Zwar gibt Rousseau zu, daß diese radikale Demokratie nur in kleineren Staaten möglich sei; aber er deutet zugleich das Föderativsystem als Auskunftsmittel an.

Jede staatliche Gesellschaft ist nach Rousseau auf den Vertrag gegründet, selbst wenn dieser Vertrag ein stillschweigender wäre. Wenn die Menschen bis zu dem Punkte gekommen seien, wo die Hindernisse, welche ihrer Erhaltung im Naturstande widerstrebten, mächtiger würden, als die Kräfte jedes Einzelnen, so bliebe ihnen nichts weiter übrig, als durch Vereinigung eine Summe von Kräften zu bilden, welche wieder mächtiger sei, als jene Hindernisse. Das Problem bestehe dann darin, „eine Form der Vereinigung zu finden, welche mit der ganzen Gesammtkraft die Person **und den Besitz** jedes

Mitgliedes vertheidige und schütze, und durch welche Jeder, indem er sich mit Allen vereinige, doch nur sich selbst gehorche und eben so frei bleibe wie zuvor."

Hätte Rousseau nur im Auge behalten, daß der Naturzustand gar kein Privateigenthum kennt, daß jeder Besitz, ehe ein Gesetz besteht, sich auf das natürliche Bedürfniß gründet und vom Rechte des Stärkeren geschützt wird, daß der Begriff Eigenthum ganz unvereinbar mit dem Menschen ist, der noch außerhalb des Staates ist, daß also der Staat, wenn er entsteht, wohl die einzelnen Personen mit ihrer Produktionskraft aufnehmen kann, niemals aber ihre Güter, weil keine vorhanden sind. Die Entstehung des Privateigenthums ist schon staatlicher Akt, politische Wirkung, der erste und Grundirrthum, jedenfalls ein Faktum, welches Rousseau keineswegs erklärt, sondern mit dem er sich und uns übertölpelt. Wenn er weiterhin den politischen Vertrag abermals erklärt: die gänzliche Entäußerung jedes Mitgliedes mit allen seinen Rechten an die ganze Gemeinschaft, wenn er sogar hinzufügt, die Entäußerung sei ohne Rückhalt, die Vereinigung sei vollkommen, wenn er noch einmal definirt: „Jeder von uns gibt in die Gemeinschaft seine Person und seine ganze Kraft (puissance), und wir nehmen jedes Mitglied als untheilbaren Theil des Ganzen auf," so könnte man glauben, Rousseau habe die wahre Gemeinschaft im Auge gehabt, wo Jeder nach seiner Kraft produzirt und nach seinem Bedürfniß konsumirt. Allein so ist es ihm nicht gemeint, der Einzelne hat „Güter", Besitz, den ihm der Staat garantiren soll; er hat also nicht alle seine Kraft an das Ganze entäußert, er ist nicht dessen „untheilbarer" Theil geworden, er ist vielmehr getheilt, in der Mitte entzwei geschnitten. Der Sinn des **Contrat social** ist der, daß der Mensch und seine Kraft (**puissance**) keineswegs zusammengefallen sind, daß der Begriff der „Güter" allerdings juristisch gemeint war, daß Rousseau durchaus nicht den natürlichen Menschen mit anderen natürlichen Menschen assoziirt, sondern den Besitzer mit dem Besitzer. Der soziale Vertrag beruht also auf einer gänzlich ungerechtfertigten Thatsache, auf dem Privateigenthum, er basirt auf einem ungeheuern Vor-

urtheil; er ist Nichts, als eine Heiligsprechung der Usurpation, als eine Sicherheitsanstalt. Rousseau fragt gar nicht: Als was haben wir uns assoziirt, als Menschen oder als Eigenthümer? Sondern er sagt kurzweg und von vorne herein: „Wir sind eine Gesellschaft von Eigenthümern." Aus dem Naturmenschen ist ein Bürger geworden.

Der Bürger ist eine Sphinx, oben Citoyen, unten Bourgeois, ein Wesen, das mit sich selbst im Zwiespalte lebt, eine Unmöglichkeit. Der Citoyen ist der allgemeine Bürger; der Bourgeois ist der besondere, der partikuläre Bürger. Der Citoyen ist der Bürger, der seine Person, seine „ganze Kraft" an die Gemeinschaft hingegeben hat; der Bourgeois ist der Besitzer der „Güter", welche ihm die Allgemeinheit garantirt. Der Kampf des Citoyen mit dem Bourgeois macht die ganze Geschichte der sogenannten inneren Politik aus, eine Geschichte, die so interessant ist, daß sich unsere Nachkommen daran gesund lachen können, wenn sie krank werden. Auch der radikale Rousseau setzt diesen Kampf, macht in seinem politischen Vertrage diesen erbärmlichen Widerstreit möglich, ja unumgänglich nöthig.

Hier ist die Achillesferse des **Contrat social**: „Jedes Individuum kann als Mensch einen besonderen Willen haben, der dem allgemeinen Willen, den es als Bürger hat, entgegengesetzt oder wenigstens von ihm verschieden ist. Sein persönliches Interesse kann ganz anders zu ihm reden, als das gemeinschaftliche; seine absolute und natürlich unabhängige Existenz kann ihm das, was er der Gesammtheit schuldig ist, als eine unnöthige Kontribution erscheinen lassen, deren Verlust den Andern weniger schädlich, als die Leistung derselben für ihn lästig wäre, und indem er die moralische Person, die den Staat konstituirt, als ein abstraktes Wesen betrachtete, weil es kein Individuum ist, würde er die Rechte des Bürgers genießen, ohne die Pflichten des Unterthans zu erfüllen; eine Ungerechtigkeit, deren Fortschritt den Ruin des politischen Körpers herbeiführen müßte."

Das kommt davon, wenn die Gesammtheit den Einzelnen und dessen Güter vertheidigen und schützen soll, wenn die

Gesammtheit es mit zwei Personen zu thun hat, statt mit einer, wenn der Citoyen, der Gesammtbürger, andere Interessen hat, als der Bourgeois, der Privatbürger. Wie hilft sich Rousseau aus dieser Sackgasse heraus? Natürlich auf gewaltsamem Wege, ächt politisch.

„Damit also der soziale Vertrag kein leeres Formular sei, schließt er stillschweigend die Verpflichtung ein, welche einzig die andere Kraft geben kann, daß, wer sich irgend weigert, dem allgemeinen Willen zu gehorchen, durch den ganzen Körper dazu gezwungen werde, was nichts Anderes bedeutet, als daß man ihn zwingen wird, frei zu sein; denn das ist die Bedingung, unter welcher jeder Citoyen sich dem Vaterlande hingibt und dafür gegen jede persönliche Abhängigkeit sichergestellt wird."

Man muß den Menschen zwingen, frei zu sein, das ist die ganze politische Doktrin der Radikalen. Wer zwingt den Menschen zur Freiheit? Der Citoyen, das souveräne Volk. Wen zwingt der Citoyen, das souveräne Volk zur Freiheit? Sich selbst, d. h. denjenigen Theil des Menschen, der nicht Citoyen, den Bourgeois. Zu welcher Freiheit wird der Bourgeois gezwungen? Zur Freiheit des Citoyen, zum Gedanken der Allgemeinheit, zu einer Abstraktion. Der Mensch wird also wohl etwas hingeben, aufopfern müssen, er wird wohl in etwas Liebem und Werthem gekränkt, verletzt, beschädigt, weil er doch gezwungen wird? Allerdings, er wird an seinen „Gütern" gekränkt, verletzt, beschädigt, zu Ehren des souveränen Willens. Ist aber die Freiheit seiner Person, die Unabhängigkeit des Citoyen, nicht etwa ein reichlicher Ersatz für den Zwang, den der Bourgeois erfährt? Keineswegs, weil diese Person nur ein Gespenst, ein Schatten, etwas von jeder lebendigen Wirklichkeit Fernes ist, weil man aus der vollständigen Person des Menschen die Begriffe von Bedürfniß, Befriedigung des Bedürfnisses ausgeschieden hat, welche nun unter dem Namen „Güter" eine besondere Existenz führen. Der französische Konvent hat mit dem rousseau'schen Kontrakt in so weit Ernst machen wollen, als er mit unerhörter Konsequenz einen Gesammtwillen etablirte, der jeden partikularen Willen zwang, frei, Gesammtwille zu sein.

Woran scheiterte der französische Konvent? An den partikularen Willen, am wohlberechtigten Egoismus der Bourgeois. Der abstrakte Gesammtwille konnte es nicht ferner durchsetzen, die besonderen Willen zur Freiheit zu zwingen.

Rousseau ist der ehrlichste Mensch, der jemals auf dieser Erde gelebt hat; seine Schuld ist es nicht, wenn seine blindesten Anhänger von heute ihn nicht gründlich gelesen haben. Rousseau ist nicht nur der radikale Theoretiker, sondern auch der Widerspruch innerhalb der radikalen Theorie selbst. Er kann nicht unterlassen, in der Eigenthumsfrage einen bedeutenden Widerspruch mit sich selbst zu erheben. Einmal sanktionirt der Staat das Eigenthum, legalisirt er die Usurpationen des Naturstandes; erst der Bürger besitzt rechtlich, legitim. Auf der andern Seite bleibt der Kollektivbürger, der Souverän, immer und stets Herr über die einzelnen Rechte der Einzelnen, mithin kann der Souverän das Privateigenthum antasten, das legitime Besitzthum für illegitim erklären. Da aber ferner der Mensch nach demselben Rousseau ein natürliches Recht auf das hat, wessen er bedarf, so kann der Souverän das private Besitzthum nicht nur antasten, nein, er muß es antasten. Ferner sagt Rousseau ausdrücklich, für den Souverän, für das Volk sei Nichts verbindlich, nicht einmal der soziale Kontrakt, viel weniger die einzelnen Gebräuche und Mißbräuche, die sich ohne Zustimmung des Volkes in die Praxis eingeschlichen. Das Volk, selbst wenn der rousseau'sche Kontrakt wirklich die ideale Basis aller politischen Gemeinschaften wäre, könnte also immer sagen: Machen wir einen neuen Kontrakt, sichern wir Jedem seine Person, aber seine vollständige, menschliche Person mit allen ihren Bedürfnissen, und streichen wir die „Güter"! Dieses wichtige Amendement ließe sich mit Rousseau's eigenen Lehren vertheidigen.

Vor der Hand aber bleibt unserem Philosophen der Mensch vom Besitzer getrennt; er meint, der Gesammtwille, der Wille des Souveräns, bei welchem jeder Einzelne mitbegriffen sei, könne Nichts gegen den Einzelnen beschließen, was nicht in der allgemeinen Uebereinkunft enthalten wäre, was nicht im Fundamentalpakt stände. Sonach würde also der Einzelne seine

„Güter" behalten, und die Gesammtheit könnte ihn nur — zur Freiheit zwingen, d. h. zum Zwiespalt mit sich selbst. Was Rousseau einmal so nebenbei wünscht, Alle müßten etwas haben, Keiner von ihnen zu viel, damit der soziale Zustand vollkommen sei, ist eben nur ein frommer Wunsch. Doch schlüpft bei Gelegenheit dieses Wunsches das naive Geständniß durch, die Gesetze seien immer nur nützlich für die, welche besäßen, und schadeten denen, die Nichts hätten.

Wenn diese Stelle für sich allein gewichtiger ist, als der ganze **Contrat social**, so müssen wir ihr sofort noch eine andere Erörterung hinzufügen, welche den Politikern gegenüber wie eine wahre Ironie lautet. Rousseau findet nämlich, daß die „Güter", die jeder Mensch mit in den staatlichen Verband bringt, doch eigentlich kein Eigenthum würden; da aber die Kräfte des Staates unvergleichlich größer seien, als die jedes Einzelnen, so sei der öffentliche Besitz faktisch stärker und unwiderruflicher, ohne deshalb, wenigstens Fremden gegenüber, legitimer zu sein. Denn der Staat sei nur, vermöge des sozialen Kontraktes, Herr aller Güter der Einzelnen, den fremden Mächten gegenüber sei er es nur durch das Recht der Besitzergreifung, das er von den Einzelnen überkommen. Das ganze Eigenthumsrecht, das die Politik durch Tausende von langweiligen und unlogischen Bänden festgestellt zu haben glaubte, ist, der Menschheit, der Gattung gegenüber, Nichts, als das brutale Recht des Stärkeren! „Sei im Besitze und Du bist im Recht." Das Eigenthumsrecht kann also nicht das geringste Titelchen zu seinen Gunsten anführen, wenn „der alte Urstand der Natur wiederkehrt", wenn der Mensch vom Himmel herab die „ewigen Rechte" herunterholt, „die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst." —

Der Staat hat den Menschen absorbirt, er hat Eigenthum und Gesetze zu schaffen gesucht, Jahrtausende lang sind diese seine Schöpfungen respektirt worden. Wie nun, wenn der Mensch den Staat, sammt Eigenthum und Gesetzen absorbirte? —

Rousseau will aber nicht, daß der Mensch den Staat absorbire, sondern er steht in dem allgemeinen politischen Wahne, der

Staat müßte den Menschen absorbiren, der Staat ist ihm etwas Heiliges, Religiöses. Sein Staat ist etwas dem Menschen Jenseitiges, er wird ihm offenbart. „Um die besten Regeln der Gesellschaft zu entdecken, wie sie sich für die Nationen geziemen, bedürfte es einer höheren Intelligenz, die alle Leidenschaften der Menschen sähe und keine derselben empfände, die keine Beziehung zu unserer Natur hätte und sie doch durch und durch kännte, deren Glück unabhängig von uns wäre, und die sich dennoch mit dem unsrigen beschäftigen wollte. — Es bedürfte der Götter, um den Menschen Gesetze zu geben. — Wer es unternimmt, einem Volke Institutionen zu geben, muß sich im Stande fühlen, so zu sagen die menschliche Natur zu ändern, jedes Individuum, welches, an sich betrachtet, ein vollkommenes und für sich bestehendes Ganzes ausmacht, in einen Theil eines größeren Ganzen umzuwandeln, von denen dieses Individuum gewissermaßen sein Leben und sein Dasein erhalte; die Konstitution des Menschen zu schwächen, um sie zu stärken; eine partielle und moralische Existenz an die Stelle der physischen und unabhängigen Existenz zu setzen, die wir Alle von der Natur empfangen haben. Man muß mit Einem Worte dem Menschen seine eigenen Kräfte nehmen, nie ihm fremde zu geben, die er ohne die Hülfe Anderer nicht gebrauchen kann. — Da der Gesetzgeber weder Gewalt noch Vernunftgründe in Anwendung bringen kann, so muß er nothwendig eine Autorität anderer Gattung in Anspruch nehmen, die ohne Gewalt hinzureißen und ohne Ueberredung zu überzeugen vermag. Das hat zu allen Zeiten die Väter der Nationen gezwungen, zur Einmischung des Himmels ihre Zuflucht zu nehmen und die Götter mit ihrer eigenen Weisheit zu beehren, damit die Menschen den Gesetzen des Staates, wie denen der Natur unterworfen und dieselbe Macht in der Schöpfung des Menschen, wie in der des Staates anerkennend, mit Freiheit gehorchten und willig das **Joch** des öffentlichen Glückes trügen."

Man bemerke vorab in dieser Stelle die offen eingestandene Gewalt, welche der Natur des Menschen angethan werden soll,

wie der Mensch geschwächt werden muß, um ein starker Bürger zu werden, wie man ihm sein Wesen austreiben will, um ihm das Füllsel der Staatsidee einzutrichtern. Dann aber betrachte man die Natur des rousseau'schen Gesetzgebers! Es ist in der letzten Zeit die Behauptung ausgesprochen worden, die Politik sei die Religion der Praxis, die fleischgewordene Religion; der Staat sei für den Menschen ebensowohl ein fernes, tyrannisches Jenseits, wie Gott; Gottes Tyrannei, die religiöse Entmenschung des Menschen zeige sich erst recht handgreiflich in unserem sauberen bürgerlichen Leben. Bei dem radikalen Rousseau wird es deutlich, wie religiös die Politik ist. Die große, allmächtige Volkssouveränität genügt nicht einmal, um die Staatsmaschine in Gang zu bringen; es bedarf dazu noch eines speziellen Offenbarers, eines halbübernatürlichen Mittlers, der den blinden Heiden das Evangelium des letzten Gesetzes predige. Dieser göttliche Mensch soll allererst Eintracht im Wollen und Urtheilen hervorbringen, er hat die Wahrheit in sich, er gibt sie von sich, er schüttet sie auf das versammelte Volk, wie der heilige Geist zu Pfingsten über die Jünger kam, so daß aus Fischerknechten Doktoren der Theologie wurden. Der Gesetzgeber ist bei Rousseau in aller Form politischer Religionsstifter, das souveräne Volk ist nur die Klerisei, welche die geoffenbarten Dogmen handhabt und überwacht.

Rousseau sieht nicht, daß er vergangene Zustände schildert, daß er von einer historischen Vergangenheit spricht, welche eben eine radikale Umgestaltung des Lebens wünschen läßt; er glaubt etwas Neues zu predigen und predigt nur die alte Vermischung von Religion und Politik, die sich Beide in die Hände arbeiteten, sich gegenseitig unter die Arme griffen und das Sklaventhum der ganzen Weltgeschichte begründeten. An dem letzten Kindlein dieser Ehe, am christlichen Staate hätte er einen hinreichenden Widerwillen gegen jegliche Offenbarungslehre empfinden können. Neuere Radikale, z. B. Thoré, die übrigens auf den Schultern des **Contrat social** stehen, verwerfen geradezu diesen einzelnen, göttlichen Gesetzgeber; Thoré sagt, nur der menschliche Geist könne für die Menschen Gesetze machen. Pierre Leroux

opponirt ebenfalls gegen diesen einzelnen religiösen Akt, er ernennt die Presse zur Gesetzgeberin. Wir wollen hier ununtersucht lassen, in wie weit auch diese Aushülfe nur eine Modifikation des rousseau'schen Standpunktes ist.

Die Gesetzgebung als übernatürlicher, als Offenbarungsakt verhält sich zur Volkssouveränität, wie der Citoyen sich zum Bourgeois verhält. Der Citoyen thut dem Menschen denselben Zwang an, welchen der Legislator dem souveränen Volke anthut. Abhängigkeit und Willkür spielen die Hauptrollen in dem ganzen radikalpolitischen Vertrage. Von Freiheit kann keine Rede sein. Ich mag leben, wie ich will, ich kann ein radikaler Wütherich sein, Robespierre selbst: so lange ich mich und das Volk von einem uns jenseitigen Akte, von einer übernatürlichen Gesetzgebung, von einem **Etre suprême** abhängig mache, so lange schleppen wir unsere Galeerenkugeln am Beine mit herum, so lange sind wir Sklaven. Rousseau war in seinen freiesten Gedanken ein Sklave, Robespierre, der praktische Rousseau, war ein Sklave.

Von der Annahme der Nothwendigkeit eines Gesetzgebers zu der Forderung einer politischen Religion ist nur ein Schritt. Hat der Citoyen ein staatliches **Etre suprême**, ein höchstes Wesen, vor dem seine ganze Souveränität gläubig in die Kniee sinkt, so wird doch auch der Bourgeois einen Schöpfer aller Dinge, einen „gütigen Vater im Himmel" anerkennen. Ganz gewiß. Rousseau ist, wie Montesquieu, der positiven Religion gram, er verwirft die christliche Religion, wie sie sich traditionell ausgebildet hat, er ist bitter gegen den Katholizismus, der den Menschen zwei Gesetzgebungen, zwei Häupter, zwei Vaterländer gäbe, der sie widersprechenden Pflichten unterwerfe und sie verhindere, zugleich Bürger und Fromme zu sein. Er verlangt eine Religion, die dem Bürgerthum des Menschen entspreche, eine bürgerliche Religion, deren Artikel der Souverän (das Volk) festzusetzen habe, nicht sowohl als religiöse Dogmen, denn als Gesinnungen der Soziabilität. Wer diese Artikel nicht glaube, müsse aus dem Staate verbannt werden, nicht als gottlos, aber als unfähig, aufrichtig die Gesetze und die Gerechtigkeit zu lieben. Wer sich einmal zu ihnen bekannt hat und sich nachher beträgt,

als glaube er nicht an sie, soll mit dem Tode bestraft werden. So spricht das Vorbild Maximilian Robespierre's, auf den mit Fug und Recht die Jesuiten in Frankreich folgten, ja auf den die Inquisition hätte folgen können, weil sie in ihrer Weise ganz denselben Grundsätzen huldigt. Und welches sind die Artikel dieser bürgerlichen Religion, die den Eifer der Citoyens für die Republik so unfehlbar garantiren soll? Das Dasein einer mächtigen, weisen, wohlthuenden, vorsehenden und fürsorgenden Gottheit; ein zukünftiges Leben; das Glück der Gerechten, die Züchtigung der Bösen; die Heiligkeit des sozialen Vertrages und der Gesetze. — Wenn diese Glaubensartikel nothwendig in der Republik sind, wenn die Republik ohne sie zusammenfällt, so mag man sich das Leben unter dem sozialen Pakt ausmalen und nachher zusehen, ob man Lust empfindet, ihn einzuführen. Alle Menschen, die ein vollkommnes Bewußtsein ihrer selbst haben, werden auswandern. Es handelt sich hier nicht von Toleranz, nicht davon, ob man mit Menschen zusammenleben könne, welche diesen Glauben haben — in unserer deutschen Staatlosigkeit und despotischen Anarchie haben wir gar keinen Begriff von einer politischen Religion —, sondern darum, ob ein Zustand, dessen Seele jene Artikel wären, der in allen Einzelheiten der öffentlichen Existenz diese Artikel wiederspiegelte, ein menschlich freier Zustand wäre? Nein! Denn wenn ich an die allmächtige und allgütige Gottheit glaube, so habe ich den Inbegriff aller Kraft und Liebe nicht im Menschen, so kann ich nicht schaffen, was groß, nicht lieben, wie es einzig schön ist; so bauen wir nicht mit menschlicher Kunst und menschlichem Fleiße den Widerwärtigkeiten der Natur vor, sondern verlassen uns auf den lieben Herrgott; so können hunderte unserer Nebenmenschen verhungern, immer im Vertrauen auf den lieben Herrgott, der ein Mißjahr zugelassen hat, während wir vertrauensvoll auf eine reiche Aernte hofften, vielleicht darum beteten, während wir hätten arbeiten sollen. Wenn die Staatseinrichtungen so beschaffen sind, als gäbe es jenseits des Grabes eine ewige persönliche Fortdauer, so kann es mir mein ganzes Leben lang hundeschlecht ergehen, ich kann gar

nicht zur Entwickelung meiner Persönlichkeit, zum menschlich schönen Genusse kommen; was thut's, die Republik läßt mir durch den Mund ihrer Priester sagen: Droben ist noch lange Zeit, warte nur! Und unterdessen verwelkt und erstirbt eine kostbare Menschenblüthe nach der anderen, berufen von der Natur, freudig den Sonnenstrahl des Glückes einzusaugen und für alle sie umgebenden Menschenblüthen die süße Gewohnheit des Daseins zu verschönern. Ein Staat, der zu seiner Existenz den Glauben an den Unterschied der Guten und Bösen nöthig hat, verdient schon deshalb allein umgestürzt zu werden, weil er die menschliche Natur beleidigt. Was ist gut, was ist böse? Wenn mir Einer von Euch darauf eine vernünftige Antwort gibt, so will ich morgen Republikaner werden. Wenn die sauberen Verhältnisse unserer bürgerlichen Unordnung einen Menschen ruinirt haben, aus einem Heldenkerne einen Schinderhannes, aus einem liebebedürftigen Weibe eine Prostituirte erzogen haben, wenn das Raffinement der Gesellschaft diejenigen an den Pranger stellt, welche die Sünden der ehrlichen Leute kompromittirten, so versprecht Ihr diesen Bedauernswürdigen noch das ewige Feuer in der Hölle, und diejenigen, welche keinen Muth, keine Gelegenheit, keine Nothwendigkeit zum Verbrechen erlebten, schickt Ihr an die himmlische Festtafel? Schämet Euch! Man braucht die menschliche Natur gar nicht optimistisch zu betrachten, man braucht kein eintöniges Engelleben für irgend eine Zukunft zu prophezeien, es würde auch so langweilig sein, wie die steifen Bilder der alten Maler; aber die Exzesse der Menschennatur, die Ausbrüche der Bestialität, wie sie Euern Gerichten und Euern Henkern verfallen, sind die Wirkung der Verhältnisse; und für das Uebrige sage ich mit Meister Göthe: „Jede Schuld rächt sich auf Erden."

Den Anhängern des christlichen Staates kann man immer rathen, die vortreffliche Polemik nachzulesen, welche Rousseau wider den christlichen Theismus und Spiritualismus geführt hat; sie mögen einmal zu widerlegen suchen, was er über die Unverträglichkeit der christlichen Abstraktion mit dem staatlichen und bürgerlichen Leben sagt. Wenn aber der christliche Theismus nicht in die Republik taugt, so taugt der rousseau'sche Deismus wahrlich

ebenso wenig zum Fundament der wahren Gesellschaft; oder vielmehr er würde vom Erdboden verschwinden, wo er mit den übrigen Doktrinen der religiösen Abhängigkeit sein trauriges Dasein noch fristet, wären nur erst die Fundamente der wahren Gesellschaft gelegt. Die wahre Gesellschaft braucht kein religiöses Tribunal, keine Glaubensartikel und keine Gesetze des Atheismus; sie vernichtet die Wurzel alles Aberglaubens und Wahnes: die Blätter welken von selbst, der Stamm verdorrt.

Rousseau's Prinzipien verhelfen der Menschheit nicht mehr zu ihrem Ziele als die konstitutionnellen Maximen Montesquieus; sie scheinen nur den Vorzug der Courage vor ihnen zu haben. Kommen die Radikalen aber an die Dinge, wo sich ihr Muth bewähren könnte, so ziehen sie sich zurück. In Amerika lebt das Wesen des rousseau'schen Vertrages, die schweizerischen Radikalen sind Anhänger des Bürgers von Genf, die französischen Republikaner oder Demokraten ebenfalls. In Nordamerika schmachtet das Volk nach neuen Lehren, der Sozialismus macht dort Propaganda. Ein preußischer Handwerker deckte die Blößen der schweizerischen Radikalen auf. Die französischen Demokraten mußten sich der Arbeiterfrage bemächtigen, um wieder zu der verlorenen Popularität zu gelangen. Der abstrakte Radikalismus spielt in diesem Augenblicke die allerkläglichste Rolle. Den Furchtsamen ist er zu kühn und den Kühnen zu furchtsam. Er ist Juste-Milieu geworden.

Benutzen wir eine der großartigen Naivitäten Jean Jacques' zum Uebergange. Er sagt zu den Modernen, sie hätten nicht mehr die Vortheile, denen die Griechen die Freiheit verdankten. „Was (sagt Ihr), die Freiheit erhält sich nur mit Hülfe der Sklaverei? Vielleicht. Die beiden Aeußersten berühren sich. Alles, was nicht in der Natur begründet ist, hat seine großen Schwierigkeiten und die bürgerliche Gesellschaft mehr als Alles sonst." — Die bürgerliche Gesellschaft ist unnatürlich! — „Es gibt unglückliche Verhältnisse, wo man seine Freiheit nur auf Kosten der Feiheit Anderer bewahren kann, wo der Bürger nur vollkommen frei ist, wenn der Sklave vollkommen Sklave ist. Das war das Verhältniß Sparta's.

„Ihr, moderne Völker, Ihr habt keine Sklaven, aber Ihr seid es!" — Die modernen Völker sind Sklaven! — „Ihr bezahlt ihre Freiheit mit der Eurigen."

Die modernen Völker sind Sklaven, der politische Vertrag macht den Einen zum Sklaven des Andern. Rousseau hat Recht, wir müssen wieder Sklaven haben, um frei zu sein. Diese Sklaven sind bereits gefunden. — Wie heißen sie? — Maschinen. — Aber die Fabrikarbeiter sind ebenfalls Maschinen, menschliche Maschinen. — Das ist eben der Fehler, das ist die Folge der bürgerlichen Gesellschaft. Die Fabrikarbeiter in Frankreich murren.

Die französische Arbeiterpetition.

Das französische Proletariat hatte schon eine Masse Blutes in den Straßen verloren, sein Schrei nach Hülfe war erstickt. Es duldete und — studirte. Der Mangel an Arbeiteremeuten in den letzten Jahren ist eine reine Folge des Ernstes, des Nachdenkens, dem sich die vierte Klasse hingegeben. Sie hat keine Zeit, auf der Straße Lärm zu schlagen, und keine Lust, der Regierung Gelegenheit zu verschaffen, sich von der ängstlichen Bourgeoisie noch mehr Gewaltmittel in die Hände geben zu lassen. Der Sozialismus in Frankreich ist nicht todt, er schläft auch nicht, er ist nur etwas fatalistisch geworden, er denkt: Jedes Ding hat seine Zeit. An dieses nachdenklich gewordene Proletariat traten die Anhänger Rousseau's und des Konvents, die Demokraten, heran, mit etwas St. Simonismus gefärbt, und sagten: „Arbeiter macht Petitionen! Bestürmt die Kammer mit Bitten um eine Untersuchung eurer hülflosen Lage, damit die Regierung gezwungen sei, an die Organisation der Arbeit zu gehen, oder damit das Land, falls Kammer und Regierung nichts thun, klärlich einsehe, wie ohne gründliche Reform der Wahlgesetze gar nichts möglich, keine Verbesserung des öffentlichen Zustandes denkbar ist." Und die Arbeiter petitionnirten. Diese Demonstration wird für jetzt keine äußeren Folgen haben, die Million von Unterschriften wird entweder bei der Kammer durchfallen, oder von der Regierung zu den Akten gelegt werden. Die glücklich überstandene ministerielle Krisis hat die Einen hoch-

müthig, die Andern gleichgültig gemacht. Aber das thut nichts. Ich will diese Gelegenheit dazu benutzen, einige Worte über das Verhältniß der Politik zum Sozialismus in Frankreich zu sagen. Die Herren Nationalen mögen entscheiden, ob ich das Gefühl für die Eigenthümlichkeit der Völker verloren habe.

In Frankreich entwickeln sich die großen Dinge unmittelbar, aus dem Herzen, aus der Phantasie; der Franzose denkt wenig in unserm Sinne über die Angelegenheiten der Menschheit, er denkt mit der Phantasie; erst wenn dieser praktische Sinn einen Theil des Ideals in Wirklichkeit gesetzt hat, reflektirt die Wirklichkeit auf den inneren Menschen, der dadurch größer wird, zu höherem Bewußtsein kommt, die Fühlfäden seiner Phantasie weiter ausstreckt. Hier heißt es: „Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken." Die Franzosen haben vielleicht deßhalb so wenig Phantasie in ihren Dichtungen, ihre ganze klassische Literatur ist vielleicht deßhalb so nüchtern, weil sie in ihren Wollen so phantastisch sind. Die theoretischen Vermögen dieser Nation sind im Ganzen sehr gering, sie ist zur Praxis geboren, ihr Leben ist ein Handeln, und ihr Denken ist lebendig. Die sozialen Systeme, welche dieses Land hervorgebracht hat, können uns zum Lächeln bringen; aber was Frankreich thut, ist besser, als was es schreibt. Als die Kommittenten der Generalstaaten im Jahre 1789 ihre Cahiers abgaben, dachte kein Mensch unter ihnen, daß aus den Reichsständen eine Nationalversammlung, aus der Nationalversammlung ein Konvent entstehen könnte, der sogar über die Existenz Gottes abstimmen würde. Weder die Regierung, noch die Kommittenten hatten die leiseste Ahnung von dieser Entwickelung. Bei uns ist das ganz anders; bei dem Worte „Reichsstände" werden sofort spekulative Betrachtungen angestellt, von der einen Seite hofft man, von der andern fürchtet man — beide Male bis in's Aschgraue hinein. Die politischen Beschwerden und Wünsche erweiterten sich 1789 erst durch die Praxis zur Behandlung der höchsten religiösen und staatlichen Fragen. Die Würfel mußten da liegen, ehe die allgemeine Aufregung zu weiteren Entschlüssen kam; Eins entwickelte sich mit Nothwendigkeit aus dem Andern; was am

Anfange der elektrischen Batterie noch ein leiser kitzelnder Ruck war, wurde am Ende derselben zu Erschütterung und Tod. Man muß diese Eigenthümlichkeit Frankreichs durchaus im Auge behalten, will man seine Revolution, will man seinen gegenwärtigen Zustand verstehen, will man begreifen, was es mit Dingen, wie die Arbeiterpetition, auf sich hat, will man nicht unzufrieden werden über die Unzulänglichkeit der in Anwendung gebrachten Mittel, über die Unzulänglichkeit der Presse selbst. Die französische demokratische Presse ist blos nach deutschen Maßstäben unzulänglich. Der Geist des Volkes reicht innerlich weiter, als seine Presse, der Geist des Volkes kommt aber erst zum Vorschein — in der That. Der Sozialismus des gegenwärtigen Frankreichs steht mit Nothwendigkeit auf der Stufe der politischen Revolution, er denkt und phantasirt nichts Anderes, als die Demokratie — das Weitere wird sich finden. Einer der kühnsten ihrer Wortführer ruft aus: „Ehre der Revolution! Das Volk wird nicht sagen, sie habe seine langen Hoffnungen getäuscht. Sie hat im Innern ihres Genius viele Resultate verborgen, die ihre Feinde zurückdrängen konnten, die ihre Freunde mit Unwillen ausbleiben sahen. Heute zeigen sich diese Resultate, ihr Keim dringt bereits durch die dichte Decke, welche auf dem Boden des neuen Frankreichs lastet. Die Zivilisation von 1789 hat die Befreiung des Menschen ausgesprochen, sie proklamirt heute die Befreiung des edlen Gefährten des Menschen, der Arbeit.“ — Man höre, wie die Revolution den Sozialismus in ihrem Schooße verborgen gehalten, wie die Revolution dem Menschen auch noch für alles Weitere einstehen soll, so hat man das praktische Frankreich vor Augen. Es will einen neuen Aufschwung, eine neue radikale Begeisterung, einen neuen Konvent, — dann wollen wir die Arbeiterfrage schon reguliren! Wie sehr sich die Demokratie hier in einem ihrer besten Organe irrt, kann man an der Entgegenstellung des Menschen und der Arbeit sehen, von denen der erstere schon emanzipirt sei, die letztere es noch werden müsse. Grade das Gegentheil ist die Wahrheit. Die politische Revolution hat die Arbeit emanzipirt, die Industrie befreit, die Innungen, Zünfte und Monopole zerstört, hat Jedem

das Recht gegeben, Herr auf seinem Grund und Boden zu sein, ein beliebiges Gewerbe zu treiben, auf eigene Faust reich zu werden oder Hungers zu sterben; die politische Revolution hat die Konkurrenz geschaffen. Man lese die Blätter der dynastischen Opposition, wie sie die Handels- und Gewerbefreiheit förmlich mit zu den Menschenrechten zählen, wie sie außer sich gerathen, sobald an die „freie Konkurrenz" getastet wird, während sich die wahre Assoziazion zur freien Konkurrenz verhält, wie ein schöner rhythmischer Tanz zum wilden Durcheinanderspringen Betrunkener. Die Akademie von Mâcon hat sogar einen Preis dafür ausgesetzt, wenn Einer beweisen will, die Organisation der Arbeit könne am besten bei freier Konkurrenz stattfinden. Das konfuse Haupt des Herrn von Lamartine guckt durch dieses Gestrüpp von Unsinn hindurch. Die Frage der Akademie von Mâcon ist grade so gescheid, wie die andere wäre: Ob nicht ein lyrischer Poet das beste Administrationsgenie sei? Die politische Revolution hat die Arbeit befreit, keineswegs den Menschen; hätte sie den Menschen emanzipirt, so wäre Alles geschehen, so brauchte von keiner Arbeiterpetition, von keiner Enquête, von keiner Organisation die Rede zu sein. Die Arbeiterpetition heißt ja nichts Anderes, als die Petition des Subjekts der Arbeit, ebenso frei zu sein, wie die Arbeit selbst. Die Arbeit ist frei, der Arbeiter ist ein Sklave geblieben, das Attribut ist emanzipirt, die Seele des Attributs, der Inhalt, der Mensch nicht. Die politische Revolution kann nur Sachen befreien, Sachen eine andere Lage und Ordnung anweisen, die Menschen muß sie als Sklaven belassen.

Dieser Irrthum der französischen Demokratie würde vielleicht in Deutschland sehr verderblich sein, in jedem andern Lande überhaupt, welches nicht der Initiative der That gewiß wäre. In Frankreich zieht dieser Irrthum keine bösen Folgen nach sich, er korrigirt sich selbst. Hören wir den Schluß von Dupoty's Artikel in der „Reforme," so wird uns klar werden, was tief hinter der Arbeit verborgen liegt, deren Befreiung fälschlich zum Symbol des gegenwärtigen Frankreichs gemacht worden. Dupoty spricht zur Kammer und zur Regierung:

„Entweder Ihr nehmt die Enquête an und realisirt sie; und dann werden die Demokratie und die ökonomische Wissenschaft von den blutenden Wunden des Proletariats einen Schritt thun, der gewiß nicht in den Kram der herzlosen Menschen paßt, welche entschlossen sind, die Mißbräuche um jeden Preis beizubehalten, dieser wüthenden Moderados, welche gern Alles zerstörten, um das zu erhalten, was sie Ordnung nennen. Oder Ihr schlagt sie ab, indem Ihr wenigstens Alles anwendet, um ihre Mittel zu paralysiren, um ihre Folgerungen und ihr Resultat zu umgehen; dadurch werdet Ihr Eure Ohnmacht, Euern bösen Willen zu erkennen geben und die Wichtigkeit der Wahlreform und aller übrigen demokratischen Garantieen beweisen, welche einzig das Land in Stand setzen können, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen. Was gibt es Nützlicheres, was politisch und sozial gesprochen Praktischeres, als zum letzten Male diese feierliche Probe anstellen?" — — Zum letzten Male! — Wenn die Regierung die Nachgiebigkeit besäße, der Arbeiterpetition Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so werden Schritte geschehen, die gewiß nicht in den Kram der herzlosen Menschen passen! — Setzt sich Frankreich nur erst in Bewegung, sei es auch in eine demokratische — morgen, übermorgen ganz gewiß, ist keine Seele des offiziellen Landes von heute mehr Herr der Bewegung, und dann könnten Schritte geschehen, die vielleicht nicht einmal in den Kram der Demokraten paßten!! — Ein Departementalblatt sagte neulich gradezu, die Arbeiterpetition enthalte die neuen Cahiers der Deputirten. Cahiers! das ist ein gefährliches Wort. Wenn sich nun an die neuen Cahiers die Verdoppelung der Volksdeputirten anschließen sollte, so wären wir am Anfange einer Bahn, deren zweite Station schon außerhalb der Politik liegen würde. Louis Philippe gibt niemals die Wahlreform zu; er kennt die Geschichte, er sieht den Verlauf der Dinge in Frankreich besser, als alle Demokraten zusammengenommen. Aber die Nothwendigkeit der Dinge ist mächtiger, als beide; die Politik des Einen und die Umschweife der Andern werden von dieser Nothwendigkeit verlacht werden. Der Anfang ist immer das Nüchterne, das Naheliegende, das Allen Begreifliche; das Ende des Anfangs ist

das Funkelnagelneue. Alle die Begriffe von „Wahlreform," „Demokratie," „Revolution," „Cahiers" sind alt und abgethan; das Neue schafft sich selbst seine Terminologie, und ich sehe die heutigen Republikaner schon erstaunt und verblüfft, wenn ihnen der Zügel der Bewegung blutige Striemen durch die Hand reißt, das Roß selbst aber zu ihrem Schrecken und Entsetzen daherjagt.

Deutschland.

Frankreich hat seinen Weg durch die moderne Politik genommen; diese Politik ist sein Werk; wenn es daher bei der bevorstehenden Weltbewegung von politischen Gedanken ausgeht, so haben wir ihm das keinen Augenblick übel zu nehmen, wir müssen es nur verstehen. In Deutschland ist die Sache anders; Deutschland hat die Philosophie und die Wissenschaft ausgebildet, es hat verschmäht, mit halbfertiger Einsicht in die Dinge der Welt und in die Natur des Menschen an's Werk zu gehen. Es hat viel Blut gespart, gegen viel Erniedrigung —, es ist getäuscht worden, aber es hat sich nicht selbst getäuscht. Deutschland will jetzt an die Wirklichkeit gehen, es will sein Leben gestalten, nachdem es die Menschen ergründet hat. Sollen wir den Umweg durch die Konstitution und den politischen Vertrag machen? Einen Umweg, der sich durch die Erfahrung anderer Länder schon vollständig gerichtet sieht? Ich dächte nicht, ich dächte wir befaßten uns mit dem Einfachen, mit dem, was Allen begreiflich ist, die nur wollen. Das Glück jedes Einzelnen durch das Glück Aller, die Freiheit Aller durch die Freiheit jedes Einzelnen, die Garantieen für dieses Glück und für diese Freiheit durch Produktion nach eines Jeden Kraft und durch Konsumtion nach eines Jeden Bedürfniß: wollen wir das? Wohlan, wir können es haben ohne die Konstitution, ohne die Politik. Im Frieden? Ja, wenn Alle wollen, die ein Interesse dabei haben. In Lausanne ist jüngst eine politische Revolution ohne einen Tropfen Blutes vor sich gegangen.

Der Deutsche ist human von Hause aus, er kennt die engen und bornirten Parteiansichten Frankreichs und Englands nicht; er geht auf jede neue Ansicht bereitwillig ein, er ist ein theoreti-

sches Gemüth. Es geht nur darum, daß der humane Deutsche ein Humanist werde.

In der „Trier'schen Zeitung," welche den deutschen Sozialismus am Vollständigsten oder vielmehr einzig von den deutschen Tagesblättern entwickelt hat, erhob ein Mitarbeiter aus dem Lager der Liberalen die Frage, wie sich denn eigentlich Politik und Sozialismus zu einander verhielten, ob der Sozialist nicht auch Politiker sein müsse, wie der Politiker auch Sozialist. Die „Trier'sche Zeitung" hat einen Kreis von Mitarbeitern, mit denen ich mich gern immer verständigen möchte, welche sämmtlich des besten Willens voll sind. Ich antwortete daher auf jenen Zweifel in sehr gemäßigter Weise, wurde aber vom Zensor nicht gut geheißen und auch „von Rechtswegen" nicht zum Drucke zugelassen, weil ich eine „Theorie entwickelt," die „auf Erschütterung der bestehenden Verfassung abziele." Was ich dort andeuten wollte, war ungefähr Folgendes:

Nichts scheint uns natürlicher, als das Schwanken der öffentlichen Meinung, wenn es sich von einer neu aufgesteckten Fahne, von einem Prinzip handelt, welches mit dem Anspruche auftritt, Alles in Allem zu sein und alle Freunde des Fortschritts um sich zu versammeln. Die Denkenden, insofern sie nicht vorher schon selbstständig bis zu jenem Prinzip vorgedrungen waren, werden am Längsten zaudern und zweifeln. Das, was sie sich im Wege des hingebendsten Nachdenkens errungen, und was sich auf ein ganz Bestimmtes, in scharfen Gränzen Ausgesprochenes reduzirt, wollen sie nicht ohne Weiteres preisgeben; dieses Widerstreben ist um so hartnäckiger, je größer vielleicht vorher der Kampf war, den ihr Verstand oder ihr Herz mit dem Egoismus und den Rücksichten führte. Dazu kommt nun, daß Deutschland wirklich seit vier Jahren einer Wetterfahne gleicht, die bald in diesen, bald in jenen Winkel zu zeigen scheint; daß seit vier Jahren in Deutschland Riesenschritte gemacht worden sind, welche die trotzig Wartenden der dreißiger Jahre bald um ein gutes Stück überholt hatten. Diese Dinge läugnet kein Mensch, und das vorgerückteste Blatt Deutschlands hat mit vollkommen richtigem Bewußtsein den Sozialisten, wie deren An-

zweiflern, dem Für und dem Wider, seine Spalten geöffnet, insofern es von der Kompetenz und der redlichen Absicht der Auftretenden überzeugt war. Dieses Blatt scheint aber dennoch mit uns fest überzeugt zu sein, daß die Frage der Zukunft die gesellschaftliche Frage ist, daß diese Frage bald alle ausgezeichnete Denk- und Thatkraft in Anspruch nehmen wird, daß jede andere Frage innerhalb ihrer Platz finden kann, in ihr aufgehen und daher den Charakter des Tonangebenden, des Bestimmenden verlieren muß. Um diese vielleicht etwas unklare Behauptung zu rechtfertigen, wollen wir die in Nr. 336 der „Trier'schen Zeitung" namhaft gemachten Gegenstände: Preßfreiheit, allgemeine Stände, Geschwornengericht, Unterrichtsfrage, einmal vom sozialen Standpunkte aus betrachten, um zu sehen, ob der Sozialist wohl Politiker sein könne. Der Sozialismus ist die Wissenschaft der besten Gesellschaft, die Kunst, den Einzelnen zur vollen Entfaltung seiner Kräfte, zum vollen Genusse seines Daseins kommen zu lassen und das Ganze, die Gesellschaft so zu organisiren, daß das allgemeine Beste grade aus dem Besten jedes Einzelnen resultire. Gut. Die Preßfreiheit nun ist das Recht oder die Freiheit der Gedankenerzeugung und Mittheilung, das Recht oder die Freiheit, das, was mein geistiges Wesen erzeugt, Andern frei und offen zukommen zu lassen. Der Politiker aber faßt die Preßfreiheit nur so weit, als der jedesmalige Contrat social reicht. Wir haben bei dem radikalen Rousseau gesehen, wie er seine bürgerliche Religion durch die Todesstrafe geschützt wissen will, wie die Volkssouveränität das Werk eines außer ihr stehenden Gesetzgebers annimmt, heilig spricht und folglich gegen jeden Einzelnen schützen wird. Hier hat also die Preßfreiheit ihre Schranke an der bürgerlichen Religion und am sozialen Pakte selbst, eine Schranke, die durch das bekannte Wort: Preßgesetz hinlänglich bezeichnet ist. Das Preßgesetz ist die Schranke der Preßfreiheit. Man könnte freilich hier mit einem Abgeordneten des siebenten rheinischen Landtags die wichtige Bemerkung machen, ob denn jeder „namenlose Strauchdieb" unsern „ehrlichen Namen" besudeln dürfe; aber dieser scharfsinnige Einwand ist leider unter unserer Kritik, da

er den Staat nicht einmal als Sache des Citoyen betrachtet, sondern ihn nur als Stadtsergeanten für den „guten Ruf" des Bourgeois ansieht. Die politische Preßfreiheit geht im allerhöchsten Falle bis zur Erlaubniß eines Tadels der Verfassung; in der Regel beschränkt sie sich auf eine Kritik des Ganges der Verwaltungsmaschine, der funktionnirenden Beamten, der Vertheilung der Steuern. In England ist vor zwei Jahren eine Frau verurtheilt worden, weil sie atheistische Bücher verkauft hatte. Diese Frau gelobte, wenn sie wieder frei würde, ihr Geschäft von Neuem zu beginnen. Eine solche Frau steht über der englischen Freiheit, die ganze englische Freiheit hat nicht Raum für dieses Weib. Ob sie das Wort „Sozialismus" jemals gehört hat oder nicht, sie war Sozialistin. Die politische Doktrin faßt die Preßfreiheit nur als bürgerliches Recht, nicht als menschliches. Schlimm genug, wenn Verfassung, Verwaltung, Besteurung, diese nichtigen und äußerlichen Dinge, so mächtig und einflußreich sind, daß ich mir einbilden kann, sie machten mein Wesen aus; schlimm genug, wenn es blos Bürger gibt und keine Menschen; aber soll daraus folgen, die staatliche und bürgerliche Freiheit sei die höchste? Man blicke doch nur auf die deutsche Entwickelung hin, auf diese so räthselhafte, unverstandene Entwickelung! Wir hatten niemals politische Freiheit, wie sie Frankreich und Belgien besitzen. Wenn aber Fichte und Hegel in Berlin lehren, in der Königsstadt selbst, wenn Göthe Minister in Weimar sein konnte, der Dichter des „Faust" und des „Prometheus;" wenn Feuerbach das Christenthum zerstört, von keinem Conclave, von keiner Synode in den Bann gethan wird und ruhig im Königreich Baiern lebt: seht, das ist menschliche Freiheit! In dem politisch freien Frankreich ereifern sich die Bischöfe gegen die unschuldige Cousin'sche Philosophie, setzen Minister und König in Angst, predigen den wahren Kreuzzug; das passirt in einem Lande bürgerlicher Freiheit. In Deutschland, wenn man sich die Mühe gibt, von diesem mystischen Rationalismus zu reden, erklärt man ihn für theologische Weltanschauung! Die Preßfreiheit ist für Deutschland eine menschliche Frage: zweifelt man daran, ob wir für sie kämpfen werden?

Die „allgemeinen Stände" sollen eine Vertretung der Nation sein, sollen die Rechte Aller repräsentiren, sollen den Gesammtwillen entweder zum Gesetz machen, oder einen Compromiß zwischen dem Gesammtwillen und dem Königlichen Willen herbeiführen. Glaubt Ihr, wir wollten die Gesellschaft zum rohen, zügellosen Haufen machen, sie würde für uns gleichbedeutend mit einem Schwarme von Kannibalen werden, die sich unter einander auffräßen? Wir wollen eine Verwaltung, eine Administration der Gesellschaft. Indem wir aber das hohe Ziel vor Augen haben, durch Erziehung und durch Lösung der Eigenthumsfrage den Menschen zum vernünftigen Wesen, zum sittlichen Charakter zu machen, soll uns diese Administration keineswegs eine voluminöse Gesetzgebung im hergebrachten Sinne liefern, soll das Gesetz aufhören, das Fallbeil für den widerstrebenden Einzelwillen zu sein, weil Gesammtheit und Einzelner eben in Harmonie gebracht werden. Die Verwaltung hat Nichts zu thun, als die Konsumtion zu reguliren, so daß sie in der gehörigen Ausdehnung reproduktiv werde, sie beseitigt die momentanen Hindernisse, welche den thätigen Kräften und den Genüssen sich in den Weg stellen. Der Sozialist macht also aus der Frage der „allgemeinen Stände" die Frage nach der Wahl der Organisationstalente. — Das „Geschwornengericht" setzt die Kriminalität, die absolute Nothwendigkeit des Verbrechens voraus; nach dieser Theorie muß es Diebe, Räuber und Mörder geben, welche von Staatswegen zu reprimiren sind. Das Geschwornengericht ist also rein staatlich, rein politisch. Das Geschwornengericht ist vielleicht die bestmögliche jedesmalige Herstellung eines Ur- und Grundfehlers im sozialen Kontrakt selbst, die Trennung des Citoyen und des Bourgeois; aber was hilft mich die bestmögliche Herstellung, wenn der Fehler begangen ist und in Kraft bleibt. Verstopfen wir die Quelle des Fehlers, werfen wir den Citoyen mit dem Bourgeois zusammen, daß ein Mensch daraus entstehe, der keine besondere „Güter" mehr zu schätzen hat. Der Sozialist fragt nicht, wie ist das Verbrechen am Gerechtesten und mit der größten Garantie für den Angeklagten zu bestrafen, sondern wie ist es zu verhindern, wie ist die nächste Generation zu

reformiren. So wird dem Sozialisten das Geschwornengericht zum sittlichen Areopage, zum Bildungsrathe, zur Zensur im alten römischen Sinne, es wird das Institut, welches vielleicht vorläufig nöthig ist, um in gegebenen Fällen über einen sittlichen Konflikt zu entscheiden. Das Geschwornengericht des Sozialisten fällt nahe an die Gränze der Unterrichtsfrage.

Die „Unterrichtsfrage", wie sie heute Gegenstand des Streites geworden, ist Nichts weiter, als eine Frage der Konkurrenz zwischen Kirche und Staat; die aufgeklärt sein wollen, schlagen sich auf Seite des Staates und nennen die Vertheidiger der Kirche Finsterlinge. Der Staat aber hemmt seinem Wesen nach die Freiheit der Entwickelung eben so sehr, wie die Kirche, wie die Jesuiten; der Staat ist der weltliche Jesuit und Inquisitor, wie wir bei Rousseau deutlich sahen. In Frankreich z. B. zwischen einem Collège und einem kleinen Seminar eine absolute Wahl zu treffen, ist dem Denkenden rein unmöglich. Kommt es aber einmal dazu, weder den Bürger noch den Gläubigen, sondern den Menschen zu erziehen, handelt es sich um die schützende Pflege des Kindes, das zur vollen und reinen Selbstbestimmung kommen soll, so wird das Entweder und das Oder, der Staat und die Kirche, die bürgerliche Aufklärung und die jesuitische Verfinsterung für gleich verwerflich erachtet werden müssen. Der Sozialist betrachtet folglich die Unterrichtsfrage als allgemein menschliche Erziehungsfrage.

Aus dem Vorhergehenden muß erhellen, daß die erwähnten politischen Gegenstände nicht nur sich auf die höchste menschliche Aufgabe beziehen und insofern sozialistische sind, sondern daß sie von dem Augenblicke an soziale und nur soziale Fragen sind, wo man sie auf die höchste menschliche Aufgabe bezieht. Beläßt man sie als politische Fragen, so sind sie eben halb, verkümmert, dienen nur dazu, den ewigen schlechten Kreislauf zu unterhalten, den wir so gut kennen, weil die Politik nicht im Stande war, ihn zu durchbrechen. Laßt uns doch einmal Ernst mit der Menschheit machen; Chimäre ist nur, was dieser Ernst nicht will. Niemand fühlt sich wohl in unseren halben und ver-

kümmerten Zuständen. Es gibt leider Gesellen, welche die brennende Sehnsucht nach menschlichem Leben und Wirken als ein Trugbild verlachen, obgleich diese Sehnsucht gerade die vorläufige Garantie des zukünftigen Sieges ist. Her zu uns, wer Muth und Zuversicht in sich trägt!

Wie sehr man Recht hat, vom Sozialisten zu verlangen, er solle **auch** Politiker sein, haben wir dadurch dargethan, daß wir den Sozialisten den Politiker gänzlich absorbiren ließen. Das Umgekehrte aber ist ein Ding der Unmöglichkeit, der Politiker **kann nicht** Sozialist sein; er kann es nur werden, wenn er aufhört, Politiker zu sein. Der Begriff des Politikers ist der engere, der ausschließliche, der abstoßende. Man lese nur das dumme Zeug, was Politiker von Profession über den Sozialismus zu Tage gefördert haben. Ist der Begriff der Politik einmal **festgestellt**, so werden alle weiteren Ausführungen immer wieder bei diesem Begriffe ankommen. Der Sozialist dagegen kann so sehr Politiker sein, daß **er** erst die Frage löst, welche die Politik zu lösen rein unfähig ist.

Wir hoffen, durch diese Andeutungen einen Zweifler vollständig bekehrt zu haben, der übrigens schon jetzt vom Sozialismus eine hohe Vorstellung haben muß, da er uns die untergeordneten Freiheitsbestrebungen ausdrücklich „in die Hände arbeiten“ läßt, ja der die „allgemeinen Stände“ zuletzt blos will, damit die wahre Vergesellschaftung in's Werk gerichtet werde. — —

Die Herren Politiker können ruhig sein; die Konstitutionellen mögen sich überzeugt halten, daß sie ruhig in ihrer eigenen Gedankenlosigkeit verkommen werden; die Radikalen, wenn sie denken können, werden einsehen, daß wir keine philanthropisch erweichenden Pflaster auflegen, daß wir vielleicht ihren sämmtlichen Todesmuth, ihre ganze Charakterstärke nützlich anwenden können, daß es aber die höchste Zeit für sie ist, sich unter unsere Fahne zu stellen, wollen sie nicht das Loos der Konstitutionellen theilen

O wie schön wäre es, wenn Montesquieu vor hundert Jahren schon für Deutschland das richtige Horoskop gestellt hätte, als er in den „Persischen Briefen“ schrieb: „Deutschland ist nur noch ein Schatten des alten Reiches; aber ich glaube, es ist die

einzige Macht auf der Erde, welche die Theilung nicht geschwächt hat, die einzige glaube ich ferner, die in dem Maße ihrer Verluste stärker wird, und die, langsam im Benutzen des Erfolges, unbezwingbar durch ihre Niederlagen wird." Die Theilung war ein politischer Akt, unsere Verluste politische Akte, unsere Niederlagen — ja wir liegen politisch sehr tief darnieder. Wenn unsere menschliche Erhebung in Verhältniß stehen soll zu unserer politischen Niederlage — so müssen wir sehr hoch steigen.

Schluß.

Preußen bekommt also eine Konstitution. Der Landtagskommissär zu Breslau hat es den versammelten schlesischen Ständen eröffnet. Der Abgeordnete Camphausen von Köln soll eine wunderschöne Rede im Sitzungssaale der rheinischen Stände zu Coblenz gehalten haben, worin er die Nothwendigkeit der Generalstaaten bewiesen. Preußen bekommt eine Konstitution. Auch der Doktor Jakoby rührt sich wieder.

Ich will eine Stelle aus dem Courrier français hersetzen, von der ich versichere, daß sie weder von mir, noch meines Wissens von einem meiner Freunde herrührt. Ich bemerke das, weil die Stelle mir zugeschrieben worden. „Seit dem Jahre 1840 hat die politische Bewegung in Deutschland ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Die konstitutionelle Partei, der ihre Verfolgungen von Seiten des Bundestages einen erhöhten Kredit verschafft hatten, verliert von Tage zu Tage an ihrem Einflusse. Das Beispiel Frankreichs und Englands reizt den gesunden Theil des deutschen Volkes wenig. Von einer Seite sind die Konstitutionellen durch eine begeisterte Jugend überholt, die vor allen Stücken soziale Reformen verlangt, von der andern werden sie durch ausgezeichnete Leute verspottet, welche der absoluten Monarchie anhangen und lieber mit dem Volke gemeinsame Sache machen, als mit den sogenannten konstitutionellen Bourgeois."

Im Jahre 1840 soll nach demselben Courrier français Alexander von Humboldt schon bis Köln gereist sein, um dem Könige der Franzosen auf Grund einer preußischen Konstitution ein Bündniß anzutragen. In Köln soll ihn ein Kourier zurückgerufen

haben. Fürst Metternich hatte es gerathen. Wollte man heute, meint der Courrier, wieder auf jene Absicht zurückkommen, so sei es zu spät. „Warum? Weil der Geist des Volkes sich entwickelt hat, und weil der Kampf zwischen der Regierung und der Elite des Landes nicht mehr auf konstitutionnellem Boden ist, sondern auf sozialem und philosophischem Gebiete.“

„Wäre es nicht lustig, schließt der Courrier, eine Konstitution, eine Charte, eine Tribüne administriren zu sehen, wie eine Art Abkühlung und wie ein narkotisches Mittel?“

Es wäre in der That sehr lustig. Wie der dynastische Courrier français zu einem so genialen Gedanken kommt, kann ich nicht sagen. Aber es wäre lustig. Hilf nur, Du enthusiastische Jugend, Du entwickeltes Volk, Du gesunder Theil der Nation, daß die Sache lustig bleibt! —

10. März 1845.

Karl Grün.

Deutscher Liberalismus.

Von welcher Bedeutung ist der Kampf, den gegenwärtig die „Opposition" dem Ministerium Guizot liefert? — Welch' gewichtige Frage! wer vermöchte sie gründlich genug zu beantworten! — Nun, ich will Euch die Antwort nahe legen durch die einfache Zeitungsnotiz: „Auf die Börse machen die Vorgänge in der Kammer wenig Eindruck." (Trier'sche Zeit. Nr. 32.) Da seht Ihr's, selbst die Hasenherzen unsrer Beutelthiere bleiben vollkommen ruhig und sorglos mitten im Donner dieses „weltgeschichtlichen Kampfes," während „Alles auf dem Spiele steht," d. h. während weder Guizot noch Louis Philipp weiß, wie das nächste Ministerium heißen wird. —

Wer einen Begriff hat von der totalen Nichtigkeit dessen, was der Bourgeois das gegenwärtige Leben der inneren „Geschichte Frankreichs" nennt: der allein vermag auch zu begreifen, welch kolossales Minus der deutsche Liberalismus zu seiner Bedeutung hat, der deutsche Liberalismus, der sich unendlich spreizt und reckt, nur um sich und Andre glauben zu machen, er fühle noch die Kraft in sich, jene Null der französischen Geschichte zu produciren, während er doch — ach! — ein sehr deutliches Bewußtsein darüber hat, daß er den Keim des Todes in sich trägt. —

Ein Product dieses deutschen Liberalismus ist bei Otto Wigand erschienen in dem Schriftchen: „Preußens Wunsch. Ein Neujahrsgruß von Ferdinand Fischer, Justiz-Commissarius." Motto: „Ich will versöhnen, nicht verletzen." —

Wir haben uns hier einzig und allein die Aufgabe gestellt, genanntes Schriftchen als vollkommen ächtes Product des deutschen Liberalismus darzustellen, und für diesen Zweck lassen wir nicht allein den „Justiz-Commissarius" und das Motto unberücksichtigt, von denen das letztere ja doch nur dasteht, um den ersteren zu excusiren, d. h. aufzuheben: sondern wir lassen auch alles das unbeachtet, was in der liberalen Phraseologie der Verfasser etwa Eigenthümliches hat, und begnügen uns, den wesentlichen Inhalt des gesammten deutschen Liberalismus, d. h. den Zweifel, ja die Verzweiflung an sich selbst, in Folge dessen die unredlichste Heuchelei vor der Regierung und die nackteste Brutalität gegen das Proletariat — auch in diesem Schriftchen nachzuweisen.

Die Verzweiflung an sich selber, das ist die eigentliche Krankheit, an welcher der Liberalismus hinsiecht, sie ist der Grund, warum er, eine einst berechtigte und respectable geschichtliche Erscheinung zur widerlichsten Misère ausartet, sie ist das tödtliche Geschwür, dessen Gefahr der Liberalismus ahnt und über welche sich und Andre zu täuschen, nunmehr sein ganzes Thun und Wesen ist. — Doch, lassen wir uns durch die krankhafte Lebenslust des Schwindsüchtigen nicht täuschen, sondern untersuchen wir nur wacker den Sitz seines Elends. —

Allerdings hat es eine Zeit gegeben, in welcher die Kämpfer um eine liberale oder um die liberalste Verfassung die Verwirklichung ihres Ideals nicht nur für eine geschichtliche Nothwendigkeit, sondern sogar für denjenigen „Knotenpunkt" der weltgeschichtlichen Entwickelung ansahen, von dem aus die bis dahin „rechtlosen Völker" unter „sicherer Garantie ihres Rechts" den höchsten Höhepunkten der Civilisation und Humanität zusteuern würden. Da freilich, als der Liberalismus sich noch in solchem Lichte sah, da schwellte ihn ein felsenfester Glaube an sich selber. Das war der Glaube, in dem Rotteck seine Geschichte geschrieben. (Wir haben allein den deutschen Liberalismus im Auge.) „Wie du die Welt ansiehst, so sieht dich wieder die Welt an;" so sah Rotteck durch die constitutionelle Brille — die beste, die es damals gab — und erblickte das Ziel aller geschichtlichen Entwickelung, die Lösung aller geschichtlichen Probleme in — der

Constitution; solange der constitutionelle oder überhaupt politische Gesichtskreis der weiteste war, soweit, daß Niemand über ihn hinaussehen konnte: solange hatte der Liberalismus wahrhaften Gehalt, hatte geschichtliche Berechtigung und Bedeutung und war darum auch voll Glaubens und Vertrauens zu sich selber. —

Da machte man eine neue Entdeckung, welche dem Liberalismus gleichsam den Boden unter den Füßen wegzog, indem sie den ganzen politischen Gesichtskreis zur Bornirtheit stempelte; eine Entdeckung, die dem Liberalismus jede Berechtigung zu einer weiteren Existenz nahm und ihn zwang, entweder ehrlich seinen Gesichtskreis zu erweitern, d. h. sich aufzugeben, oder weiter zu vegetiren in der Form der Heuchelei und Brutalität. Diese Entdeckung ist — das P r o l e t a r i a t.

Das Proletariat in Beziehung auf den Liberalismus ist nichts weiter, als die Entdeckung, daß die „v o l k s b e g l ü c k e n d e n" Bestrebungen des letzteren nichts als — „hohle Theorieen" sind, und — das eben ist das Verderbliche für den Liberalismus — diese Entdeckung ist nicht nur a priori gemacht, sondern die Wirklichkeit der französischen, englischen und deutschen Zustände selbst zwingt ihre Anerkennung jedem denkfähigen Menschen auf; dadurch ist es denn auch den Liberalen unmöglich, die durch das Proletariat heraufbeschwornen Scrupel „theoretischen Grübeleien" in die Schuhe zu schieben; sie sehen sich vielmehr gezwungen, das D a s e i n d e s P r o l e t a r i a t s und damit zugleich die U n z u l ä n g l i c h k e i t i h r e r p o l i t i s c h e n B e s t r e b u n g e n zu erkennen und — einzugestehen? o nein! das eben ist ihre Heuchelei: sie geben das Dasein des Proletariats zu, aber — sie wollen mit Gewalt bei ihrem Unsinn beharren. — Wie dem auch sei: wo man das Proletariat erschaut, da sieht man über den politischen Gesichtskreis hinaus, sieht die Politik geschlagen und überwunden, und bleibt man trotz dem „liberal," so bleibt man es doch nur — ob man es sich auch nicht gestehen mag — unter dem Fluch der Verzweiflung an sich selbst, d. h. an seinem Liberalismus.

Weil nun der ganze deutsche Liberalismus nicht mehr im Stande ist, seine Augen vor dem Proletariat zu verschließen, so

ist er eben dadurch zu dieser Verzweiflung an sich gebracht. Mit ihm auch der Liberalismus unsers Schriftchens. So Seite 17. „Zwar bin ich weit entfernt, die Proletarier geringer als die übrigen Bürger zu achten, aber noch ist die Zeit nicht vorhanden (sic!), wo ihnen öffentliche Rechte bewilligt werden können. Das gegenwärtige Jahrhundert hat noch nicht einmal die Selbstständigkeit, Mündigkeit und die volle Vertretung des Bürgerstandes erkämpft. Erst muß aber dieser Kampf, welcher vielleicht (sic) noch Jahrhunderte währt, durchgekämpft sein, — — — ehe das Christenthum eine Wahrheit (sic) und Kirche und Staat Eins sein werden. — — Aber sollte (sic) der Gang der Geschichte kein regelmäßiger sein, sollte derselbe mit Gewalt durchbrochen werden, dann" — — wehe dem deutschen Vaterlande! —

Also „die Zeit ist noch nicht vorhanden", d. h. der Liberalismus macht nur noch auf eine temporäre Existenz Anspruch. Der Liberalismus gesteht ferner ein, daß sein höchstes Ideal, die Wahrheit — gleichviel, was er darunter versteht! — nur erreicht werden könne im Streben nach einem ihm fremden, feindlichen Ziele; aber dennoch „vielleicht" ist der Lüge — das Wort freilich spricht er nicht aus — noch eine „Jahrhunderte lange" Frist gegeben; „sollte aber" — das nicht der Fall sein u. s. w.

Ist das nicht das Glaubensbekenntniß der bodenlosesten Verzweiflung? ist das Schriftchen, das solch ein Bekenntniß ablegt, nicht das ächteste Product des deutschen Liberalismus?

Wenden wir uns nun zu den Manifestationen eines solchen verzweifelnden Liberalismus und überzeugen wir uns, daß auch sie in unserm Schriftchen einen getreuen Ausdruck finden. — Diese Manifestationen sind

1) die unredlichste Heuchelei vor der Regierung.

Zunächst erwähnen wir, daß wir den Liberalen weder aus ihrer Unredlichkeit, noch aus ihrer Heuchelei einen Vorwurf machen würden, wenn sie nicht auf die schamloseste Weise grade „Redlichkeit" und „Aufrichtigkeit" zu ihrem Aushängeschild machten.

Hat auch der Liberalismus in Deutschland selbst zur Zeit seiner geschichtlichen Blüthe nicht — wie in andern Ländern —

seine absoluten Kronen davongejagt, so hat er es doch wenigstens gewagt, offen und unumwunden die absolute Macht der Krone als „unsittlich" und als gebrochen für alle Zeiten darzustellen. — Man lese Rotteck. —

Früher also, da die Regierungen — die Macht der Regierung und der Krone ist in absoluten Staaten identisch, wir brauchen daher „Regierung" und „Krone" **promiscue** — im Liberalismus ihren ärgsten, ja einzigen Feind sahen, da wagte der letztere noch einen offnen Kampf; jetzt da durch die Erhebung des Proletariats, der Liberalismus das letzte und einzige Zufluchtsmittel der Regierung sein wird: jetzt geht jenem die Courage ab, auch nur offen zu sagen: „wähle doch nur von zwei Uebeln das kleinere, wähle uns, und wir helfen dir retten, was noch zu retten ist, vieles freilich, gar vieles ist für dich verloren." — Solche Sprache — obgleich er die Gewährung voraussehen kann, wagt der Liberale nicht mehr; er quält sich vielmehr ab, in einer constitutionellen Verfassung der Regierung, der Krone — wie er ausdrücklich sagt — eine „Erhöhung ihrer Macht" vorzuspiegeln. —

Jetzt da es fast Sache der ABC-Schüler sein wird, zu begreifen, daß „constitutionelle Garantie" — negativ ausgedrückt nichts weiter heißt, als „Beschränkung der absoluten Macht der Krone;" jetzt beweist unser Schriftchen in einem ganz besondern Abschnitt, daß durch eine Constitution „die Macht der Krone erhalten und gehoben" werden könne. — Ist das Redlichkeit und Aufrichtigkeit? — ist das nicht ein vollkommner Ausdruck der Heuchelei des ganzen deutschen Liberalismus? — Liegt aber die unredliche Heuchelei schon für die allgemeine Betrachtung auf der Hand, so tritt sie im Einzelnen mit lächerlicher Offenheit hervor. —

Wodurch beweist der Liberale, daß die Macht der Krone gesunken, und daß sie der liberalen Stütze bedarf? — durch „die Opposition auf den Landtagen!" — Wem die Landtags-Abschiede von 1843 noch in Erinnerung sind, der weiß zwar, daß das Unsinn ist, und daß die Regierung ihre Macht der Opposition gegenüber nicht großartiger herausstellen kann, als da ge-

schehen; allein wenn der Liberale wirklich meint, jene Oppositionen schwächen die Regierung: was räth er ihr dann als redlicher Freund? etwa durch neue Ordonnanzen dem Unwesen ein Ende zu machen? o nein! er ist ja liberal und haßt darum die Ordonnanzen, und er ist unredlich, darum räth er, die auf acht, vollkommen von der Regierung abhängigen Landtagen zersplitterte Opposition in Eine „Macht" mit „gesetzlichen Garantieen" zu verwandeln. Er kennt die Wahrheit des divide et impera, aber er thut, als sei das eine Lüge, und meint, die Regierung werde leicht Herr über die Opposition werden, wenn sie anstatt der acht Landtage „Einen Reichstag" einrichte.

Auch mit der „Liebe der Unterthanen" will der Liberale die Regierung locken. Freilich weist er nicht auf's „dürre Holz," nach Frankreich hin, sondern auf seine „Reisen durch Sachsen und Würtemberg." Was soll das heißen? Ist der König von Preußen etwa weniger geliebt, weil er ein absoluter König ist? – Die „allgemeine Empörung und Indignation" nach dem Tschech'schen „Attentat" können den Liberalen eines Besseren belehren. — Auch hieße das ja den Satz aufstellen, je geringfügiger die Königsmacht, d. h. je ohnmächtiger der König, desto geliebter ist er. Nun, sollte vielleicht der Liberale in diesem Jahr die Gegenden der armen Spinner und Weber bereisen und in ihnen eine sehr, sehr große Sympathie für diese armen, ohnmächtigen Leute wahrnehmen, dann räth er am Ende in seinem nächsten Neujahrsgruß der Regierung, ihr Scepter in ein Weberschifflein zu verwandeln. —

Genug! es ist in der Stellung des Liberalismus zur Regierung auch nicht Ein Funken Wahrheit mehr: Alles ist Heuchelei und Lüge; und auch in dieser Hinsicht ist unser Schriftchen ein treuer Ausdruck des deutschen Liberalismus überhaupt. — Doch halt! da hab ich Sie ja denuncirt! nun ich will auch Ihre Rechtfertigung übernehmen. Ich weiß nämlich recht wohl, daß die liberalen Herren, wie der Verfasser des genannten Schriftchens, gewiß und wahrhaftig nichts Verderbliches für die Regierung durch ihre Heuchelei im Schilde führen; sie wollen nur als „liberale Männer" gelten, sie lieben den Händedruck der liberalen Freunde,

und um ihn zu erhalten, muß ein liberales Wort gesprochen und geschrieben werden, und weil dabei der Regierung nothwendiger Weise Erwähnung geschehen muß, so sucht man auf die unschädlichste Weise mit ihr fertig zu werden, man sagt ihr also nicht „mißliebige“ Wahrheiten, sondern spricht so offenbaren Unsinn über sie, daß sie es unmöglich übelnehmen kann; so hat man dann doch gethan, „was man thun konnte“ und — gilt als liberaler Mann. Seid ruhig, Ihr Herren, die Regierung kennt das Spiel und läßt Euch gewähren. Wenn sie es für nothwendig erachten wird, wird sie Euch rufen und sich dankbar gegen Euch erweisen, daß Ihr die „unterthänige“ Bescheidenheit nicht verletzt habt. —

Die andere Manifestation des verzweifelnden deutschen Liberalismus, die wir ebenfalls in jener Schrift wiederfinden, ist

2) die nackteste Brutalität gegen das Proletariat.

Je erstaunenswerther die Energie, mit welcher sich in neuester Zeit das Proletariat in den Vordergrund der Geschichte drängt, je riesenhafter die Fortschritte des Sozialismus, je einleuchtender seine Lehren und je unumstößlicher seine Begründung in der Gesammtentwickelung des deutschen Lebensbewußtseins, dessen Resultat der ganze Mensch mit seinen vollen Ansprüchen ans Leben: desto zwanghafter nimmt sich — diesen Erscheinungen gegenüber — diese liberale Marktschreierei aus; so zwanghaft, daß es einem fast widerlich werden könnte, sich mit solchem Wichte weiter zu befassen. — Doch fassen wir die Brutalität des Liberalismus ins Auge. —

Brutal nämlich zeigt sich der Liberalismus durch seine — bloße Existenz; denn hat er nicht die „Volksbeglückung“ zu seiner Parole gemacht, und ist's nicht brutal, forteristiren zu wollen, nachdem er nicht mehr zu läugnen im Stande ist, daß seine Parole eine Lüge ist? Ist's nicht brutal, die „gleiche Berechtigung“ aller Menschen anzuerkennen und dennoch für „Jahrtausende“ Menschenopfer für seinen jämmerlichen Ehrgeiz zu beanspruchen? Ist's nicht brutal, in nichtssagenden Phrasen eine Bornirtheit zu heucheln, die man nicht hat? — Ja wohl, das Alles ist brutal, und in all diesen Punkten liegt die Brutalität des deutschen Libe-

ralismus; denn er existirt und raisonnirt — trotz des Proletariats; er erkennt die gleiche „Berechtigung“ aller Menschen an und verlangt für sich barbarische Privilegien; er erkennt seine Unzulänglichkeit für die Absorbirung des Pöbels und heuchelt in leeren Phrasen eine Potenz, von der er weiß, daß sie ihm fehlt —.

Und wie bloß trägt alle diese Punkte unser Schriftchen zur Schau! Zwar ist der Verfasser „weit entfernt, die Proletarier geringer zu achten, als alle übrigen Bürger,“ doch „ehe der Kampf der Proletarier beginnen kann, ehe alle Menschen gleiche Rechte in Anspruch nehmen, muß erst der Bürger und Bauer gleiche Rechte mit der Aristokratie erlangt haben. — Daß den Arbeiteraufständen ein so „niedriges Motiv“ zu Grunde lag, nämlich ihre reichen Bedrücker — arm zu machen, sie in die Lage zu versetzen, in der die Arbeiter sich selber sahen: davon nimmt man liberaler Seits Gelegenheit, ohne Unterlaß zu schreien über namenlose Rohheit, „Vandalismus“ u. s. w. Und was sagt unser Liberaler in jenen Worten? Der Bürgerstand hat die Aristokraten nicht zu sich herabzuziehen, sondern er hat sich zu ihnen emporzuschwingen, und dazu soll das Proletariat ihm zum Piedestale dienen. In welcher Anschauungsweise liegt die gründlichste Rohheit? Dort ist eine freilich einseitige, aber dem geistig vernachlässigten, an seiner eigenen Lage verzweifelnden Arbeiter vollkommen gerecht und genügend erscheinende Rache der Grund des Handelns; hier nimmt der Liberale, dem Proletarier gegenüber, Privilegien in Anspruch, die er, der Aristokratie gegenüber, selber als brutal brandmarken muß. — Ferner S. 17: „Ob hierzu (nämlich zur Erringung gleicher Rechte des Bürgers mit der Aristokratie und „ehe der Kampf der Proletarier beginnen kann“) ob hierzu Jahrhunderte oder Jahrtausende nöthig sein werden, solches ist dem Auge der Gegenwart verschlossen.“ — Man denke sich den Satz recht aus. Wohl möglich, meint der liberale Herr, daß noch Jahrtausende hindurch Millionen und aber Millionen Arbeiter — „die nicht geringer zu achten sind, als die übrigen Bürger“ — um den ganzen Genuß ihres Lebens, d. h. um ihr Dasein selbst systematisch betrogen werden, nur damit „der Bürger und Bauer gleiche Rechte mit der Aristokratie“ erlange. —

Ist das die Sprache der Civilisatian oder des „Vandalismus"? Ist das die Sprache derjenigen „Bildung", die S. 18 lamentirt: „Eine Revolution der Gegenwart würde bei weitem furchtbarer sein, als die von 1789;" denn „jene Männer des Blutes, wie Marat, Billaud-Varennes, Robespierre, Herauld de Sechelles, Collot d'Herbois u. s. w. gehörten doch nur der Bourgeoisie an, und es fehlten damals jene gefährlichen und berauschenden Lehren des Socialismus und Communismus. In einer Revolution der Gegenwart würde nicht blos die Guillotine herrschen, sondern der Communismus würde jede Bildung (sic) herabziehen, die rohe Kraft an die Spitze stellen, den Vandalismus in seiner größten Rohheit herbeiführen und die Bildung des deutschen Volkes (soll wohl heißen „der liberalen Herren", denn die Proletarier haben ja keine Bildung) vielleicht auf immer vernichten." — Ja, mein Herr! die Bildung sicherlich, welche ein „Jahrtausende" langes — freilich blutloses — Hinwürgen der zahlreichsten und nützlichsten, der arbeitenden Classe der Völker beansprucht, nur „um gleiche Rechte mit der Aristokratie zu erlangen." — Das ist die Bildung, die aus jämmerlichem Ehrgeiz und neidischer Eitelkeit eine Tragödie aufführen will, gegen welche die Blutbäder aller geschichtlichen Revolutionen ein — Kinderspiel sind; ja, der Bildung würde eine „Revolution der Gegenwart" für immer ein Ende machen! — Endlich finden wir einige der glänzendsten Phrasen, in welchen unser Liberaler eine Bornirtheit zu Schau stellt, die er nicht hat. Seite 21: „Ist der Bürgerstand von der constitutionellen Idee durchdrungen, daß er ein Interesse mit dem Staate hat, dann wird es ihm auch gelingen, die Proletarier geistig und moralisch zu erziehen, (!) heranzubilden, nach und nach in sich aufzunehmen (!) und auf diese Weise die drohende Gefahr abzuwenden." — Diese Phrase bringt der Herr Verfasser, nachdem er vorher breit genug über den nach „Jahrtausenden" erfolgenden „Kampf der Proletarier" — gesprochen!! —

Ferner, nach der langen Demonstration, daß es gelte, „dem Bürger und Bauer gleiche Rechte mit der Aristokratie zu erkämpfen" — heißt es S. 21: „Männer der Aristokratie! faßt diese

Lebensfrage nicht als eine friedliche auf. Es gilt hier nicht Standesrechte (nicht?!), es gilt Euern Besitz, es gilt die Macht des Staates." —

Ja, dieses Schriftchen ist ein ächtes Kind des deutschen Liberalismus, ein vollkommen reiner Ausdruck seiner Verzweiflung, Heuchelei und Brutalität! —

Daß übrigens der Verfasser in der Verwirklichung seiner liberalen Ansichten den „regelmäßigen (sic) Gang der Geschichte" zu sehen versichert, mag man wohl als ehrliches Geständniß hinnehmen, daß er unfähig ist, die Geschichte als die Entfaltung der menschlichen Natur zu begreifen, und daß er in ihr nur das Rivalisiren von Ständen um Besitz und andere Privilegien erblickt. —

Wir nun, die wir den Menschen selber, d. h. den Vollgenuß des Lebens für jeden Einzelnen, als das Ziel aller geschichtlichen Entwickelung erkennen, wir erblicken im Socialismus den aus innerer Nothwendigkeit erfolgten Fortschritt der Geschichte, lassen „die Todten ihre Todten begraben" — und schließen uns den lebensvollen Factoren der Geschichte an, d. h. den Proletariern! —

Im Februar 1845.

Fr. Schmidt.

155

Socialistische Bausteine.

O, welche Güter wird die Menschheit einst
Zugleich erwerben und zugleich genießen!
Leopold Schefer.

1.

Welches ist der Endzweck alles Strebens, aller Bewegungen, der schweren und unermüdeten Anstrengungen der vergangenen Jahrtausende? welches das Ziel, für dessen Erringung das Menschengeschlecht seit seinem Ursprunge in ewigen Kämpfen einherzieht, dessen Bild jedem Einzelnen bei aller Mühe und Arbeit seines Lebens, als lockender Preis aus der Ferne zuwinkt und ihm selbst im Schlafe, im Dämmer der Traumwelt lockend vor die Seele tritt?

Alle jene Millionen, welche dort im wüsten Getümmel, im rastlosen Kampfe auf der breiten Straße des Lebens durch einander drängen und treiben, rufen mir ein einziges Wort, als das Ziel ihrer Anstrengungen zu: Glück!

Wir wollen glücklich werden!

Ihr sucht euer Glück in der Ferne; der Zukunft opfert ihr die Gegenwart auf. Habt ihr die Gewißheit, daß, während ihr hier die Kräfte eures Lebens ohne Frucht und Genuß zur Erringung eures zukünftigen Wohles, eures entfernt liegenden Glückes aufreibt, ihr jemals zur Befriedigung dieser eurer Wünsche gelangen werdet? Seid ihr sicher, daß eure Anstrengung nicht vergeblich sein, daß euch die Zukunft für den Schmerz der gegen-

wärtigen Entsagungen und Leiden auch wirklich einst die gehoffte Belohnung bieten wird? Seid ihr sicher, daß ihr nicht etwa einer Truggestalt, einem Phantome nachjagt, das euch durch lügnerischen Zauber zu ewig fruchtloser Mühe und Selbstpeinigung verlockt?

Als das Gebäude der alten Welt in Trümmer zerfiel, da flüchtete sich das menschliche Herz mit seinen Wünschen hinüber in das Jenseits; dorthin übertrug es seine Befriedigung, sein Glück. Die irdische Welt wurde verachtet und nur als ein Durchgang und Mittel zur Erlangung der himmlischen angesehen; man trennte das Leben in ein Diesseits und ein Jenseits, in Arbeit und Belohnung, in ein Land des Jammers, des Elends, der Mühe und ein Land der Erholung, der Freude und Wonne. Eine bleiche Hand warf einen schwarzen Schleier über die weite Erde, welche unter der Last desselben in ein düsteres Stillschweigen zu versinken schien.

Ist es dem Menschen endlich gelungen, nach unermeßlicher Arbeit diesen Schleier abzuziehen? Vermag er die Erde wiederum als das Land seiner Wünsche, seiner Träume, seines Glückes jubelnd zu begrüßen? Hat er in ihr wieder seine ursprüngliche Heimath erkannt? Warum trennt er dann noch länger Leben und Glück, warum hebt er die letzte Scheidewand nicht auf, welche das irdische Leben selbst noch immer in zwei feindliche Hälften spaltet, welche es in Arbeit und Elend auf der einen, in Glück und Genuß auf der andern Seite aus einander reißt? Wann wird endlich der Tag der Erlösung anbrechen, wann wird er den großen Versöhnungstag feiern?

Erhebe dich Mensch und verlaß das dumpfe Zimmer, in welchem du, ein Faust, überwältigt von den Schmerzen der geistigen und leiblichen Selbstpeinigung, kraftlos niedergesunken bist, zerreiße den Nebelflor, welcher den lichten Blick deiner Augen noch ferner zu trüben strebt! Siehst du nicht, wie der Sonnenball bereits leuchtend emporsteigt und seine glänzenden Strahlen durch das Gitter deines Fensters hineinwirft, um die gespenstigen Gestalten der Traumwelt, die dich die lange Nacht hindurch gequält und geängstigt, zurück in die Höhlen der Fin-

sterniß zu verscheuchen? Siehe, schon fliehen jene bleichen Schatten, die Geschöpfe deines überwachten Gehirnes, erschreckt vor dem Glanze des neu anbrechenden Tages! Erhebe dich und tritt hinaus, hinaus in die freie Natur! Der Morgenwind, welcher durch das grüne Laub heranrauscht, der Anblick des Morgenrothes, das am Himmel emporglüht, wird deine Seele wieder stärken, deine Brust wieder erfrischen.

Tritt hinaus und sage mir, was siehst du, und welcher Art ist das Leben, welches du um dich erblickst!

Ich sehe einen Teppich von bunten Blumen, einen dunkelgrünen Wald von hohen und stolzen Eichen. Jene Blumen und Bäume nähren sich vom Thaue des Himmels, vom Gewässer des Flusses, welcher ihre Wurzeln bespült, vom Strahl der Sonne, welcher die Luft durchzittert. Ihr Wachsen und Blühen, ihr Leben ist ihre Befriedigung, ihr Glück.

Ich sehe auf jenen blumigen Wiesen eine unermeßliche Schaar von kleinen Thieren umherschwärmen und fröhlich den Morgenstrahlen entgegenflattern; ich höre den Gesang der Waldvögel, die sich anmuthig auf den schwanken Baumzweigen schaukeln, ein Chor von unzählig verschiedenen, harmonisch zusammenklingenden Tönen; ich sehe von jenseits eine muthige Schaar junger Rosse mit wehenden Mähnen über die Ebene einhersprengen, und wie sie näher kommen, erfüllen sie die Luft mit ihrem Stampfen und Wiehern, bis sie sich grasend auf dem Weideplatze zerstreuen. Ich sehe, daß alle diese Thiere kein anderes Glück kennen, noch begehren, als dasjenige, welches für sie in der Aeußerung und dem Genusse ihres Lebens liegt.

Wenn die Nacht herabsinkt, begegnet dem Blicke meines Auges eine unzählbare Schaar von Welten, welche nach ewigen Gesetzen im unendlichen Raume kreisend sich umschwingen. In diesen Schwingungen sehe ich eine Einheit von Leben, Bewegung und Glück.

Alle diese Wesen finden in der Uebung und Aeußerung aller ihrer Lebensfähigkeiten, mit denen sie von der Natur begabt sind, zugleich ihr Glück, die Befriedigung und den Genuß ihres Lebens.

Ist der Mensch nicht gleichfalls hervorgegangen aus der Urwelt, ein Geschöpf der Natur, wie alle andern? Ist er nicht aus denselben Stoffen gebildet, mit denselben allgemeinen Kräften und Eigenschaften begabt, welche alle Dinge beleben? Warum sucht er sein Glück auf der Erde noch immer in einem irdischen Jenseits? Warum ist er seinem eignen Leben noch ferner entfremdet? Warum wird noch immer ein Menschenleben einem andern Menschenleben, ein Lebensalter einem andern Lebensalter, ein Geschlecht dem andern Geschlecht unter Schmerzen und Thränen hingeopfert?

Sehet die Lilien auf dem Felde!

Aber der Mensch erkennt sich, besitzt das Bewußtsein seiner selbst. Während in den andern Wesen die Triebe und Kräfte der Natur einzeln und unbewußt zur Erscheinung kommen, vereinigen sie sich im Menschen und gelangen in ihm zum Bewußtsein. Der Mensch ist die kleine Welt, in welchem das Leben des Alls sein bewußtes Gegenbild findet. Seine Natur ist der Spiegel der ganzen Natur, welche sich in ihm erkennt. Wohlan! Erkennt sich die Natur in mir, so erkenne ich in der Natur mich selbst, in ihrem Leben mein eigenes Leben.

Alles Naturleben findet in der Uebung und Aeußerung der ihm angebornen Fähigkeiten und Kräfte seine Befriedigung, sein Glück.

So leben auch wir aus, was die Natur in uns hineingelegt hat! Bringen wir alle Triebe, Kräfte, Fähigkeiten, die in uns schlummern, zur freien, bewußten Aeußerung und Thätigkeit! Erkennen und genießen wir unser Leben und darin unser Glück!

2.

Die Natur als Grundlage alles Lebens ist eine aus sich selbst hervorgehende und auf sich selbst zurückgehende Einheit, welche alle die unzähligen Mannichfaltigkeiten ihrer Erscheinungen umfaßt, und außer welcher Nichts ist.

Jede dieser Erscheinungen, jedes Einzelleben besteht und entwickelt sich nur durch seinen Gegensatz, seinen

Kampf mit der Außenwelt, beruht nur auf seiner Wechselwirkung mit dem Gesammtleben, mit dem es wiederum durch seine Natur zu einem Ganzen, zur organischen Einheit des Universums verknüpft ist.

Das Einzelleben findet einerseits seine Grundlage, die Quelle und Nahrung für sein Wachsthum in dem Gesammtleben, andererseits sucht das Gesammtleben das Einzelleben in stetem Kampfe zu verzehren und in sich aufzulösen.

Der Mensch kann sich demnach, wie jedes einzelne Wesen, nur in und durch das Gesammtleben entfalten.

Was dem unbewußten Einzelleben das unbewußte, allgemeine Weltleben, das ist dem bewußten, also dem menschlichen Leben die menschliche Gesellschaft. Ich kann meiner Natur nach nur in und durch die Gemeinschaft mit anderen Menschen zur Entwickelung, zum selbstbewußten Genusse meines Lebens gelangen, meines Glückes theilhaftig werden.

Der Gegensatz des einzelnen zum allgemeinen Leben wird auch in der Gesellschaft die Bedingung zur bewußten menschlichen Entwickelung. Ich entwickele mich im steten Kampfe, in steter Gegenwirkung gegen die Gesellschaft, die mir als beschränkende Macht gegenübersteht, zur Selbstbestimmung, zur Freiheit, ohne welche kein Glück ist. Mein Leben ist eine fortwährende Befreiung, ein fortwährender Streit und Sieg über die bewußte und unbewußte Außenwelt, um sie mir zu unterwerfen und sie zum Genusse meines Lebens zu verbrauchen. Der Trieb der Selbsterhaltung, das Streben nach eignem Glück, Freiheit, Befriedigung sind also natürliche, d. h. vernünftige Lebensäußerungen. In unserer heutigen Gesellschaftsverfassung, wo sie so oft gewaltsam unterdrückt und gehemmt werden, arten sie gewöhnlich nur deshalb häufig in Unnatur, Verbildung, Egoismus, Laster u. s. w. aus.

Ich verlange demnach von der Gesellschaft, daß sie mir die Möglichkeit gewährt, von ihr meine Befriedigung, mein Glück zu erkämpfen, daß sie meiner Kampfeslust ein Schlachtfeld eröffne. — Wie die einzelne Pflanze Boden, Wärme, Sonne,

Luft und Regen verlangt, um zu wachsen; ihre Blätter, Blüthen und Früchte zu tragen, so will auch der Mensch in der Gesellschaft die Bedingungen für die allseitige Ausbildung und Befriedigung aller seiner Bedürfnisse, Neigungen und Anlagen finden. Sie soll ihm die Möglichkeit zur Erringung seines Glückes bieten; wie er sie benutzen, was er aus sich, aus seinem Leben machen wird, das hängt von ihm, von seiner Eigenheit ab. Ueber mein Glück kann Niemand, als ich selbst bestimmen.

Bekannt ist der Ausspruch eines berühmten Königs im verflossenen Jahrhunderte: „In meinen Staaten kann ein Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Seine Unterthanen glaubten nämlich damals nur an die himmlische, nicht aber an die irdische Glückseligkeit.

Sechszig Jahre später sagte St. Simon auf seinem Todtenbette zu seinen Schülern, die trauernd umherstanden: „Mein ganzes Leben faßt sich in Einem Gedanken zusammen: allen Menschen die freieste Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen zu sichern.“ St. Simon war ein Verkündiger des Socialismus.

3.

Die unendliche Mannichfaltigkeit aller Einzelwesen als Einheit zusammengefaßt ist der Weltorganismus. Das Welt- oder Gesammtleben besteht nur durch alle die besonderen, einzelnen Lebensentwickelungen. Jedes einzelne Leben entspringt aus dem allgemeinen Weltleben, ist Zeichen, Abbild des allgemeinen Lebens. Es entwickelt sich als besonderes Leben im Gegensatze zum allgemeinen Leben, und als Abbild und Theil des allgemeinen Lebens zugleich durch und in Gemeinschaft mit diesem, das der Boden und Nahrung seiner Entfaltung wird.

Dieses polare Verhältniß zwischen dem einzelnen und dem allgemeinen Leben besteht also darin, daß sich ein Mal Beide bekämpfen und feindlich gegenüberstehen, das andere Mal, daß sich Beide gegenseitig bedingen und begründen. Jedes Einzelleben besteht und entwickelt sich in und

durch das Gesammtleben, das Gesammtleben nur in und durch jedes Einzelleben.

Daraus folgt, daß auch das bewußte Einzelleben durch das bewußte Gesammtleben, und das bewußte Gesammtleben durch das bewußte Einzelleben bedingt ist, d. h. der einzelne Mensch entwickelt sich nur in und durch die Gesellschaft, die Gesellschaft nur in und durch den Einzelnen.

Entfaltet sich mein Leben einerseits durch meinen Gegensatz zur Gesellschaft, so ist die Gesellschaft, von der ich durch meine Natur ja selbst wieder ein Theil und Mitglied bin, andererseits zugleich auch Bedingung und Grund meiner Lebensentfaltung.

Die Gesellschaft ist die Einheit, welche die Mannichfaltigkeit der einzelnen, menschlichen Lebensentwickelungen in sich begreift und zusammenfaßt. Als bewußtes Mitglied der Gesellschaft erkenne ich jedes andere Mitglied als ein von mir verschiedenes, mir gegenüberstehendes, zugleich aber wieder als ein auf dem gemeinschaftlichen Urgrund des Seins ruhendes und von ihm ausgehendes, mir gleiches Wesen. Ich erkenne jeden Mitmenschen durch seine besondere Natur als mir entgegengesetzt und durch seine allgemeine Natur als mir gleich. Die Anerkennung der menschlichen Gleichheit, der Berechtigung eines Jeden zum Leben beruht demnach auf dem Bewußtsein der gemeinschaftlichen, allen gemeinsamen menschlichen Natur, Liebe, Freundschaft, Gerechtigkeit und alle gesellschaftliche Tugenden beruhen gleichfalls auf dem Gefühle der natürlichen, menschlichen Zusammengehörigkeit und Einheit. Hat man sie bisher als Pflichten bezeichnet und auferlegt, so werden sie in einer Gesellschaft, welche nicht auf äußeren Zwang, sondern auf das Bewußtsein der inneren menschlichen Natur, d. h. die Vernunft gegründet ist, zu freien, naturgemäßen Aeußerungen des

Lebens werden *). In der natur- d. h. vernunftgemäßen Gesellschaft müssen daher die Bedingungen des Lebens *für alle Mitglieder gleich* d. h. *allgemein* sein. Jedem muß *auf gleiche Weise die Möglichkeit* gegeben sein, durch die Erlangung der allgemeinen Güter des geistigen und leiblichen Lebens seine Bedürfnisse zu befriedigen, seine Anlagen zu entwickeln und sein Glück zu erringen. Die Möglichkeit der freien Lebensentwickelung des Einzelnen ist nur dadurch gewährleistet, daß sie zugleich für Alle besteht, wodurch der *Egoismus* und das *Vorrecht*, welche die allgemeinen Lebensbedingungen als ausschließlichen Besitz beanspruchen, so wie alle anderen, der allgemeinen Menschennatur widersprechenden Bestrebungen aus der Gesellschaft ausgeschlossen und entfernt werden, während die natürlichen Gaben und Vorzüge ihre Entfaltung und Geltung finden. Denn der *Gegensatz*, die *Besonderheit* der Gesellschaftsglieder tritt dadurch hervor, daß jeder sein Glück auf einem *eigenen* Wege erstrebt, seine Kräfte auf eine *besondere* Weise zur Thätigkeit bringt.

---

*) *Max Stirner* hat in seinem Werke: „*Der Einzige und sein Eigenthum.* Leipzig 1844" nach Anleitung einiger französischen und englischen Philosophen des 18. Jahrhunderts den *Egoismus* proclamirt, weil er nur den *Gegensatz* des *individuellen Lebens* zum *allgemeinen Leben*, nicht aber auch ihre *Einheit* aufgefaßt hat, weil er überhaupt nichts *Allgemeines*, keine *Begriffe*, wie Natur, Vernunft, Menschheit &c. anerkennt und folgerichtig „die Qual des Denkens," wozu man doch immer allgemeine Begriffe, und sei es *Mensch*, Thier, Stein &c., nöthig hat, „von sich abschüttelt." Indem daher sein „Ich" als *naturwidrig, antisocial* auftritt, wird das Faustrecht und bellum omnium contra omnes consequent als der Normalzustand des Menschengeschlechts hingestellt. Der sociale oder vielmehr antisociale Zustand des Mittelalters, wo die Uebermacht des Eisens, und der Gegenwart, wo die Uebermacht des Goldes regiert, das alte und moderne Faustrecht haben daher in dem Stirner'schen Buche ihren vollständigen und hoffentlich letzten Ausdruck, gleichsam ihre Verklärung gefunden. Der durch die *Gewalt* und *List* zum *Monopol*, zum *Vorrecht* gelangte und gelangende Egoismus ist sich darin zum vollkommnen Bewußtsein gekommen.

Aus dem freien, gegenseitigen Wechselspiel aller Lebenskräfte der Einzelnen zur Erringung des eigenen Glückes ergibt sich das allgemeine Glück, das Gemeinwohl.

Das Gemeinwohl ist demnach Folge des Glückes jedes Einzelnen, Folge des Gegensatzes des Einzelnen zum Allgemeinen.

Andererseits ist das Gemeinwohl zugleich Grund des Glückes des Einzelnen, weil die Entwickelung jedes Einzelnen auch auf seiner Einheit mit dem Allgemeinen beruht, daraus Nahrung und Gedeihen schöpft.

Indem sich daher alle Mitglieder der Gesellschaft in der Aufrechthaltung der allgemeinen Lebensbedingungen zur Hervorbringung des Gemeinwohles vereinigen, gewährleisten sie sich gegenseitig die Möglichkeit des eigenen, besonderen Glückes. Indem Alle für ihr eigenes Glück thätig sind, fördern sie das Gemeinwohl.

Indem ich das Gesammtwohl fördere, fördere ich mein eigenes Wohl, und indem ich mein eigenes Wohl fördere, das Gesammtwohl.

Als letztes Ergebniß erscheint daher die bewußte Einheit des Einzellebens mit dem Gesammtleben, die Harmonie.

Durch den naturgemäßen, bewußten Genuß meines Lebens, worin mein Glück besteht, d. h. durch die Befriedigung meiner natürlichen Bedürfnisse und Neigungen, durch die Entwickelung meiner Anlagen und Fähigkeiten schaffe ich zugleich mein eigenes und das allgemeine Glück.

Die Erhaltung und Pflege des Gemeinwohles, welche in den gegenwärtigen Zuständen als äußere Pflicht erscheint, weil sie im Gegensatz zum besonderen (Privat-) Wohle steht, fällt in dem organischen Gesellschaftsverbande zusammen mit der Pflege und Erhaltung des eigenen, besonderen Wohles. Die gegenwärtig noch äußeren, jenseitigen Pflichten verwandeln sich daher in freie, aus der innern Natur hervorgehende Aeußerungen und Thätigkeiten des Lebens. Die Nothwendigkeit wird zur Freiheit.

Die organische Gesellschaft hat zur Grundlage die allgemeine Gleichheit und entwickelt sich durch die Gegensätze der Einzelnen gegen das Allgemeine zum freien Einklange, zur Einheit des einzelnen mit dem allgemeinen Glücke, zur socialen, gesellschaftlichen Harmonie, dem Spiegelbilde der universellen Harmonie.

4.

Auf dem polaren Gegensatz, der Wechselwirkung meines besonderen Lebens mit dem allgemeinen Naturleben, beruht der Kampf des Menschen mit der Natur. Wenn dieser Kampf als bewußte Thätigkeit erscheint, heißt er Arbeit.

Die Arbeit ist demnach jede bewußte Thätigkeit des Menschen, wodurch er die Natur seiner Herrschaft in geistiger und materieller Beziehung zu unterwerfen strebt, um sie zum bewußten Genuß seines Lebens zu bringen, sie zu seiner geistigen oder körperlichen Befriedigung zu verwenden.

Da aber das Leben in jeder Entfaltung, Uebung und Aeußerung seiner Kräfte und Fähigkeiten zu seinem Genusse, zu seiner Befriedigung kommen soll, so ergibt sich, daß die Arbeit selbst eine Entfaltung und Entwickelung menschlicher Anlagen sein und Genuß, Befriedigung und Glück gewähren soll.

Die Arbeit selbst muß mithin zu einer freien Aeußerung des Lebens und dadurch zum Genuß werden (wie dies jetzt schon bei wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten gewöhnlich der Fall ist).

Das Product der Arbeit aber muß zugleich dem Glücke des Einzelnen (Arbeitenden) und dem allgemeinen Glücke dienen. Dies geschieht durch die Gegenseitigkeit, durch die gegenseitige Ergänzung aller gesellschaftlichen Thätigkeiten. Durch das Zusammenwirken aller Thätigkeiten wird allein die Möglichkeit der Befriedigung der Bedürfnisse Aller, des einzelnen, wie des Gesammtwohles, gewährleistet.

So müssen sich auch in der Arbeit Nothwendigkeit und Freiheit, Zweck und Mittel vereinigen, zur Har-

monie kommen. Die Arbeit als eine genußreiche, Befriedigung gewährende und zugleich dem allgemeinen Wohle dienende freie Thätigkeit ist die Grundlage der Organisation **der Arbeit.**

Zum Schlusse vergleiche man mit obigen Resultaten einige Definitionen, welche die Naturphilosophie über Leben, Organismus und Harmonie gibt:

„In der ganzen Darstellung der lebenden Organisation und ihrer Verhältnisse zur Außenwelt kommt die Subject-Objectivität der Natur zur Erscheinung, d. h. die Natur gelangt in der lebenden Welt zum Selbstgenusse und zur Selbsterkenntniß." (Purkinje: Physiologie, mündliche Mitth.) „Jedes einzelne Moment hat im organischen Leben seinen bestimmten Zweck für das Gesammtleben: die Theile sind Organe, d. h. Mittel für die Aeußerung der Kräfte und für die Fortdauer des Daseins; und die Thätigkeiten sind Functionen, d. h. durch einen höheren Zweck bestimmte Richtungen der Kraftäußerung. Während das Einzelne für das Ganze nothwendig ist, besteht es doch nur vermöge seiner Bedeutung für dieses und im Zusammenhange mit demselben, hat aber hierdurch Antheil am Leben, so daß es weder selbstständig durch sich lebt, noch auch völlig leblos ist. Die einzelnen Glieder bilden Gegensätze, die einander anregen, ergänzen und in Wechselwirkung treten: wie die verschiedenen Gewebe und Flüssigkeiten gleichsam in einander getaucht sind, so durchdringen sich alle Einzelnheiten zu gegenseitiger Erweckung. Durch diese Verkettung ist Alles gegenseitig Zweck und Mittel zugleich, so daß in stetem Kreislaufe das Product des Lebens auf das Leben zurückwirkt." (Burdach: Anthropologie §. 546.) „Das Wesen des Lebens äußert sich als Harmonie seiner Glieder. Diese bilden Gegensätze und dringen gegen einander an; aber so, daß dadurch nur Thätigkeiten geweckt und Verhältnisse bewirkt werden, wie sie zum Bestehen des Ganzen erforderlich sind. Wie aber die mannichfaltigen Theile und Kräfte jedes organischen Wesens unter einander zusammenstimmen, so entspricht auch die Außenwelt dem

organischen Wesen, ist in ihren Eigenschaften und Verhältnissen demselben angemessen und steht mit ihm in steter Wechselwirkung; sie paßt ergänzend zu ihm und verkehrt mit ihm, wie ein organisches Glied mit dem andern. Und indem die Verhältnisse des Planeten sich als organische Einrichtungen darstellen, die, auf dem allgemeinen Weltleben beruhend, dessen Einfluß auf die organischen Wesen der Erde vermitteln, stehen diese selbst unter einander in gegenseitiger Beziehung und harmonischer Wechselwirkung zur Darstellung des großen Ganzen. Nur in diesem ist der volle Einklang zu suchen, indeß der den Einzelheiten zugewandte Sinn Dissonanzen vernimmt." (Burdach: Anthropologie §. 568.)

Rudolph Matthäi.

167

Communismus, Socialismus, Humanismus.

Von

Hermann Semmig.

Jedes neu auftauchende Princip findet eine Menge Anhänger, wenn es auch einen noch so schneidenden Gegensatz bildete gegen das Bestehende, oft aber grade *weil* es einen solchen bildet. Viele sind durch die Neuheit geblendet und laufen blind der vorangetragenen Fahne nach, Viele verstecken ihre selbstsüchtigen Zwecke unter dem weiten Mantel des Princips, Viele ergreifen es, weil sie selbst leer und ohne innern Gehalt sind, um mit dem großen, weitschichtigen Namen ihr kleines Ich zu bemänteln. Mancher ist nichts und möchte gern etwas sein, er nennt sich *Communist* und denkt nun Wunder, was Großes er ist. Ja gerade das neue Princip der Gesellschaft hat eine Menge Anhänger gefunden, die unter jene drei Classen gerechnet werden müssen. Es gibt wohl sogar „Communisten,“ die mit unverständigem Hochmuth auf die Socialisten herabsehen, weil dieselben nicht radical, nicht muthig genug seien, sich zum Communismus zu bekennen. Solchen Anmaßungen gegenüber, als auch um den Sinn Unbefangener nicht zu verwirren, kann man nicht entschieden genug wiederholen, daß nur die Leerheit sich hinter große *Namen* flüchtet, daß aber die wahre Erkenntniß sich in der Bethätigung zeigt.

Der Communismus ist nicht die Auflösung, sondern die Erfüllung des Rechtsstaates, wie er auch den Begriff des Eigenthums nicht auflöst, sondern seine destructiven Folgen dadurch zu paralysiren sucht, daß er es allgemein macht: statt der Einzelnen und ihres Privateigenthums setzt er die Gesammtperson der Gemeinschaft und das Gesammteigenthum. Es bleibt also der Mensch (ob einzeln oder in Masse, bleibt hier gleich) in der Abhängigkeit von einer Abstraction seines Wesens, die Sklaverei wird nur einfacher. Wie der Communismus factisch in Frankreich (seinem Hauptsitz) vertreten wird, ist er der rohe Gegensatz gegen die egoistische Zerfallenheit des Krämerstaates, über diesen politischen Gegensatz kommt er nicht hinaus, gelangt zu keiner unbedingten voraussetzungslosen Freiheit. Allerdings will er die atomistisch-zufällige Concurrenz der Einzelnen vernichtet wissen, aber statt der Harmonie der freien Gesellschaft, gibt er die starre Gleichheit des Despotismus, er verbindet die Atome zu keinem organischen Ganzen, sondern zwingt sie dictatorisch zusammen. Der Communismus hat die Masse vor sich, der Socialismus den Gattungsmenschen. Schon durch seinen Namen, den Gegensatz gegen die Concurrenz, zeigt Jener seine Einseitigkeit; soll denn aber diese Befangenheit, die wohl jetzt als Parteiname eine Geltung haben kann, ewig währen? Erst wenn jener Gegensatz überwunden ist, kann die Weltanschauung eine klarere werden. Daß innerhalb des Communismus die Tyrannei recht wohl fortbestehen kann (weil er eben nur die Masse der atomistisch-vereinzelten Individuen, nicht die Gattung fortbestehen läßt), zeigt Weitling, gegen dessen Gesellschaft man kaum den russischen Despotismus vertauschen möchte, zeigt der Wahnsinn Cabet's, welcher verlangt, daß alle Welt auf seinen **Populaire** abonniren soll. Bei dem Angriff des Letztern auf Fourier, der nach Cabet kein Princip, sondern nur ein System hat (der communistisch-despotische Cabet stellt sein Dogma als Princip auf, ist daher ebenso autoritätssüchtig, als die Hierarchie und Autokratie) scheint es, als ob die Franzosen ihre eignen Genie's nicht verständen. Hier kommt ihnen die deutsche Wissenschaft zu Hülfe, die im Socialismus (wenn bei der Vernunft eine Steigerung gilt) die

vernünftigste Ordnung der Gesellschaft gibt. Der Communismus will die Gemeinschaft auf Erziehung, Arbeit und Genuß ausgedehnt wissen; will dies der Socialismus nicht auch? Aber er will mit der Einheit die Freiheit; und wenn ich nun auch Allen Alles gemeinschaftlich lasse, wird auch die Thätigkeit und der Genuß Aller gleich sein? Nein, denn Thätigkeit und Genuß fallen in des Menschen Eigenthümlichkeit zusammen. Durch diese werden jene beiden bestimmt, nicht durch die außer uns stehenden Producte. Was ist mein und dein? Ich und du, weiter nichts! Oder ist es nicht ein Spott auf das ganze Eigenthumsrecht, wenn ein Blödsinniger durch Erbschaft in den Besitz einer Gemäldesammlung kommt? Genießt er sie, ist sie wirklich sein? Oder wird sie nicht das wahre geistige Eigenthum jedes Gebildeten, der sie anschaut, wenn er auch nicht das Recht hat, nach Belieben darüber als über sein „Eigenthum" schalten zu können? Aber es gibt Juristen, die den Unsinn des Erbrechtes selbst zugeben; dieser Streitpunkt ist bald zwischen Vertheidigern und Gegnern des Eigenthums keiner mehr. Es bliebe aber das Eigenthum doch noch gültig für den Einzelnen bei Lebzeiten, als die Frucht seiner Arbeit. Allein ich kenne keine andre Frucht der Arbeit für den Menschen, als den Menschen selbst. Seine Entwickelung durch seine Thätigkeit, er selbst, das ist sein Eigenthum; denn „indem er schafft und thätig ist, verarbeitet und genießt er zugleich sein eignes Wesen." Was man sonst „Eigenthum" nannte, die Producte der Arbeit des Menschen, das ist nur ein Abfall von ihm und dient ihm nur (als Nahrung, Stoff, Bildungshebel u. s. w.) als Substrat seiner weitern Entwickelung. Da nun aber diese Producte zur Thätigkeit, d. i. zum wahren Leben unumgänglich sind, dieselben aber durch die gemeinsame Thätigkeit der gesammten Menschheit sich von letzterer gleichsam abgelöst haben, so sind oder sollen sie auch für alle das gemeinsame Substrat weiterer Entwickelung sein (Gütergemeinschaft). Unsre heutige Gesellschaft ist freilich so verwildert, daß Einzelne in thierischem Heißhunger über die Producte fremder Arbeit herfallen und dabei unthätig ihr eigenes Wesen verfaulen lassen (Rentiers), wovon wieder die nothwendige Consequenz ist, daß

Andere, deren Eigenthum (ihr eigenes menschliches Wesen) nicht durch Unthätigkeit, sondern durch aufreibende Anspannung verkümmert, zu maschinenmäßigem Produciren getrieben werden (Proletarier). Unverständige (z. B. ein Berichterstatter der Hamb. N. Z.) haben behauptet, die neuen socialen Systeme vernichteten die freie Sittlichkeit, während letztere grade in der heutigen Gesellschaft zu Grunde gerichtet wird. Beide Extreme unsrer Gesellschaft aber (Rentiers und Proletarier) stehen auf Einer Stufe der Bildung, beide sind abhängig von den Dingen außer ihnen, die ersteren durch den Ueberfluß im Verzehren, die anderen durch den Mangel und die Entbehrung. Beide also sind gleich fern von der freien Sittlichkeit, von der wahren Menschlichkeit.

Betrachten wir noch einmal die Resultate, so macht der rohe französische Communismus (es gibt keinen andern, denn was Weitling gegeben hat, ist nur eine Verarbeitung fourieristischer und communistischer Ideen, wie er sie in Paris und Genf kennen lernte) die Erde zu einem ungeheuern Atelier, dessen Ouvrier's nach den Arbeitsstunden sich durch Genüsse zu neuer Arbeit erholen. Der Mensch wird in ihm sich seines Wesens nicht bewußt und bleibt noch immer ein Sklave, seine Abhängigkeit wird durch den Communismus auf die Spitze getrieben, auf das letzte brutalste Verhältniß gebracht, auf die Abhängigkeit von der rohen Materie (Trennung des Genusses von der Arbeit); der Mensch gelangt zu keiner freien sittlichen Thätigkeit, denn indem die Arbeit ihren Lohn erhält, während die Thätigkeit ihr eigner Preis ist, verkauft sich der Arbeiter selbst. Die Communisten waren besonders stark in der Aufstellung von Systemen oder gleich fertigen Gesellschaftsordnungen (Cabet's Ikarien, **la Felicité**, Weitling), alle Systeme aber sind dogmatisch-dictatorisch. Der Socialismus dagegen sichert nur die freie Entwickelung jeder Persönlichkeit, wobei er allerdings die Gemeinsamkeit der Producte in Anspruch nimmt (ohne damit abzuschließen, wie der Communismus); er gibt die anarchische Ordnung, die der menschlichen Gattung, wie dem Universum, wesentlich eigenthümlich ist. Er löst zugleich die Frage, die der Communismus nicht zu lösen vermochte (indem er bald die alte Ehe bestehen

ließ, bald die Weibergemeinschaft annahm, wodurch das Weib, wie die Güter, als Materie behandelt wurde): die Frage der Stellung der Frauen. Welche thierische Rohheit und sittliche Verworfenheit herrscht in unserm Rechtsstaat, in dem die Frau die Vereinigung der Geschlechter, als ein „Recht" beanspruchen darf, dessen Nichterfüllung von Seiten des Mannes das Weib zum Antrag auf Scheidung berechtigt, während diese Vereinigung nur die höchste Steigerung der Liebe ist und sein sollte; denn nur das Natürliche ist wahr, und das Wahre ist sittlich. Indem der Socialismus den unsittlichen Zwang des Rechtsstaates aufhebt, läßt er die Neigung der Geschlechter frei, voll Vertrauen auf den sittlichen Kern der Menschheit, daß die Liebe zur Freiheit die Harmonie bringt.

Dieser Unterschied zwischen Communismus und Socialismus besteht factisch; ersterer ist französisch, dieser deutsch; ein Glück ist es für die Franzosen, daß sie einen so richtigen gesellschaftlichen Instinct haben, der ihnen einst die wissenschaftlichen Studien wird ersetzen helfen. Dieses Resultat lag in dem Entwickelungsgange beider Völker vorgezeichnet; die Franzosen kamen durch die Politik zum Communismus, die Deutschen durch die Metaphysik, die zuletzt in Anthropologie umschlug, zum Socialismus. Beide lösen sich zuletzt in Humanismus auf. Das Werk der Anthropologie, die Wiedergewinnung seines ihm entfremdeten Wesens durch den Menschen, ward durch Feuerbach nur einseitig vollzogen, d. h. begonnen; er vernichtete die religiöse Illusion, die theoretische Abstraction: den Gott — Menschen: während Heß die politische Illusion, die Abstraction seines Vermögens (seiner Thätigkeit), d. i. das Vermögen zerstört. Nur durch die Arbeit des Letztern ward der Mensch von den letzten Mächten außer ihm befreit, zu sittlicher Thätigkeit befähigt (alle Uneigennützigkeit der früheren Zeit war nur eine scheinbare) und in seine Würde wieder eingesetzt: oder wo galt der Mensch früher das, was er war? Wurde er nicht nach seinen Schätzen geschätzt? Sein Geld schaffte ihm seine Geltung. Nun erst, nach Zerstörung dieser Illusionen, kann an eine neue menschliche Ordnung der Gesellschaft gedacht werden, ohne daß es von Neuem

einer Declarirung der Menschenrechte bedürfte; ist doch auch alle Declarirung nur eine Declamirung; was sich von selbst versteht, darüber macht man nicht viel Worte; die Erkenntniß des Wesens des Menschen hat ein wahrhaft menschliches Leben zur natürlichen nothwendigen Folge. Der Charakter der neuen Zeit, ihr classischer Ausdruck ist der Humanismus, wie der des hellenischen Alterthums die Naivetät, der des Mittelalters die Romantik war. Nannten sich doch, als die neue Zeit sich von letzterm loslöste, die Gegner des Scholasticismus wie in prophetischem Tone selbst Humanisten: **nomen est omen**: in jener Zeit des Uebergangs, die die religiöse Einseitigkeit die Reformationszeit nannte. Es war freilich nur eine Reformation im Sinne Proudhon's, der ebenso die französische Revolution benannte. Dem Monopol des Alleinseligmachens des Katholicismus gegenüber verkündete Luther die Concurrenz der Gewissensfreiheit, deren Folge die Zerfallenheit unsrer Zeit, deren Consequenz die päpstlich-unfehlbare Kritik von Charlottenburg war. Die Religion aber ist der sublimste Ausdruck menschlicher Anschauung, und indem sie den Egoismus und die Concurrenz in sich selbst aufnahm, heiligte sie dieselben, die nun ungestört wuchern konnten. So zerwühlten der religiöse Egoismus, der nach der Seligkeit, der staatlich-ökonomische, der nach Reichthum trachtet (die Zersplitterung deutschen Gemeinwesens in das Familienleben ist historisch und nothwendiges Ergebniß der Reformation), gleichzeitig den gesellschaftlichen Boden, um ihn für den Humanismus empfänglich zu machen. In dem letztern nun lösen sich alle Namensstreitigkeiten auf; zu was Communisten, zu was Socialisten? Wir sind Menschen. So nehmen wir denn, die wir die Vorkämpfer einer neuen menschlichen Ordnung der Gesellschaft sind, Partei gegen die ganze historische Vergangenheit: ob sie übermenschlich oder unmenschlich war, es ist doch beides Eins. Auch darin sind uns die Humanisten der Reformationszeit verwandt, daß wir, wie sie, gegen den Scholasticismus ankämpften, dessen letzte Spuren ein Hegel, Feuerbach aufdeckte, dessen letzte Folgen (die Spaltung des Lebens) Heß vernichtete; was jene instinctmäßig ahnten, ist in uns zum Bewußtsein gekommen. Wenn aber in der Refor-

mationszeit der Keim der ganzen neuen Welt liegt, so ist es doch völlig unwahr und unhistorisch, wenn man den heutigen Communismus aus den Bauernkriegen jener Epoche herleitet, wie es Herr Oelkers gethan und das Pariser „Vorwärts" nachgeschrieben hat. Herr Oelkers hat früher eine schlechte Geschichte des Bauernkrieges geschrieben und ist durch dies Studium irre geleitet worden; übrigens gesteht er selbst, den Unterschied zwischen Communismus und Socialismus nicht zu kennen. Der Bauernkrieg ist von rein feudal-religiösem Charakter, seine Führer haben den Feudalstaat und den Kirchenstaat sich entgegen und stürzen beide in die Theokratie zusammen, statt sie in die menschliche Gesellschaft aufzulösen. Wollte man aus ihrer „evangelischen Gleichheit" den Communismus herleiten, so könnte man zuletzt bis auf die mosaische Gesetzgebung zurückgehn.

Diese Sonderung der beiden Hauptparteien der Zeit hat sich durch die Entwickelung der letzten zwei Jahre ergeben, wie sie namentlich in Heß „Philosophie der That" (Herwegh's Einundzwanzig Bogen) begann. Es war somit an der Zeit, auch einmal die Schiboleths der gesellschaftlichen Parteien näher zu beleuchten; nichts verwirrt die letztern mehr, als die Unklarheit in der Bezeichnung: „Wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein." Ersparen wir uns den Wortkampf; wer sich mit seiner Unklarheit hinter Worte flüchtet, führt den Kampf zuletzt mit der Erbitterung der Verzweiflung, mit dem Fanatismus. *)

*) Wir sind in der Sache mit dem Verfasser einverstanden. Was aber die Namen angeht, so scheint das Wort Communismus für diejenige Richtung, welche Aufhebung des Privateigenthums als Grundprincip aufstellt, allerdings bezeichnender, als das Wort Socialismus, womit einerseits in Frankreich und Deutschland allerlei, nur nicht die Aufhebung des Privateigenthums bezeichnet wird, und welches andrerseits in England zur Bezeichnung desselben Communismus gebraucht wird, gegen welchen der Verf. das Wort Socialismus, als Schiboleth empfiehlt. Noch weniger eignet sich das Wort Humanismus zur Bezeichnung der Richtung, welche der Verf. mit Heß vertritt, da dieses Wort schon

seine geschichtliche Bedeutung hat und keineswegs die Aufhebung des Privaterwerbes bezeichnet. Heß selbst (mit dem sich der Verf. ja vollkommen einverstanden erklärt) hat in jüngster Zeit mit seinen Freunden den Namen Communist angenommen und ermächtigt uns zu der Erklärung, daß er nur aus äußern Rücksichten bisher den Namen gemieden habe. Er hält die Unterschiede zwischen französischem und deutschem Communismus nur für Unterschiede zwischen Theorie und Praxis, erkennt aber der Theorie das Recht nicht zu, sich pedantisch von der Praxis abzusondern. D. H.

175

Der allgemeine Besitz.

Von

C. Weller.

> Ist es nicht besser, das Raubthier, welches in unsern Gauen wüthet, das Geld, zu erschlagen und dann erst über die Zukunft zu berathschlagen, als vorher zu überlegen, was nach Tödtung des Thieres anzufangen sei, und es immer fortwüthen zu lassen?

Man könnte folgende Frage eine Frage, nicht allein der Zeit, sondern auch des Gewissens nennen: Ist der Mensch geschaffen, um im Elend zu darben, oder im Glücke zu leben? Die Antwort ist gegeben. Auch in den Herzen derer, welche sich menschlicher Gefühle schämen, welchen die Zunge zum Schweigen verliehen ward, ist die Wahrheit klar geworden, der Mensch sei auf Erden, um sich der herrlichen Gaben zu freuen, welche die Natur ihm bietet, und nicht Einige seien dazu berufen, sondern die gesammte Menschheit. Eine unwiderlegbare Thatsache ist es nun, daß in unsrer Zeit, wie in der vergangenen, den Einzelnen zwar die Möglichkeit gegeben war und ist, einigermaßen und beziehungsweise glücklich zu werden, daß Allen aber die Gewißheit, glücklich zu werden, fehlte und noch fehlt. Damit aber, daß die Möglichkeit eines glücklichen Lebens vorhanden, sind wir noch nicht gegen das Unglück geschützt; wir müssen die völlige Gewißheit haben, daß wir Alle an dem Glücke gleichmäßig Theil nehmen können.

Um uns Allen verständlich zu machen, wollen wir zuerst den Begriff „Glück" erläutern; wir wollen sagen, was man unter Glück zu verstehen pflegt. Glück besteht in der menschlichen Freiheit, also ist Freiheit Ein Begriff mit Glück; ohne Freiheit kein Glück und ohne Glück keine Freiheit. Nun herrschen im Menschen zweierlei Kräfte vor: die körperlichen oder sinnlichen Kräfte und die geistigen Kräfte. Es wird also auch zweierlei Arten von Freiheit geben müssen: körperliche oder sinnliche Freiheit und geistige Freiheit. Nur wenn wir beide Arten gleichmäßig genießen können, sind wir glücklich. Sowie die geistigen Kräfte in enger Verbindung stehen mit den körperlichen, so muß auch die geistige Freiheit mit der körperlichen verbunden werden. Getrennt sind Beide etwas Sinnloses; es ist nicht möglich, daß ein geistig freier Mensch auf die Dauer ohne die körperliche Freiheit bestehen kann und ebenso ein körperlich freier Mensch auf die Dauer ohne die geistige Freiheit. Beide müssen ein ewiges Ganze bilden, die eine und ganze Freiheit. Geistig frei ist der, dessen Geist nicht gefesselt wird von den Banden des Aberglaubens, der Vorurtheile, des Denk-, Sprach- und Schreibzwanges, der nicht dem Willen Anderer zu gehorchen gezwungen ist. Sinnlich frei ist der, dessen Körper Alles erhält, was er zum irdischen Leben, zu seines Leibes Nahrung, Kleidung und Beschützung braucht. Der freie Mensch darf nicht in den Zwangslehren irgend einer Religion erzogen werden; der freie Mensch soll den Beruf wählen, zu dem er sich durch seine ausgebildeten Geistesgaben und Fähigkeiten hingezogen fühlt: kein Vater wird ihn zu einem beliebigen Beruf zwingen dürfen; der freie Mensch arbeitet, weil er in der Arbeit Genuß findet, weil er durch Arbeit, sei es nun geistige oder körperliche, sich und seinen Nebenmenschen nützt. Denn das wahre Glück zeigt sich darin, daß wir, geistig und körperlich frei, unsern Mitmenschen auf jedmögliche Art zu nützen suchen.

Nun ist es aber bekannt, daß wir unsere geistige Freiheit noch nicht erlangt haben, und der Verlust der geistigen Freiheit, die Fesselung des Geistes, ist um so unheilvoller, je mehr sich täglich die besten Kräfte unserer Nation im Kampfe um dieselbe vergebens aufreiben. Ein anderes Feld ist's, das wir als ebenso

wichtig betrachten müssen, und das noch nicht mit dem Eifer angebaut worden, dessen es wohl bedürfte. Wir meinen die körperliche oder sinnliche Freiheit, wir meinen die Vernichtung der Armuth, des immer größer werdenden Elendes einer bisher völlig vernachlässigten Menschenklasse und zwar nicht eines kleinen Theiles der Menschheit, sondern eines Theiles, welcher die Hauptmasse der Völker bildet. Schrecklich ist der Zustand dieser Unglücklichen, denen ein feiges Bedauern ebenso wenig nützt, als eine stolze Verachtung.

Wir sehen täglich, daß sich die Menschen plagen und abmühen, um sich und den Ihrigen einen nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen, während Andere darauf bedacht sind, ihre Glücksgüter auch zu vermehren, wenn sie deren schon eine ansehnliche Menge angehäuft haben. Daß es noch Andere gibt, auch Wesen ihrer Art, geboren mit gleichen Ansprüchen, wie sie, mit Ansprüchen auf die Glücksgüter, die sie für sich in Anspruch zu nehmen wagen, daran denken sie nicht! Sie können sich ja nicht vorstellen, wie es dem Armen zu Muthe ist, wenn er mit seiner Hände Arbeit im Schweiße seines Angesichts Mittel erwirbt, die gerade hinreichen, um ihn nicht Hungers sterben zu lassen. Sie können sich nicht in des Armen Lage versetzen, sie, die nie an ihn denken und, wenn es geschieht, mit Verachtung von dem schmutzigen Bilde sich abwenden, die sich ekeln vor dem Kothe, der ihnen aus den Höhlen des Lasters entgegenstarrt, sich entfernen und — vergessen. Doch wir fühlen uns nicht berufen, ein Gemälde der Armuth zu entwerfen.

Da wir das Glück als das Haupterforderniß des Lebens erkannt, und da wir sehen, daß das Glück noch nicht erreicht worden, so fragen wir: **Was hindert den Menschen, glücklich zu werden?** Es ist schon viel gesprochen worden von dem Ueberhandnehmen der Armuth, von dem täglichen Wachsen des körperlichen Elends. Viel ist geschrieben worden, aber wenig Gründliches, und noch gar Nichts ist geschehen!

Wir können füglich die jetzt Lebenden in zwei Klassen theilen, in Reiche und Arme. Jene befördern auf Kosten der Armen ihr eigenes Wohlsein, Diese unterliegen dem Zwange, den die Rei-

chen bei der Befriedigung ihrer Genüsse ihnen auflegen. Während die Reichen bei nutzloser, schädlicher oder gar keiner Arbeit ihr Leben zubringen, müssen die Armen bei ihrer geist- und körpertödtenden Arbeit sich von ihrem harten Brod, von ihren trocknen Kartoffeln sättigen, um ferner ihr Dasein zu fristen. Und weshalb? Um den Reichen, für die sie stets arbeiten, dienstbar zu sein. Hat die Natur dies gewollt? Doch sprechen wir nicht von Natur, fast Alles bei uns ist schon zur Unnatur geworden. Glaubt ihr nicht, daß das Opfer der armen Unterdrückten um Rache schreit? O, ihre Ohren sind verstopft und ihre Augen geblendet, sie können des Armen Thräne nicht sehen, des Armen Klage nicht hören. Ja, es ist furchtbar, das Leben des Armen. Glaubet nicht, daß stille Zufriedenheit herrschet unter niedrigem Dache, wie es unsere Dichter und Sänger bisher uns vorgespiegelt! Das gab freilich ein schöneres, anziehenderes Bild, als das körperliche und sittliche Elend der Wirklichkeit. Aber es gibt auch eine Poesie des Elends, der Thränen, denn jede Schilderung der Unterdrückung, der Armuth wird zur Poesie, und diese Poesie wird einst zur Waffe werden, womit sie bekämpfen wird die unnatürlichen Peiniger auf Tod und Leben! — Was ist das Leben des Armen? — Bin ich arm, so sind mir sowohl alle körperlichen Genüsse, deren der Reiche durch sein Geld theilhaftig ist, als auch alle geistigen, welche sich der Reiche ebenfalls durch sein Geld verschafft, entzogen; es ist mir daher unmöglich, die Freuden, das Glück des Lebens in ihrer Ausdehnung zu genießen. Damit schon erweist sich die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Bildung Aller, ohne Rücksicht auf Arm und Reich. Hat der Arme denn nicht das Recht, gleichen Antheil an den Gütern der Erde zu fordern? Wie kommt er dazu, auf den Himmel stets vertröstet zu werden, während er doch den Himmel auf Erden schon haben könnte? Der Arme ist also schon durch seine Geburt verdammt, sein Brod sich „im Schweiße seines Angesichtes“ zu verdienen, und der Reiche verträumt und verdehnt seine Zeit und sein Leben in aller Ruhe und ohne alle Anstrengungen. Warum findet man es denn so häufig, daß der Sohn das wird, was der Vater ist? Doch nicht, weil dem Sohne allemal von Natur

ein Trieb innewohnt zu dem Gewerbe des Vaters? Das ist noch nicht behauptet worden. Aber der Vater hat die Mittel nicht, um den Sohn das werden zu lassen, wozu er Hinneigung fühlt; der Sohn muß den Stand seines Vaters ergreifen, auch wenn er nicht das geringste Talent dazu hat. Auch hier, wie überall, gibt's Ausnahmen, das ändert Nichts an der Wahrheit des Gesagten, wofür tägliche Beispiele zeugen. Er hat die Mittel nicht: ei, so gebt ihm die Mittel, macht es Jedem möglich, seine Talente zu bilden, lasset Alle an gleichem Unterrichte Theil nehmen, bis zu den Jahren, wo sie sich für ihren Beruf entscheiden können. Dadurch, daß der Eine darbt, der Andere schwelgt, läßt sich doch keine Gleichheit, keine Freiheit, kein Glück herbeiführen, wie es der Zweck unsers Daseins verlangt. Nein, der Arme lebt in einer Knechtschaft, die härter ist, als die geistige, denn die sinnliche Knechtschaft greift unmittelbar in das sinnliche Leben, die geistige nur in das geistige Leben ein. Die Leiden des Körpers, der Kampf mit Elend und Entbehrungen aller Art ist urbedingt furchtbarer, als der Kampf gegen geistigen Zwang. Wird der Arme nicht jeden Augenblick an sein körperliches Elend erinnert, muß er nicht vergessen, daß sein Geist göttlicher Natur, daß diese Gottheit in ihm selbst wirkt und schafft, muß sie nicht ganz und gar unterdrückt werden? Woher anders die vielen Verbrechen der sogenannten niederen, ärmeren Classen? Möge sich ein Jeder selbst von den Thatsachen unterrichten, die täglich die Seele aller fühlenden Menschen bekümmern. Läßt sich Anderes erwarten? Der Arme ringt unaufhörlich mit den körperlichen Leiden und bei den jetzigen Verhältnissen müssen seine Leiden immer unermeßlicher werden. Und Ihr wagt es, die Verbrechen für das Vergessen der göttlichen Natur, das Ihr selbst verschuldet, zu strafen? Seid Ihr nicht die Verbrecher, die solche Schandthaten durch ihre Selbstsucht erzeugen? Fürwahr, unsere Bildung muß weit vorgeschritten sein, wenn wir geduldig die Armen für die Vergehen und Verbrechen, zu denen sie nach der Natur der Sache getrieben werden, verantwortlich machen, sie dafür bestrafen lassen! Ich will nicht die erschütternden Beispiele anführen, wie sie in unendlicher Menge in unseren Zeitungen und

Büchern erzählt werden, obgleich sie noch nicht so bekannt sind, als nöthig, sonst müßten die Vernünftigeren längst schon zu der Einsicht gekommen sein, daß Strafen nicht dagegen helfen, daß vielmehr alle Verbrechen der ärmeren Classen, alle Verbrechen der sogenannten höheren Stände sich auf ganz natürlichem Wege von Jahr zu Jahr vermehren; sie müßten aufhören, sich zu wundern über Mord, Raub und Diebstahl, über die wachsende Sittenlosigkeit der größeren Städte, welche nur geeignet sind, Verbrechen aller Art zu begünstigen. Der Müßiggang, der Ueberdruß der Reichen ist die Quelle der Verbrechen, sowohl der Reichen, als der Armen. Woher die vielen Selbstmorde? Nur der Verzweifelnde, der Arme legt Hand an sich. Der Müßiggang vor Allem ist strafbar. Ebenso aber wie Strafen ungerecht und schädlich sind, ebenso sind es Belohnungen. — Leset, unterrichtet Euch und denket über die Mittel nach, die Euer eigenes Verderben abwenden können, das früher oder später, wenn Ihr die Ohren und Augen verschließet, gewaltsam über Euch hereinbrechen wird. Das Unheil, das schon geschehen, kann nicht gesühnt werden, doch das fernere Unheil sei weggenommen.

Wir wollen das geistige Wohl Aller fördern und das körperliche vernachlässigen? Es wäre eine Halbheit, die in ihren Folgen unabsehbares Unglück herbeiführen, ein Verbrechen an der Menschheit werden würde. Läßt sich ein Wesen denken, daß bei aller geistigen Freiheit nicht mit den Mitteln versehen ist, diese Freiheit mit aller nöthigen Ruhe, ohne von Sorgen für das leibliche Wohl niedergedrückt zu werden, zu genießen? Was hilft einem Solchen dann alle Freiheit? Für ihn wäre sie gar nicht vorhanden. Nein, die geistige Freiheit muß mit der körperlichen Hand in Hand gehen, ohne körperliche keine andere.

Gehen wir nun näher in die Gründe ein, welche theilweise für die steigende Armuth angegeben werden, so wird es klar, daß dieselben tiefer liegen müssen, als Manche es zu gestehen wagen. Sie wollen die Wahrheit nicht hören, die Herren des Besitzes, denn die Wahrheit ist ihnen ein Gräuel. Ich will ihnen aber die Wahrheit vor ihr bleiches Gesicht halten.

Darüber klagen Alle, die es redlich mit dem Volke meinen, daß der Reichthum in den Händen Einzelner immer mehr wachse und so den Anderen entzogen werde. Je mehr die Einen für sich nehmen, desto weniger haben die Anderen; je größer der Ueberfluß Einzelner wird, desto größer ihre Macht, desto schwerer der Erwerb der Armen. Wir sind so weit gekommen, daß die unermeßlichsten Geldsummen in den Händen der Banquiers sich befinden, an deren Spitze einige Wenige, welche über das Vermögen der minderreichen zu gebieten haben: Rothschild und Comp.! Was hat dagegen der Arme? — Eine enge, düstere Stube, wo er mit all den Seinigen das ganze Jahr zusammenlebt, Lumpen oder abgerissene, abgeschabte Kleider zum Schutz gegen Nässe und Kälte, etwas feuchtes Stroh zum Lager, ungesunde, unzureichende Nahrung; das ist der Besitz des Armen, und auch dieses kann er oft nicht sein nennen. Dazu kommt übermäßige Arbeit, und wenn, was nur zu häufig geschieht, Krankheitsfälle eintreten, so muß er aus Mangel an Heilung und Pflege nach längerem oder kürzerem Siechthum eines frühen Todes sterben.

Was wird hiergegen gethan? — Man rühmt sich, die Armenhäuser zu vermehren, immer mehr Arme zu unterstützen. Doch darin liegt es eben, daß man immer mehr Arme unterstützen muß, daß ihre Zahl auf eine schreckende Weise zunimmt, wobei weder Armenhäuser ausreichen können, noch Concerte oder Bälle, die man zu Gunsten der Armen, der Abgebrannten, der Verhungernden zu veranstalten pflegt. Das gerade zeugt von der schrecklichen Unmenschlichkeit, daß man sich vergnügt, daß man tanzt und singt, um den Armen einige Groschen zukommen zu lassen. Dies Alles ist ein Tropfen in's Meer! — Wird vielleicht in den ohnmächtigen Ständeversammlungen darüber gesprochen, wie der Verarmung abzuhelfen? Hin und wieder einige Geldbewilligungen, das waren die Mittel, womit man zu helfen glaubte. Aber was wird eigentlich vertreten? Der Besitz, nur der Besitz. So sind sie selbst Partei und keine Hülfe wohl denkbar. Während es an Brod fehlt, beantragen die Minister, d. h. die Fürsten, hier eine Million für

einen Prinzen, der kaum das Licht der Welt erblickt, dort fünfzig Millionen für die stehenden Heere im Frieden, dort zwei Millionen für sich selbst, oder sie verschleudern eine Million auf dieser, eine Million auf jener Vergnügungsreise außer Landes. —

Ich sagte, daß bisher Wenig oder Nichts geschehen. Aber woran liegt es, daß Nichts geschehen? — Man suchte bisher die Ursachen da, wo sie nicht sind, man verwechselte Ursache und Wirkung.

Bei den jetzigen Verhältnissen, bei dem Privaterwerbe ist es nicht denkbar, daß eine gründliche Verbesserung der Lage der Armen, eine Abschaffung ihres Elends, vor sich gehen kann, ebenso wenig wie eine Verbesserung der Sitten. Man klagt wohl darüber, daß die Sittenlosigkeit immer mehr um sich greift, und man pflegt eifrig nach der Ursache davon zu suchen. Sie haben es vor Augen und übersehen es. Nur aus der Armuth gehen, wie schon gesagt, die Vergehen und Verbrechen aller Art hervor, nur aus ihr der Diebstahl, der Mord, die Trunksucht, die Prostitution. Ich will hier einen französischen Schriftsteller reden lassen:

„Es gibt eine höchst unglückliche Classe im Schooße der civilisirten Gesellschaft; sie leidet zugleich die Strafe der Danaiden und die des Tantalus, ohne daß ihr ein Verbrechen diese Strafen zugezogen hätte: es ist die niedere Classe, sogenannt, weil sie arm ist. Zum Vergnügen des Reichen, zur Befriedigung seines Aufwandes, seiner Launen, aller seiner Freuden, bemühen sich die Armen, seine Sklaven, unaufhörlich, zwingen ihren Körper zu einer ermüdenden, immerwährenden Thätigkeit, deren Lohn so gering, daß ihnen oft die zu ihrem Bestehen unumgänglich nothwendige Nahrung und Kleider zu ihrer Bedeckung fehlen. Ihre Kinder erben dieses traurige Loos. Vornehmlich leben die Frauen im Elend und werden oft in die Schande hinabgestoßen und versinken darin. Auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, werden sie bei dem Handwerk, das sie ergreifen, so bezahlt, daß es des Lohnes von Vieren bedürfte, um die Bedürfnisse einer Einzigen zu befriedigen. Sie haben das Alter erreicht, wo die Gefühle der Liebe ihren Busen schwellen; der größte Theil heirathet nicht:

der Anblick des Elends in der Familie schreckt sie ab; verführerische Reden ergötzen ihr Ohr, eine anziehende Aussicht bietet sich ihnen dar, und mögen sie nun lieben, oder können sie den Entbehrungen nicht mehr widerstehen, sie gehen dieses in ihren Augen durch die Macht ihrer Liebe, wenn auch von den Menschen nicht geheiligte Band ein oder geben sich Preis, um dem Tode zu entgehen."

Ich fühle, daß mir die Kraft fehlt, alles Unglück, welches vom Gelde angerichtet wird, zu beschreiben.

Faul ist die ganze Grundlage unseres gesellschaftlichen Wesens. Wäre es wohl möglich, daß Millionen ferner geduldig ihr elendes Leben fristen, daß sie nicht endlich zur Erkenntniß gelangten ihres Rechtes, der Gleichheit Aller, der Ansprüche auf gleiche Genüsse? Mit leerem Predigen von Menschenliebe ist's nicht gethan, davon wird Keiner satt; das rührt nicht die kalten Marmorherzen der Reichen, die kein Theilchen ihres Besitzes freiwillig abgeben würden. Schreien sie doch schon, wenn Regierungen so weit gehen, die Steuern für die Reichen zu vermehren, ohne aber die der Armen zu vermindern. Meint Ihr, sie würden je die Abgaben allein tragen, wenn diese nur auf Luxusgegenstände, nur auf Ueberflüssiges gelegt, wenn dagegen die auf den nothwendigen Bedürfnissen liegenden gänzlich aufgehoben würden? Und das müßte doch geschehen. Wenn die Einen über Bedarf essen, hungern die Anderen. Sehet zu, daß Jeder die nothwendige Nahrung, Kleidung und Wohnung habe, daß Jeder so viel bekomme, als er zum Leben, zur Arbeit braucht. — Wer ist es, sagen sie, der uns solche Einrichtungen empfiehlt? Es sind Leute, die nicht viel zu verlieren haben, die daher leicht etwas wagen können. — Nehmt Euch in Acht, daß sie nicht einmal Alles wagen und Euch aus Eurer behaglichen Ruhe etwas unsanft stören! — Ja, Viele haben Nichts mehr zu verlieren, weil sie schon Alles verloren haben durch Eure Erpressungen, Eure Betrügereien, Euren Privaterwerb, Euer Erbrecht. Ihr habt natürlich das zu verlieren, was Ihr ihnen entzogen — und das sollt Ihr wieder verlieren!

* * *

Die Festungsbauten von Ingolstadt kosteten 18,310,000 Gulden; davon konnten, 200 Gulden auf den Mann, 91,550 Menschen ein Jahr lang leben; was werden noch die von Ulm und Rastadt kosten? Festungen, Gefängnisse und Kirchen bauet man in Deutschland, wie sollte man die Steuern des Volkes besser anwenden? Wie viel Arme könnten nicht von dem Aufwand für die Soldatenschwärme sich ihr Brod verdienen? Hunderttausende nützlicher Bürger gehen damit dem Staate verloren. Wie viel Bedürftige könnten nicht die dreiunddreißig Hofgehalte von ihrer Noth befreien? Welche Summen machten nicht die Beamtenheere überflüssig? Das ist eben die Schmach unserer Zeit, daß Einzelne Millionen zu ihrer Sättigung besitzen und erhalten. So lange das nicht aufhört, kann von einer Verbesserung der Lage des Armen nicht die Rede sein.

Ihr sagt, das Bestehende dürfe nicht umgestürzt werden; aber wodurch ist das Bestehende gut und unverletzlich gemacht? Das, was da ist, könnt Ihr schwerlich gut nennen. Soll man aber das Schlechte beibehalten, oder ist das Bestehende vielleicht so vollkommen, daß es keiner Verbesserung bedürfte? Aber eine Aenderung vornehmen, hieße, die Ordnung stören?! Wer sagt Euch, daß der jetzige Zustand ein geordneter sei? Nein, es ist ein Zustand der Unordnung, da dem Einen mehr Rechte gegeben sind, als dem Anderen. Wenn die Unordnung, das Unrecht, herrscht, soll dann nicht die Ordnung, die Gerechtigkeit an ihre Stelle treten? Oder ist es in der Ordnung, wenn Millionen hungern und mit der Armuth kämpfen, während einige Tausende Reichthümer auf Reichthümer häufen und mehr haben, als zu einem glücklichen Leben nothwendig. Ist das Ordnung? — Wahrlich, nur ein Wahnsinniger könnte das Ordnung heißen, — und es wird deutlich, wie weit die Frechheit und Verderbtheit Einzelner gestiegen sein muß, wenn sie Solches zu behaupten wagen!

Freilich wollt Ihr das Bestehende wahren, weil Ihr dabei am Besten Eure Rechnung findet, weil es angenehmer ist, ein bequemeres, genußreicheres Leben zu führen, als die Anderen. — Nicht arm sollen aber die Reichen werden und die Armen nicht reich, sondern Beide sollen gleiche Mittel erhalten zu Erreichung

ihres Glückes, Beide sich gleichmäßig bilden, gleichmäßig ihr Dasein, frei von Nahrungssorgen, gesichert sehen.

Die Noth wird größer und größer, es handelt sich um Sein oder Nichtsein des größten Theiles der Menschheit, sie müssen siegen oder sterben. Nicht ewig sollen sie die Diener der Reichen sein, sie haben gerechte Ansprüche an das Leben; und das Leben sollte ihnen ihren Antheil verweigern? — Nicht das Leben, Ihr seid es, die ihn verweigern, die meist schon mit der Geburt bedeutende Theile des allgemeinen Eigenthums, d. h. des Eigenthums der Gesammtheit, des Volkes, den Uebrigen entreißen. Nur der Arbeitende genieße; braucht aber derjenige, welcher mit einer Erbschaft seine Bedürfnisse befriedigt, zu arbeiten? Niemand wird ihn dazu zwingen. Er allein genießt, was Andere sich erst erarbeiten müssen, aber freilich selten können! Sagt, ist es Gerechtigkeit, daß Einer besitze, was er selbst nicht erworben? Ist es nicht ein Raub an allen übrigen Menschen?

Lasset Euch nicht irre machen von jenen Predigern des Reichthums und der Armuth! Es gibt nichts Schändlicheres, Unnützeres auf Erden, als einen reichen Müßiggänger. Aber nicht alle Reiche sind Müßiggänger? — Das ändert Nichts; Ihr habt doch nicht die Gewißheit, daß Alle es nicht sind. Wenn Ihr daher blos die Möglichkeit habt, daß sie fleißig und arbeitsam sind, so steht hiermit jedem Laster, jedem unnützen Treiben Thor und Thür offen. Seid nicht so thöricht, zu glauben, die Armuth müsse ewig sein, dann gäbe es keinen Fortschritt, dann gäbe es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden. Und gewiß, man möchte jetzt an der Gerechtigkeit verzweifeln. Ich wiederhole es, der Besitz des Reichen muß der Besitz des Volkes werden, er soll eine größere Gleichheit, mithin Gerechtigkeit zu Wege bringen, als jetzt sich findet. Sein Ueberfluß soll dem Armen zukommen. — Wie soll nun ein gleicheres, gerechteres Verhältniß herbeigeführt werden? Man hat sehr verschiedene Mittel vorgeschlagen. Die Einen sagen, allmälig müsse es vor sich gehen, Andere, das Recht der Vererbung sei aufzuheben, noch Andere, das Vermögen dürfe eine gewisse Summe nicht übersteigen. Das sind allerdings Mittel, die dem Uebel ein wenig steuern würden, aber eben nur so wenig,

daß die Folgen zu ungenügend erscheinen, um von solch stückweiser Verbesserung etwas dauernd Gutes erwarten zu lassen. Könnt Ihr nicht begreifen, daß die Aufhebung des Vererbungsrechtes eine gänzliche Umgestaltung unserer Verhältnisse verursachen würde? Ich bin aber der Ueberzeugung, daß die Begüterten eher Alles über sich ergehen lassen, als die Abgabe dieses Rechtes. Dasselbe ist es mit dem zweiten Vorschlage, der übrigens großen Zwang nöthig machte. Ebenso wenig wird eine alleinige Besteuerung der Reichen, ihres Ueberflusses, zu Stande kommen, oder wenn dies geschähe, viel helfen.

Es ist ausgemacht, daß die steigende Verarmung ein Unglück, dem so bald als möglich abgeholfen werden muß, zu dessen Abhülfe also Jeder die Mittel, die er für gut hält, vorzuschlagen hat. Nicht mit Mäßigkeitsvereinen, mit Sittlichkeitsgesetzen, mit Verbannung des Aufwandes, mit Vermehrung der Armenhäuser, mit milden Gaben, kann es geschehen, ist eine durchgreifende Umgestaltung auszuführen.

Aus Allem, was wir bisher gesagt, erhellt wohl deutlich genug, worin die Mittel bestehen, welche der Verarmung ein Ende machen müssen. Es besteht darin, die Armuth selbst zu vernichten. Und wie könnte dies besser oder anders geschehen, als wenn das, was die Armuth erzeugt, beseitigt wird? Es läßt sich das Uebel nur mit der Wurzel ausrotten, und diese Wurzel ist der Privaterwerb der Einzelnen, und worauf dieser sich gründet, das Geld. Beim allgemeinen Besitz, bei größerer Reinheit des Geschmackes und der Bildung werden die Künste und Wissenschaften, wie dies schon ohne Grund verneint ward, bisher nur mit dem Hunger kämpfend, zu einem höheren Grad der Vollkommenheit gelangen, als es bis jetzt bei herrschendem Elend und sinnlicher Ueberfättigung, wo so viel Talente bereits im Keime durch die ungünstigen Verhältnisse erstickt worden und noch werden, möglich. Die Künstler, die Gelehrten wird man ehren um ihrer Werke willen, und diese Ehre, das Bewußtsein ihres Verdienstes, wird ihr einziger Lohn sein; aber Jeder wird auch den göttlichen Geist, der in dem Arbeiter lebt, erkennen und ihn ehren um seiner Werke willen. —

Glaubt nicht, daß eine gleiche Bildung allein das Unglück der Armuth heben könnte; in den Jahrzehnten, deren es zur Reife der jetzt gesäeten Frucht bedürfte, würden Millionen in immer steigendem Elend leben müssen. Aber das ist nur ein Traum; bei den jetzigen Verhältnissen, bei Arm und Reich, läßt sich eine gleichmäßige Bildung, ein gleicher Unterricht kaum herstellen. Auch öffentliche Arbeiten werden die Armuth nicht vernichten, die Verarmung nicht zu Ende bringen. Das ist eben der Jammer, daß der Sohn denselben Weg einzuschlagen gezwungen wird, wie der Vater. Es ist die schreiendste Ungerechtigkeit, den Arbeitern zuzurufen: Wenn Ihr nicht arbeiten wollt (nämlich für uns), so mögt Ihr Hungers sterben! Das gerade wünschen sie: die Arbeiter sollen nach dem Befehl ihrer Herren arbeiten; sie, die Nichts besitzen, sollen denen, welche besitzen, ihre Arbeit, ihr Leben, ihr Glück aufopfern, damit Einige ihre Finger nicht zu rühren brauchen. Arbeiten denn nicht die Bauern, die Handwerker, die Arbeiter, die Dienstboten für die Reichen? Und Ihr entrüstet Euch öfter über die Faulheit der Armen, über seinen Hang zum Nichtsthun, zur Lüderlichkeit? Hat er nicht täglich die lebendigen Muster der Faulheit, des Nichtsthuns, der Lüderlichkeit vor Augen; sieht er nicht, wie die Reichen täglich ungestraft Nichts thun, wie ihr ganzes Geschäft meist nur im Müßiggehen oder in nicht viel Besserem besteht? Und Ihr entrüstet Euch! Freilich, der Reiche darf es wagen, müßig zu gehen, der Arme nicht.

Sollte nie eine Zeit der Gerechtigkeit erscheinen, eine Zeit, wo sie nur für sich, und indem sie für sich arbeiten, für ein ganzes Volk, für das Gesammtwesen arbeiten? Dem ganzen Volke sollen wir unsere Kräfte, die Erzeugnisse unserer Arbeit, weihen, nicht Einzelnen; dann wird die Arbeit Genuß sein, wird Jeder mit Lust und Liebe arbeiten.

Was nun die Verbesserungen betrifft, so erwarten sie Viele noch von den Regierungen; ich habe schon gesagt, daß die Armuth bei den heutigen Zuständen fortbestehen muß. Sollen wir überdies Alles in andere Hände legen, sollen wir in Allem uns bevormunden, überall uns als Kinder behandeln lassen, vertrauend

der höheren (?) Einsicht der Machthaber, der Neunmal-Weisen? Nein, vertrauen wir nicht mehr, wir haben schon allzuoft vertraut, schon allzuviel anvertraut. Vertrauen wir auf unsere eigene Kraft, auf die Einsicht aller aufgeklärter Männer unserer Zeit, die jetzt von den Regierungen auf jede Weise verfolgt und mißhandelt werden. So werden wir mit der Kraft auch den Muth erlangen, das große Werk, von dem das Wohl der Mehrzahl, der Besitzlosen, abhängt, zu vollenden. Sollten wir denen folgen, welche uns zurufen: Vertraut! dann wäre es gar nicht nöthig, ein Wort je zu verlieren, man dürfte nie Verbesserungen vorschlagen, sondern müßte Alles in die väterliche Hand der Regierung legen: diese würde gewiß ihr Mögliches thun, um dem Uebel abzuhelfen. Die Erfahrung lehrt es. Nur frisch vertraut! —

Was wir für das Beste halten, nämlich die Armuth und mit ihr den Reichthum gänzlich zu vernichten, mag immerhin den Selbstsüchtigen, den Geldgierigen, den Reichen, deren Herz mit ihrem Gelde erstarrt, den frommen Ordnungsliebenden mit verstecktem Pferdefuß unpassend und unausführbar vorkommen — das Gute ist nie unausführbar!

So lange eine Möglichkeit vorhanden, sich auf Kosten Anderer zu bereichern, so lange ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß die Einen unermeßliche Reichthümer zusammenwerfen, die Anderen in der schrecklichsten Armuth leben. Die fürchterlichen Folgen, welche das Geld, der Besitz des Einzelnen gehabt, erblicken wir in England, und wir werden es noch erleben und das Ende dieses Trauerspiels sehen. Welcher Vernünftige möchte läugnen, daß England am Rande eines Abgrunds steht, in den es hinabstürzt, wenn es sich nicht durch eine glückliche Revolution aus seiner entsetzlichen Lage befreit? Und warum haben sich dort die Armen, die Besitzlosen, kein besseres Loos verschafft? — Es gibt einige Tausende, die nicht wollen, daß Jene sich aus ihren Klauen losreißen, die nicht wollen, daß sie fernerhin für sich selbst und nicht für sie arbeiten, weil sie dann selbstständig werden würden und ihre Hülfe nicht mehr brauchten. Vor diesen, vor den Reichen, fürchten sie sich, und dadurch, daß sie die Ver-

besserung ihres Looses nicht mit Nachdruck verfolgen, geben sie ihnen das Recht, sie auf jede Art zu mißhandeln.

Wir wollen Nichts im Namen der Menschenrechte, der Menschenliebe fordern, wir wissen nur zu gut, daß jetzt die Selbstsucht ihre ekelerregende Herrschaft aufgeschlagen, auf deren Fahne stehet: „Was gewinnen wir?“ Wie kann man auch von denen, welche ihre Glaubenslehren so wenig achten, daß sie die Liebe, wie sie ein Mann predigte, der wahrlich der Stifter keiner Religionssecte werden wollte, verhöhnen, verspotten und in jedem Schritte nur den furchtbarsten Haß gegen ihre Brüder, ihre Mitmenschen, zeigen; wie kann man von denen hoffen, daß sie darauf achten werden, wenn Etwas im Namen der Liebe, der Gerechtigkeit verlangt wird? Nein, wir fordern es im Namen derer, welche seufzend, mit harten, schwieligen Händen, im Schweiße ihres Angesichtes, ihr tägliches Brod nothdürftig verdienen, welche, blickend auf jene Hochmüthigen mit ihrem blutgefärbten Golde, aus gepreßten Herzen einen Fluch knirschen über die Ungerechtigkeit des Himmels, über den Jammer ihres Daseins. Denn es wird kein Friede sein auf Erden, ehe der Reichen und Armen Letzter verschwunden, und ewiger Krieg währet zwischen denen, welche Gerechtigkeit wollen, und denen, welche die Ungerechtigkeit lieben.

Sehet zu, wie es wohl zu bewerkstelligen. — Ihr wisset, was die Quelle ist allen Unglücks, Ihr kennet die Gewalt, die auf Alle wirkt unheilvoll und unheilig, deren Bestehen denen zu Gute kommt, welche Macht und Recht besitzen in der Welt. Wem gehört die Macht, als dem Gelde, wem gehört das Recht, als dem Gelde? Ist der Arme nicht machtlos, ist der Arme nicht rechtlos? Man spricht viel in unserer Zeit über die Macht des Geldes, man spricht über das Unheil, welches das Geld ausübt; und Keiner wagt es, dem Gelde den Stab zu brechen, es zu verfluchen, es zu verwerfen? Was bewirkt das Geld? Spiele, Diebstähle, Morde, Räubereien, Plünderungen, Kriege, Prostitutionen, Verrath, Selbstsucht, Haß und alle schändlichen Laster. An unseren ganzen Einrichtungen klebt der Fluch des Geldes, es ist eng mit ihnen verwachsen. Ohne Geld wäre das beliebte An-

leihewesen, das Schuldenmachen nicht möglich, es könnte keine Staaten mehr geben, die für die Zinsen solcher Staatsschulden Millionen meist an Einzelne, an die Geldwucherer, zahlen müßten. Die Kräfte, der Schweiß vieler Tausende, gehen so verloren für die fluchwürdige Habsucht Einzelner. Wo aber Geld, wird die Habsucht stets freies Spiel haben. Ohne Geld keine Spiele, keine Steuern, keine Alleinherrschaft, keine Knechtschaft, keine Armuth! Die Länder, welche das Geld nicht kannten, habt Ihr durch das Geld unglücklich gemacht. Ich sage Euch: Die Macht des Geldes muß vernichtet werden, ehe ein guter Geist walten soll über der Menschheit. Denn das Geld ist der Anfang alles Uebels, daß sie die heilige Freiheit verkauften und für Geld Knechtsdienste leisteten. Ohne Geld kein Krieg, diese thierische Wuth der Menschen, die von Einzelnen, von Fürsten, wie eine Heerde zur Schlachtbank getrieben werden! Weshalb ging Polen wieder zu Grunde, als durch das Geld, das die Wucherer den Tyrannen lieferten? Weshalb wird Portugal, wird Spanien unterdrückt, als durch die, welche mit dem Gelde Schaaren von Söldnern und Knechten erkaufen? Weshalb blutet Italien, weshalb wird Frankreich und Deutschland geknechtet? Wo Geld ist, unterdrücken Einige die große Menge des Volkes und leben von dem Schweiße des Armen, des Arbeitenden: das ist die Schmach des Geldes! Wo Geld ist, wollen Einzelne mehr und immer mehr besitzen, das ist der Fluch des Geldes! Ihr sagt: Wir wollen keine Vorrechte. Was ist der Reichthum anders, als ein unersättliches Vorrecht, als das Vorrecht aller Vorrechte? Wenn Einzelne reich, sind Millionen arm. Darum fort mit dem Gelde, mit dem Besitze der Einzelnen; damit Alle besitzen, damit Alle glücklich werden!

* * *

Wir haben bisher über die Nothwendigkeit der Abhülfe des körperlichen, wie des geistigen Elends gesprochen, jetzt noch einige Worte über die beste Art und Weise, wie mit einer Abhülfe begonnen werden müsse.

Man wird sagen: Ja, das Geld ist als ein großes, als das größte Uebel anerkannt, man kann es aber doch nicht auf einmal

abschaffen! Auf welchem Wege können wir dahin gelangen, was ist das Erste, was wir thun müssen, um den Zustand der Armen zu verbessern? — Man lobt die Constitutionen der kleineren, wie der größeren Staaten, man hält sich überzeugt, daß die Constitutionen uns die Mittel des Fortschritts, der Verbesserungen bieten. Nun, ich sollte doch meinen, in 13, 25, 26 Jahren wäre Zeit genug gewesen, um Verbesserungen in's Werk treten zu lassen. Hat man von alle dem etwas gesehen? Was sind das für Constitutionen, welche die unveräußerlichen Rechte des Menschen, als da sind: Sprech-, Lehr-, Denkfreiheit, nicht als unveräußerlich aufstellen, nicht als Etwas, was sich von selbst versteht? Was sind das für Constitutionen, wo die Wahlen von der Größe des Besitzes abhängen, als wenn mit größerem Besitz auch größere Einsicht verbunden wäre? Woraus leicht erklärbar, wie in allen Kammern die gemeinsten Krämerseelen und größten Dummköpfe haben sitzen können. — Constitutionen, wo statt einer einzigen Macht, der des Volkes, noch die der Regierung besteht! Regierung und Volk müssen Eins sein; wo das nicht der Fall, ist die Verfassung, sind die Gesetze gegen das Wohl des Volkes gerichtet, zur Fütterung einiger Familien, die sich in die Herrschaft des Volkes getheilt, die sich sogar anmaßen, anderen Ländern Exemplare aus ihrer Mitte aufzubringen. O, Ihr Völker, warum sollen sogenannte regierende Häuser über das Wohl und Wehe des Volkes gebieten können? Tollheit ist's, Einem die Macht zu verleihen, daß er frei über mich und meinen Willen verfüge. Glaubet nicht, daß die Regierungen durch Constitutionen sich binden lassen. Alles Gute schreibt man da den Fürsten, alles Böse den Ministern zu. Hinter der Verantwortlichkeit der Minister kann sich der Fürst sicher verbergen, wie 1832 in Deutschland, 1830 in Frankreich geschehen. Wozu nützt also dieses Possenspiel? Um eine unverletzliche Puppe dahinter zu stellen ohne Macht? Wozu wäre denn diese da? Oder mit Macht, so wird dadurch das Wirken der Volksvertreter gestört, denn es bedarf jedesmal der Einwilligung des Oberhauptes, die aber gewöhnlich ausbleibt. Etwas Ganzes ist unbedingt besser, als etwas Halbes, ihr wolltet einen unumschränkten Herrscher nicht mehr,

deshalb beschränktet ihr ihn. Damit habt ihr die Volksoberhoheit ausgesprochen, denn nur durch das Volk soll regiert werden, d. h. der Mensch soll sich selbst regieren. Jetzt schwebt ihr zwischen Monarchie und Freistaat in der angeblich richtigen Mitte, noch kann der Wille eines Einzigen den Willen der Gesammtzahl des Volkes vernichten, noch kann er durch Verweigerung der Forderungen des Volkes das Wohl des Landes verhöhnen: das Volk hat also keinen Willen, es kann ihn wohl aussprechen, aber nicht vollziehen. Volkskammern mit blos berathender Stimme sind stets ein ohnmächtiges Werkzeug in den Händen constitutioneller Fürsten, gesetzgebende, freie Volkskammern, ohne die schädliche Gegenkraft des Fürsten werden stets das Wohl des Volkes sichern: denn nimmer können die aus der Volkswahl hervorgegangenen Vertreter ihren, d. h. des Volkes Nachtheil wollen. Wozu denn ein Einzelner, der sich dem Willen des Volkes, sei es aus Gründen, welche es wolle, entgegensetzen kann, wozu eine einzelne Familie, für deren Ernährung das Volk Millionen, für deren Beschützung gegen sich selbst das Volk abermals Millionen und sein bestes Blut hingeben muß? — Mit den unermeßlichen Summen könnten einstweilen die Gehalte der Volksschullehrer vermehrt, die Schulanstalten verbessert, der Unterricht zweckmäßiger eingerichtet werden. Auf den landesherrlichen Domänen würden Tausende von Armen recht bequem leben können — ohne Pachtgelder!

In 16 Jahren haben Frankreichs Bourbonen 5,466,725,722 Franken gebraucht, Eine Familie in 16 Jahren 1,457,793,526 Thaler! Aber geht dies uns an? Der Unterschied ist nur, daß in Frankreich Eine Familie, in Deutschland fünfunddreißig Familien zehren.

Ungefähre Zahl der Mitglieder:

Anhalt-Dessau	15	Hannover	3
„ Bernburg . . .	2	Großh. Hessen	14
„ Köthen . . .	3	Kurf. Hessen	29
Baden	18	Hessen-Homburg . . .	8
Baiern	21	Hohenzoll.-Hechingen . .	13
Braunschweig	1	„ Sigmaringen .	11

Holstein-Schleswig (Dänemark)	45	Reuß-Greiz	5
Lichtenstein	42	„ Schleiz	28
Lippe-Detmold	12	„ Lobenstein	2
„ Schaumburg	8	Sachsen	16
Luxemburg (Niederlande)	14	Sachsen-Altenburg	17
Mecklenb.-Schwerin	7	„ Coburg-Gotha	16
„ Strelitz	5	„ Meiningen	5
Nassau	11	„ Weimar	10
Oestreich	39	Schwarzb.-Sondershausen	12
Oldenburg	9	„ Rudolstadt	12
Preußen	29	Waldeck	11
		Würtemberg	33
		Summa	526

Außerdem gibt es 827 mediatisirte Fürsten und Fürstinnen, zu deren Familien noch 573 Grafen und Gräfinnen gehören.

Also 1353 Fürsten!

Ferner leben in und von Deutschland mindestens 180 Minister, 260 Gesandte.

Die jährlichen Gehalte und Einkünfte, gering angeschlagen, von

526 Unmittelbaren,	jeder zu	50,000 Rthlr.	= 26,300,000 Rthlr.
827 Mittelbaren,	„ „	25,000 „	= 20,675,000 „
573 Grafen,	„ „	10,000 „	= 5,730,000 „
180 Ministern,	„ „	10,000 „	= 1,800,000 „
260 Gesandten,	„ „	10,000 „	= 2,600,000 „
		Summa	57,095,000 Rthlr.

Diese Alle habt ihr zu ernähren! —

Wißt ihr, wieviel arme Familien, jede zu 5 Personen, mit 200 Thaler Zuschuß davon leben könnten? Nur 285,475 Familien, 1,427,375 Menschen. Dazu rechnet noch die Ausgaben für Soldaten- und Beamtenheere!

Dazu rechnet noch die für Hofbediente, Kammerherrn, Marschälle, besoldete Zeitungsschreiber, Spione ꝛc.! — — —

Man bemüht sich, mit diplomatischer Rechtsverdrehung millionenzehrende Blutsauger der Menschheit zu vertheidigen, dies

gehört wohl auch zu dem Glanze, in dem die Kronen strahlen sollen? Das Herz möchte dem Freunde der Gerechtigkeit zerspringen bei der erbärmlichen Feigheit der Völker.

Bedenkt, daß in neuster Zeit jene Christine, die aus Spanien flüchten mußte, ungeheure Summen dem armen Volke geraubt! Bedenkt, daß der ehemalige König von Holland 150 Millionen Gulden aus seinem Lande weggeschleppt und noch im Tode Wucher trieb, während Holland dem Bankerott nahe steht! Bedenket, daß eine einzige Familie, die des gekrönten Geldjuden, täglich 30 und mehr Millionen Franken verschlingt. Bedenket dies Alles wohl!

O über die Verblendung der Menschen, unter denen solche Nichtswürdigkeiten geschehen dürfen; wenn sie, gewitzigt durch das frevelhafte Spiel der Machthaber, gesetzmäßig die Verschwendung von Millionen durch Einzelne noch fernerhin dauern lassen! — Eng damit verbunden sind die unermeßlichen Ausgaben für die Wächter der königlichen Macht und für die Beamten, welche, beide im Solde von einigen Menschen, zu den drückendsten Lasten des Staates gehören. Schafft diese ab, und ihr werdet euch von einer schädlichen Menschenclasse befreit haben, ihr werdet sie wieder zu Menschen bilden, denn Soldaten und Beamte sind Maschinen. Letztere dürfen nur der wahre Ausdruck des Volkswillens sein. Ebenso verhält es sich mit den Gesandtschaften, welche gradezu zum Aufwand gezwungen sind, und deren Häupter sich nicht über allzuviel Arbeit zu beklagen haben, indem die Unterbeamten für die hohen altadligen Mägen Futter herbeischaffen. So sind auch die Geistlichen eine wahre Landplage in katholischen, wie in protestantischen Ländern.

Es ist Thatsache, daß die Ausgaben aller europäischen Staaten, die mit monarchischen Verfassungen in hinreichender Menge gesegnet sind, von Jahr zu Jahr zugenommen haben. Worauf beruht dies anders, als auf Vertretung und Beibehaltung des Reichthums? Wir wollen zunächst die Einkünfte, welche größtentheils in Steuern bestehen, und die Schulden der 38 deutschen Landestheile, in runden Zahlen mittheilen:

Jahr	Staat	Einnahmen		Schulden	
1840.	Anhalt-Dessau	600,000 fl. =	350,000 Rth.	1,500,000 fl. =	875,000 Rth.
—	„ Bernburg	450,000 „ =	263,000 „	600,000 „ =	350,000 „
—	„ Köthen	450,000 „ =	263,000 „	3,000,000 „ =	1,750,000 „
1839.	Baden	14,078,000 „ =	8,209,000 „	30,600,000 „ =	17,840,000 „
1841.	Baiern	32,036,000 „ =	19,160,000 „	131,400,000 „ =	76,606,000 „
1840.	Braunschweig		1,222 000 „	Ueber	2,500,000 „
1839.	Bremen		586,000 „		2,700,000 „
—	Frankfurt	800,000 „ =	467,000 „	9,000,000 „ =	5,247,000 „
1842.	Hamburg		1,860,000 „	54,000,000 M.B. =	21,600,000 „
—	Hannover		3,970,000 „		20,500,000 „
1839.	Großh. Hessen	7,900,000 „ =	4,606,000 „	1,630,000 fl. =	961,000 „
1840.	Kurf. Hessen		3,627,000 „		1,640,000 „
—	Hessen-Homburg	250,000 „ =	146,000 „	800,000 „ =	467,000 „
—	Hohenzoll.-Hechingen	160,000 „ =	94,000 „	320,000 „ =	186,000 „
—	„ Sigmaringen	300,000 „ =	175,000 „		
1844.	Holstein-Schleswig	5,026,000 Rbrh. =	7,036,000 „		
1840.	Lichtenstein	1,500,000 fl. =	880,000 „		
—	Lippe-Detmold		300,000 „		
—	„ Schaumburg	250,000 „ =	146,000 „		10,000 „
1838.	Lübeck		360,000 „		2,940,000 „
1840.	Luxemburg	1,800,000 „ =	1,050,000 „		

Jahr	Staat	Einnahmen fl.		Einnahmen Rth.	Schulden fl.		Schulden Rth.
1840.	Mecklenb.-Schwerin			1,500,000 Rth.			7,000,000 Rth.
—	„ Strelitz			400,000 „			
—	Nassau	1,810,000 „	=	1,072,000 „	14,000,000 „	=	8,163,000 „
—	Oestreich	148,000,000 „	=	86,784,000 „	1,021,000,000 „	=	595,243,000 „
—	Oldenburg	1,500,000 „	=	875,000 „			
1841.	Preußen			55,867,000 „			130,000,000 „
1840.	Reuß-Greiz	140,000 „	=	81,000 „			
—	„ Schleiz	260,000 „	=	151,000 „			
—	„ Lobenstein	210,000 „	=	122,000 „			
—	Sachsen			5,500,000 „			10,926,000 „
—	Sachsen-Altenburg			570,000 „			796,000 „
1837.	„ Coburg-Gotha			215,000 „			850,000 „
1841.	„ Meiningen	1,207,000 „	=	703,000 „	4,914,000 „	=	2,865,000 „
—	„ Weimar			773,000 „			4,500,000 „
1838.	Schwarzb.-Sondershausen			230,000 „			103,000 „
1836.	„ Rudolstadt			208,000 „			80,000 „
1840.	Waldeck	480,000 „	=	280,000 „	1,400,000 „	=	816,000 „
1841.	Würtemberg	10,475,000 „	=	6,104,000 „	22,331,000 „	=	13,019,000 „
			Summa	216,205,000 Rth.			930,533,000 Rth.

Dagegen betrugen die Einnahmen der nordamerikanischen Freistaaten (17 Millionen Einwohner) im Jahre 1842 die Summe von 34,616,594 Dollars = 48,463,231 Rthl. (meist Zollabgaben) und die Schulden 12,000,000 Dollars = 16,800,000 Rthl. (Nach Andern, gar keine.) Der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten bezieht gegen 33,000 Rthlr.

Ich höre schon, die Feinde der Freiheit schreien: Geht mit eurem Amerika, wo die Sklaverei zu Hause ist. Schlimm genug, daß die Sklaverei noch dort herrscht, daß die Geldmänner noch mächtig sind. Bedenkt aber auch, daß im Allgemeinen unsere Dienstboten, unsere Taglöhner bei weitem in schlimmerer Lage sich befinden, als die Sklaven in Nordamerika, ich sage, im Allgemeinen. Aber könnte man kein freies Gemeinwesen einrichten, wo es keine Sklaven, keine Dienenden, keine Geldmänner mehr gäbe? Das ist eben der Pfiff aller Volksfeinde, daß sie bei geäußertem Verlangen nach einem freien Zustande auf die Freistaaten der Gegenwart zeigen und es den Leuten glaublich zu machen suchen, daß diese Gebrechen stets gefunden wurden, daß ohne jene Gebrechen keine Freiheit denkbar wäre. — Und die, welche ihnen zuhörten, lallten: Auch die Bewohner freier Staaten sind nicht glücklich. Nein, sie sind nicht glücklich, weil sie die ganze Freiheit noch nicht erlangt, weil sie noch in den Banden der Knechtschaft, des Geldes, leben, weil sie noch Herrn und Dienende haben. Wollen sie wahrhaft glücklich werden, so müssen sie sich befreien von der Herrschaft des Reichthums, von denen, die Zehn- und Hunderttausende essen, damit nicht mehr die Dummheit mit dem Gelde, erhaben über die Armuth, die Welt regiere, sondern fernerhin Alle unter gleichen, beglückenden Einrichtungen stehen.

Welches sind also die Hindernisse, die einer Verbesserung der Lage des Armen, dem Glücke der Mehrzahl des Volkes in den Weg treten?

Die bestehenden Staatsverfassungen, die verschwenderische überflüssige Unterhaltung weniger Familien, das Soldaten- und Beamtenheer, die Geistlichkeit, das schreckliche Verhältniß der Dienenden, der Privaterwerb, die Erbgesetze, das Geld.

198

Der Berliner Local-Verein für das Wohl der arbeitenden Classen.

Nachdem im vorigen Herbst von der Hauptstadt aus die Anregung gegeben worden, haben sich in allen größeren und selbst in den kleineren Städten Preußens Vereine für das Wohl der arbeitenden Classen gebildet, die nichts Geringeres (?), als die Organisation der Arbeit (?) aus der unmittelbaren Thätigkeit der Gesellschaft bezwecken, und denen daher die größte Zukunft bevorsteht.

Wir haben uns diese aber erst zu erkämpfen. Sowie jede Bewegung, die sich bei uns entwickelt, hat auch diese noch den Fluch unserer politischen Unfreiheit zu tragen. Dasselbe Schauspiel, welches wir bei der „Erleichterung der Presse" gesehen, hat sich auch hier wiederholt. Anfangs schien die Regierung auf die Bewegung einzugehen, weil sie dieselbe in ihrem Sinne zu lenken hoffte, als sich dies aber nicht erfüllte, trat sie ihr feindlich gegenüber und suchte sie auf alle Weise wieder zu unterdrücken. So wenig ihr dies aber mit der Presse gelungen ist, so wenig wird es ihr mit dieser Bewegung gelingen. Was die Geschichte für nothwendig erkannt hat, wird sie auch durchzusetzen wissen. Und wo wäre eine Bewegung, die nothwendiger wäre, als diese? Durch sie allein kann dem furchtbaren Elende, dem wir die Hälfte des Menschengeschlechtes anheimgefallen sehen, abgeholfen, durch sie allein können die Arbeiter, der Kern und das Mark des Volkes, aus der Sklaverei erlöst werden, in welche die Willkür der

Production und die Tyrannei des Capitals sie geworfen, durch sie allein kann unsere Civilisation vor der Gefahr bewahrt werden, mit der dieser unnatürliche Zustand, der, wenn ihm nicht entgegengearbeitet würde, in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten müßte, sie bedroht.

Deshalb können wir auch der Entwickelung dieser Bewegung ruhig entgegensehen. Wenn wir an derselben festhalten, wenn wir sie ernstlich wollen, wird sich dieselbe auch vollenden. Was ist die Opposition einer Regierung überhaupt gegen den Willen des Volkes, wie kann die Minorität die Majorität beherrschen! Es kommt also blos darauf an, daß die Minorität ihren Willen kund gibt. Dies ist es, was uns zunächst obliegt. Wir wollen der Regierung sagen, mit welchen Augen wir ihr principloses Verfahren in dieser Angelegenheit ansehen, und welches Urtheil wir über dasselbe fällen, und ihr dabei vorstellen, welche Verantwortlichkeit sie auf sich ladet, wenn sie diese Bewegung hemmt. Der König hatte bekanntlich dem Centralverein seine „lebhafte Theilnahme zu erkennen gegeben, ihm 15,000 Thaler überwiesen und dabei die Bedingung gestellt, daß der Verein „nicht die Errichtung von Spar- und Prämiencassen ausschließlich in's Auge fasse, sondern seine Thätigkeit auch zugleich den anderen von ihm beabsichtigten wohlthätigen Einrichtungen mit zuwende." — Diese anderen Einrichtungen bestanden in der Bildung von Kranken- und Sterbeladen, Unterstützungs- und Pensionscassen, der Anlegung von Schulen für die Kinder der Arbeiter, der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse durch Schriften und mündlichen Vortrag und der thätigen Mitwirkung auch solcher Personen aus den arbeitenden Classen, welche nicht Mitglieder des Vereins seien, bei Verwaltung der Einrichtungen desselben. Der Centralverein wollte überhaupt „dahin wirken, daß durch die Kraft des moralischen Einflusses und die zur Förderung desselben zu treffenden Einrichtungen, unter thätiger Mitwirkung der arbeitenden Classen selbst, der sittliche und wirthschaftliche Zustand desselben allmälig gehoben und ein auf Wohlwollen gegründeter unzerstörbarer Bund zwischen ihnen und den anderen Classen der Gesellschaft mehr und mehr befestigt werde." —

Das waren schöne Worte und weithin reichende Aussichten. Aber was ist davon erfüllt worden? Nichts! — Eine der ersten Maßregeln der Regierung, als es zur Constituirung der verschiedenen Vereine kam, war, darauf hinzuwirken, daß die arbeitenden Classen von denselben ausgeschlossen würden. In Berlin ließ sie dem zur Abfassung der Statuten erwählten Comité ohne Weiteres sagen, daß sie, falls dieses seine Absicht, den jährlichen Beitrag auf den niedrigen Satz von 10 Sgr. festzustellen, beharre, den Verein nicht bestätigen werde. Und ebenso stellte sie sich durch ihre Organe, die „höheren Beamten" und „hochstehenden Gewerbtreibenden" während der Berathungen des Vereins über die Statuten der Volkspartei entgegen, als diese zuerst wöchentliche und dann, als sie damit nicht durchdrang, monatliche Bezirksversammlungen forderte. — Das können wir unmöglich zugeben, rief die Regierungspartei aus. Das würden politische Clubbs, Jacobinerclubbs werden, diese Versammlungen würden Euch zum Tummelplatz communistischer Debatten dienen, und Ihr würdet damit das Volk verführen. Ihr seid überhaupt nur Theoretiker, fügten die dienstbeflissenen Fabrikanten hinzu, und kennet das Volk nicht; das Volk ist zu einer solchen Freiheit noch lange nicht reif. Dieselbe hohle, feige Phrase, welche unseren politischen Liberalen dreißig Jahre lang entgegengehalten wurde, schämen sich also diese Liberalen nicht, jetzt uns entgegenzuhalten!

Die Regierung aber hatte kein Recht dazu, weder in Köln, noch in Berlin, diese so wichtige Sache durch das Stichwort des Communismus, das den Regierungen dasselbe zu sein scheint, was früher die „Demagogie" war, zu verdächtigen. Ueberall, namentlich aber in Berlin hatte man sich an die bestehenden Zustände gehalten, man wollte unmittelbar aus dem vorhandenen Bedürfniß heraus wirken, man verlangte Nichts, als daß eine solche Wirksamkeit möglich gemacht werde. Wie können wir, sagte die Volkspartei, die Zustände des Volkes überhaupt nur kennen lernen, wenn wir nicht das Recht haben, mit demselben zusammenzukommen, und wenn das Volk nicht das Recht hat, uns seine Noth zu offenbaren. Daß blos büreaukratische Einrichtungen, daß Armendirectionen und Armendeputationen nicht im Stande sind,

auf das Volk zu wirken, und daß dieses kein Vertrauen zu ihnen haben kann, weil sie eben als Beamte, nicht als Mitmenschen zu ihnen kommen und ihnen nur als Gnade zu Theil werden lassen, was ihnen als Recht gebührt, sehen wir eben vor uns, und wollen deshalb nicht diese in sich fehlerhaften Einrichtungen vermehren. Die Vereine für das Wohl der arbeitenden Classen sind Nichts ohne Volksversammlungen. Wer durch das Volk wirken will, muß auch die Masse zu ihrem Rechte kommen lassen. — Und selbst, wenn sich nun communistische Tendenzen in diesen Vereinen zeigen, hätte man hinzufügen können, was ist es denn für ein Unglück? Dann würden sie gerade ebenso gewirkt haben, wie jetzt die so vielfach verbreiteten communistischen Schriften wirken. Man würde über das Princip dieser Richtung gestritten und sich Klarheit über dasselbe verschafft haben.

Die Regierung oder vielmehr die Büreaukratie, denn diese ist es, mit der wir es hier vorläufig noch zu thun haben, zeigt auch hier wieder ihre Principlosigkeit, wenn sie nicht einmal das Vertrauen zu dieser Sache hat, daß sie sich in ihrer Entwickelung auch ihr eignes Maaß schaffen werde. Dies liegt in der Natur jeder Freiheit, jedes Geistes, und die Büreaukraten bewiesen somit ihre Unfreiheit und ihre Geistlosigkeit, indem sie dies nicht voraussetzten.

Es war in der That auch erstaunenswürdig, welche platten, geistlosen Gründe von den Vertretern dieser Richtung aufgewendet wurden, um die Volksversammlungen zu verhindern. — Ob man denn auch wohl bedacht habe, daß man die Arbeiter dadurch zu neuen Geldausgaben verleite, und daß sich gar nicht so viele Locale finden würden, als dazu nöthig seien? Als ob solche Rücksichten nur in Betracht kommen dürften, wenn es sich um eine so große und allgemeine Angelegenheit, um die Sache der Freiheit handelt, als ob nicht jedes auch noch so große Opfer gering für dieselbe und ein sicherer Gewinn für die Zukunft wäre! Doch so weit reichte der beschränkte Beamtenverstand nicht. Er verdiente daher auch keine Widerlegung, ihn konnte man seiner eignen Bornirtheit überlassen, den Fabrikanten aber, welche behaupteten, daß sie das gründlichste Urtheil über das, was dem Volke

Noth thue, besäßen, wurde auf das Nachdrücklichste erwidert, daß die Kenntniß, um die es sich hier handle, eine allgemein menschliche sei, die sich Jeder erwerben könne, der ein Herz für die Leiden im Busen trage; daß sie eher bewiesen haben, wie sie nicht wissen, was dem Volke Noth thut, weil sie es in all' dem Elend, das wir vor uns sehen, haben aufwachsen lassen und Nichts zur Linderung desselben gethan haben! —

Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht alle unsere Fabrikanten. Dr. Rutenberg erinnerte daran, daß Diergardt gerade die Ansicht ausgesprochen habe, daß die Theoretiker mit den Praktikern, die Gelehrten mit den Industriellen in dem Vereine gemeinsam wirken und sich einander zu ergänzen suchen müßten. Diese Erwähnung fand allgemeinen Beifall und auch unter den Berliner Fabrikanten und Gewerbtreibenden fanden sich Männer genug, welche die Sache des Volkes und nicht ihren schmutzigen Egoismus im Auge hatten, und als es zur Abstimmung darüber kam, zeigte es sich deutlich, daß die „sogenannten Literaten", wie Herr von Henning, der Renegat der Hegel'schen Schule und jetzige Anhänger Schellings und des Ministeriums Eichhorn sie in der Spener'schen Zeitung betitelte, das Volk für sich hatten. Sie trugen einen glänzenden Sieg davon. Die monatlichen Versammlungen wurden für durchaus nothwendig erachtet und angenommen.

Dennoch wußte die Regierungspartei ihren Gegnern auch diesen Sieg noch zu verkümmern. Sie gab dem provisorischen Comité zu verstehen, daß sie unter diesen Umständen den Verein ebenfalls nicht bestätigen würde, und der Präsident des Comité's und der Versammlung, der Bürgermeister Naunyn fand sich dadurch veranlaßt, nach dem Schlusse der Berathungen zu erklären, daß er, sowie das Comité sich damit zurückziehe, da sie es nicht über sich gewinnen könnten, die so veränderten Statuten der Regierung zur Bestätigung zu übergeben. Das Comité bestand aus Liberalen, und diese hatten sich ebenfalls einschüchtern lassen. Sie spielten überhaupt eine klägliche Rolle. Der Volkspartei im Herzen zugeneigt (?), sahen sie sich doch fortwährend in die Nothwendigkeit versetzt, dieselbe fortwährend zu bekämpfen und geriethen dabei natürlich in eine solche Halbheit, in ein sol-

ches Schwanken zwischen Freiheit und Unfreiheit, daß auch sie den Unwillen der Versammlung zu empfinden hatten. Die Debatten waren stürmisch, aber doch immer gemäßigt, und auch zuletzt gab die Volkspartei noch einen seltenen Beweis ihrer Mäßigung. Um nicht die Schuld auf sich zu laden, daß sie die Constituirung des Vereins von vorn herein unmöglich gemacht, verstand sie sich zu einer Einigung mit der Regierungspartei und den Liberalen, die darin bestand, daß man die monatlichen Versammlungen wieder aufgab, deren berathende Kraft aber auf die in den Statuten festgesetzten vierteljährlichen Bezirksversammlungen übertrug und sich mit den ebenfalls in den Statuten verheißenen Bezirkssitzungen, die wöchentlich sollten stattfinden können, begnügte. Damit ist auch der Vorwand, daß man den Verein durch zu plötzliche Aufregung des Volkes verschütten könne, hinweggeräumt, und die Regierung hat keinen Grund mehr, die Bestätigung zu verweigern. Dennoch heißt es, daß sie gesonnen sei, dies zu thun. Deshalb wollen wir ihr die Worte in's Gedächtniß zurückrufen, die sie selbst kürzlich der dänischen Regierung, als es sich um ihren Vortheil handelte, entgegengehalten hat. Sie sind einem officiellen Artikel entnommen und passen auf diese Angelegenheit, als wären sie für dieselbe geschrieben. „Will Dänemark (ich setze dafür „die Regierung") aufrichtig den Zweck, so muß sie auch die Mittel wollen, und dann wird sie sich nicht verhehlen können, daß es eine sonderbare Selbsttäuschung sein würde, darauf zu hoffen, dieser umfassende Plan werde dereinst durch die Gunst zufälliger Umstände gleichsam von selbst gelegentlich zur Wirklichkeit werden. Schwierige Verhältnisse dieser Art ordnen sich weder von selbst, noch kommt das erstrebte Resultat in der Regel mit einem Male fertig an den Tag. Nicht allein redliches, unausgesetztes Arbeiten daran, sondern auch ein wirklich praktischer Anfang, aus dem das Vollkommene sich entwickeln kann, sind nöthig, um zum Ziele zu gelangen. Dies hätte Dänemark (die Regierung) bedenken und Preußen (den Lokalvereinen) als der am nächsten und lebhaftesten dafür interessirten Macht die Hand bieten sollen zu einem Vereine, welcher, als thatsächlicher Anfang eines neuen Systems,

allein zu einer endlichen, befriedigenden Lösung der ganzen Frage führen könnte." — So spricht die Preußische Regierung, und so handelt sie! — Wenn sie aber Dänemark damit droht, daß „die zwingende Kraft äußerer Umstände und thatsächlicher Schwierigkeiten" es zu „einer aufgeklärteren, voraussichtigen Politik" führen würde, trifft dieses nicht auch sie selbst, sind auch wir dann nicht berechtigt, ihr das Gleiche entgegenzuhalten? — Ist der schlesische Arbeiteraufstand schon vergessen? —

Aber nicht blos Schlesien, auch die Zustände der übrigen Provinzen, namentlich aber der Hauptstadt, sollten sie zu einer „aufgeklärteren, voraussichtigen Politik" führen. Ich will versuchen, ihr die letzteren zu schildern. Preußen bedurfte vielleicht der Gewerbefreiheit, um einen Sporn zum Wetteifern mit der Industrie der übrigen Völker zu erhalten, und der kräftige, bildungsreiche Geist des preußischen Volkes hat sich auch hierin bewährt. Unsere Industrie ist zu einer Blüthe gelangt, welche der französischen und englischen wenig mehr nachgibt, ja in manchen Zweigen ihr sogar schon vorgeeilt ist. Damit haben wir aber auch dieselben Uebel, an denen England und Frankreich leiden, ererbt, und wir sehen namentlich in Berlin eine Ueberfüllung der Gewerbe, welche den kleineren Handwerkerstand immer mehr gefährdet und dessen Mitglieder der gänzlichen Verarmung und dem Proletariat immer näher führt. Berlin wächst jährlich durch Einwanderung allein um 7000 Menschen. Diese gehören großentheils dem Arbeiterstande an: wer sagt diesen, wie es mit den Gewerbeverhältnissen steht, wer legt ihnen das Verhältniß der schon vorhandenen und überfüllten Industriezweige dar, wer gibt ihnen die Mittel an die Hand, sich zu anderer Thätigkeit zu wenden, und wer sorgt dafür, daß diese Thätigkeit, welche sie ergreifen, sie auch hinlänglich lohnt? Niemand thut es. Man läßt Jeden in sein Unglück blindlings hineinrennen, und wenn er unglücklich geworden, hat Niemand ein fühlendes Herz für ihn.

Der Staat ist nur ein Ausdruck der Gesellschaft. Für die Besitzenden thut er Alles, für die Besitzlosen Nichts. Daher dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn wir ein so rohes

und unausgebildetes Verhältniß der verschiedenen Gewerbe finden, wie es sich in den folgenden Zahlenangaben darstellen wird.

Es gibt in Berlin 2940 Schneider (Meister) und 2700 Schuhmacher. Nimmt man nun die Einwohnerzahl zu 400,000 Menschen an, so kommen 136 derselben auf einen Schneider und 148 auf einen Schuhmacher. Welches Verhältniß! — Und außerdem gibt es noch 206 Kleider- und Mäntelhändler und eine große Anzahl von Militairschneidern und Schuhmachern, welche den übrigen auch noch das Brod wegnehmen, indem sie ihre Arbeit zu Spottpreisen ausbieten. Daher kann es denn auch nicht ausbleiben, daß viele von diesen Meistern im eigentlichsten Sinne des Wortes um Arbeit betteln gehen und, wenn sie diese nicht finden, rein auf den Bettel verwiesen sind. Noch schlechter sieht es mit den Webern aus, deren es 1290 gibt, und deren größter Theil das traurigste Dasein von der Welt fristet. Ich habe oft arme Weber Abends, wenn es dunkel wurde, in die Häuser schleichen und dort betteln sehen, und mehr als Einer von ihnen hat mir sein immer gleichlautendes Elend geklagt. Sie hatten keine Arbeit und waren schon zu schwach, um noch ein anderes Geschäft zu ergreifen. So darbten sie dahin und schätzten sich glücklich, wenn sie ein Paar Groschen zusammenbekamen, um den Hunger ihrer Kinder mit Kartoffeln zu stillen. Besser geht es den Seidenwirkern, deren Zahl sich auf 837 beläuft. Sie haben meistentheils bestimmte Arbeit. Sehr schlecht sind dagegen die Buchbinder gestellt, deren Zahl 322 beträgt, und die bei weitem nicht Alle Arbeit haben. Auch das Tischlerhandwerk ist überfüllt, es gibt deren 1716. Die Zahl der Schlosser beträgt 504, die der Drechsler 350, die der Maler aller Art 960, die der Klempner 294, der Böttcher 171, der Schlächter 397, der Bäcker 267, der Raschmacher 280, der Goldschmiede und Juweliere 383, der Gürtler und Bronceure 185, der Graveure 104, der Hutfabrikanten 112, der Handschuhmacher 112, der Korbmacher 100 u. s. w. Kurz, wo wir auch hinsehen mögen, finden wir eine den verschiedenen Gewerbszweigen entsprechende Ueberfüllung derselben, welche uns das innigste Mitleid mit den Aermeren unter diesen Handwerkern, die vom Glück verlassen werden, einflößen muß.

Und nach diesem Verhältniß richtet sich auch der Lohn der Gesellen, welcher, wie die nachfolgenden ebenfalls authentischen Angaben beweisen werden, durchweg schlechter ist, als der der Pariser Arbeiter.

Herrnschneider (Gesellen) verdienen in Paris täglich 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 22½ sgr., beide bei 6 Monat schlechter Zeit, Damenschneider in Paris ebenfalls 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 15 sgr., bei 5 Monat schlechter Zeit. Schuhmacher erhalten in Paris 24 sgr., in Berlin nur 15 — 20 sgr., Uhrmacher in Paris 28 sgr., in Berlin nur 16 sgr., wofür sie 12 Stunden arbeiten und sich noch das theure Werkzeug halten müssen. Handschuhmacher verdienen in Paris 28 sgr., in Berlin nur 10 sgr. Die Buchbinder stehen sich dort auf 24 sgr., in Berlin nur auf 7½ bis 10 sgr., bei 3 Monat schlechter Zeit. Maurer verdienen in Paris 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 17½ bis 25 sgr., bei 5 Monat schlechter Zeit, Zimmerleute ebenfalls dort 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 20 sgr., Schlosser dort 24 sgr., in Berlin 15 bis 20 sgr., Böttcher dort 24 sgr., hier 15 sgr. u. s. w. — Noch schlimmer stellt sich das Verhältniß für die Arbeiterinnen. Eine Schuheinfasserin verdient in Paris täglich 6 sgr., in Berlin 5 sgr., bei 3 Monat schlechter Zeit, eine Metallpolirerin dort 18 sgr., hier 7 sgr., eine Mützenmacherin dort 18 sgr., hier 7½ bis 10 sgr., bei 3 Monat schlechter Zeit, eine Sockenstrickerin dort 5 sgr., hier 2½ sgr., eine Lichtpackerin dort 10 sgr., hier 4½ sgr., eine Strohhutnäherin dort 20 sgr., hier 4 bis 8 sgr., bei 6 Monat schlechter Zeit, eine Deckennäherin dort 10 sgr., hier 4 sgr., eine Handschuhnäherin dort 12 sgr., hier 4 sgr., eine Blumenmacherin dort 12 sgr., hier 7½ bis 10 sgr., eine Modistin dort 10 sgr., hier 3 bis 10 sgr. Die Schneiderin steht sich dagegen in Berlin besser; sie verdient 10 bis 15 sgr., während sie in Paris nur 10 sgr. erhält. Die Preise der Arbeiterinnen in den Fabriken sind furchtbar gering. Eine Seidenwicklerin verdient nur 4 bis 5 sgr., eine Kettenschererin 6 bis 8 sgr., ein Schachtelmädchen 6 sgr., eine Hasplerin 5 bis 10 sgr., eine Wollsortirerin 7½ sgr., eine Cigarrenwicklerin 2 bis 3 sgr., und die Fabrikmädchen überhaupt 5 bis 8 sgr. — Daß diese Mädchen von dem so geringen

Verdienst nicht allein leben können, daß sie auf die Prostitution verwiesen sind, liegt auf der Hand, und diese ist denn auch bereits ebenso groß, wie in Paris. Man kann darauf rechnen, daß die Mehrzahl dieser Mädchen, wenn sie des Abends aus ihren Fabriken oder Geschäften kommen, bereit sind, sich für Geld hinzugeben. Die besser Bezahlten, die Schneiderinnen und Modistinnen, die Berliner Grisetten gehen diesem Gewerbe verschämt, die Fabrikmädchen dagegen ganz offen nach. Man kann ihnen oft schaarenweise begegnen.

Die Nahrungsmittel sind in Berlin ebenso theuer, ja für die arbeitende Classe noch theurer, als in Paris. Denn für diese gibt es nicht wie dort, Kleinhändler, welche ihnen den Abhub von dem Tische der Reichen verkaufen. Sie müssen Alles ebenso theuer, wie diese bezahlen, denn wir haben solche Reiche, welche mehr consumiren, als sie brauchen, gar nicht. Die hohe Gewerbesteuer, welche auf dem Schlächterhandwerk lastet, treibt die Fleischpreise immer mehr in die Höhe. Diese Steuer wird nämlich nach der Kopfzahl der Einwohner auf die Schlächtereien vertheilt, gleichviel, ob das Geschäft selbst gewachsen ist oder nicht. Im Jahre 1843 zahlte die größte Schlächterei in Berlin 216 Thlr. Gewerbesteuer, 1844 dagegen 288 Thlr. und für 1845 ist sie mit 564 Thlr. belastet worden. „Wenn nun, sagte unlängst das Schlächtergewerk in einem Artikel, in dem sie sich hierüber beschwerten, die Steuer wächst, und alle andere Lasten nach einem dreißigjährigen Friedenszustande dieselben geblieben sind, dann ist es wohl natürlich, daß, wenn auch das Vieh nicht theurer eingekauft wird, dennoch das Fleisch theurer werden muß. Daher wird es bald dahin kommen, daß der Genuß des Rindfleisches und überhaupt des geschlachteten Fleisches als der größte Luxus angesehen wird, und da es unter solchen Verhältnissen nicht möglich ist, für 3 oder 6 Pfennige Schmalz oder Wurst zu verabreichen, so muß diese Theuerung von dem armen Manne und von dem gemeinen Soldaten hart empfunden werden; noch härter werden jedoch davon diejenigen Handel- oder Gewerbtreibenden betroffen, welche ihren Gehülfen oder Gesellen täglich eine ordentliche Portion Fleisch vorsetzen müssen." Dies Alles läßt sich die

Regierung in den Zeitungen sagen, ohne daß sie sich dasselbe zu Herzen nimmt. Sie läßt auch diesen Grund des Elends im Stillen immer fortwuchern.

Das Einzige, was sie seit der Einführung der Gewerbefreiheit überhaupt für die Gewerbe gethan hat, ist die Abfassung der in diesem Jahre endlich veröffentlichten neuen Gewerbeordnung. Diese enthält manche nützliche Aenderung, indem sie nur den Meistern, welche einer Innung angehören, das Recht gibt, Lehrbursche zu halten, und diese dadurch nöthigt, in eine solche zu treten. Damit ist doch wenigstens ein gewisser Zusammenhang unter die Gewerbtreibenden gebracht und dadurch, daß Jedem, der die Prüfung bestehn kann, der Eintritt in die Innung gestattet ist, auch zugleich der alte Zunftzwang vermieden; für den Gesammtzustand der Gewerbe ist indessen damit nichts gebessert. Dieser bedarf noch ebenso, wie früher, einer Radicalcur durch den Zusammentritt der ganzen Gesellschaft.

Und noch haben wir nicht einmal der ganz armen Handwerker gedacht. Deren Verhältnisse sind noch nicht ergründet, deren Elend ist noch nicht aufgedeckt. Was Bettina in ihrem Königsbuche davon enthüllt, und was wir dann und wann in den Berichten des Männerkrankenvereins davon zu lesen bekommen, macht uns schaudern. Die furchtbare Schilderung, welche Eugene Sue in seinen Geheimnissen von Paris von der Familie Morel gegeben, wiederholt sich auch bei uns auf das Schreckensvollste. Es ist nichts Seltenes, daß jener Verein eine Familie von Mann, Weib und fünf oder sechs Kindern in einem Zimmer vor Frost zitternd und von Hunger abgemagert, und in diesem Zimmer nur eine Bettstelle ohne Betten findet! — So war es erst in dem letzten Berichte jenes Vereines zu lesen.

Dem Bericht zufolge, welche die Armenverwaltung im vorigen Jahre hat drucken lassen, haben im Jahre 1841: 5204 Menschen und 1842: 5364 von der Stadt Almosen empfangen und zwar durchschnittlich in jedem Monat 1 Thlr. 23 sgr. und 1 Thlr. 24 sgr. — Im Jahre 1842 haben ferner 65 Familien mit 2 bis 7 Kindern, die obdachlos und nahrungslos waren, zusammen aus 229 Köpfen bestehend, in das Arbeitshaus aufgenommen

werden müssen. In diesem waren überhaupt 1841: 276 Hospitaliten und 740 Strafgefangne, 1842: 290 Hospitaliten und 756 Strafgefangne; es waltete also auch hier ein steigendes Verhältniß ob.

Daß mit dem Almosen-Geben der Armendirection nichts erreicht wird, daß diese Almosen vielmehr eher schädlich, als nützlich wirken, liegt auf der Hand. Sie demoralisiren das Volk, weil ihm als Gnadenpfennig zugeworfen wird, was ihm als Recht gebührt, weil es gezwungen wird, darum zu bitten und zu betteln, während die Gesellschaft die Pflicht hätte, dem armen Arbeiter beizuspringen. Eine solche Unterstützung würde ihn erheben, während ihn das Almosen vor ihm selbst erniedrigt, und mit der Unterstützung, die ihm nach Maßgabe seines Elends zu Theil wird, würde ihm auch wirklich geholfen werden, während die Almosen nur sein Elend fristen. Die ganze Armenverwaltung der Hauptstadt wird daher auch von den Einwohnern derselben durchaus gemißbilligt und nur wenig unterstützt. Der Ertrag der Haus-Collecte, welche die Bezirks-Armen-Commissionen von den Einwohnern Berlins im Jahre 1842 erhoben haben, beträgt nur 30,372 Thlr., und zwar 7,790 Thlr. weniger, als in den vorangegangenen vier Jahren, eine Summe, die mit dem sonstigen Wohlthätigkeitssinn der Berliner nicht im Einklang steht. Sie thun aber recht daran, ein Institut, das seinem Princip nach falsch eingerichtet ist, nicht zu unterstützen. Ehe ein Armer von der Armendirection jenes Almosen erhält, muß erst ein Actenstoß darin vollgeschrieben werden, und dann geht es doch nach Gunst und Fürsprache. Wie das Volk darüber denkt, hat uns Bettina berichtet. — Es klingt wie Hohn, wenn die Armendirection berichtet, welche Wohlthat es im Jahre 1841 für 216 und 1842 für 240 Familien gewesen, daß sie diesen für die Beisteuer von 2 Thlr. 10 sgr. bis 13 sgr. ein Stück Land zum Kartoffelbau überlassen habe, auf dem sie 1841 über 27 Scheffel Kartoffeln gewonnen hätten. Ja sie selbst, die Armendirection hat auch noch 324 Thlr. 10 sgr. 6 pf. darauf verwandt! Darauf ist sie dabei aber nicht gekommen, daß dieser Erfolg ihr den Weg zu einem richtigeren

Verfahren weisen müßte. Wieviel könnte sie nützen, wenn sie ihre großen Fonds dazu verwendete, landwirthschaftliche Colonieen und Werkstätten in der unmittelbaren Nähe Berlins zu stiften. Die Stadt besitzt hier noch eine Menge unbebauten Landes, auf dem Hunderte von Arbeiterfamilien leben könnten, und das durch diese erst wahrhaft nutzbar gemacht würde. Dies zu bewerkstelligen fällt aber unserm wohlweisen Magistrate nicht mehr ein. Solche Ideen hatte wohl Friedrich der Große, jetzt aber hat sie Niemand mehr. Er hat in allen Gegenden des Landes Arbeitercolonieen gestiftet, die noch bestehen und blühen, und an denen man sich ein Beispiel nehmen könnte, wenn man wollte. Aber man denkt nicht einmal daran. Wieviel könnte überhaupt geschehen, wenn die Bevölkerungsverhältnisse Preußens von einem rationellen Gesichtspunkte aus betrachtet würden und man darauf hinzuwirken strebte, den minder bevölkerten Provinzen durch solche Colonieen aufzuhelfen! Der preußische Staat ist nichts weniger wie übervölkert, er kann eine noch ungleich größere Anzahl von Einwohnern ernähren, als jetzt, wenn Ordnung in das Chaos des Privaterwerbs gebracht würde.

In der Hauptstadt findet der Local-Verein, wie die obigen Angaben zeigen, noch Alles zu thun. Denken wir uns, daß er wirklich in's Leben träte, so wäre das Erste, was er vornähme, daß er die verschiedenen Bezirke organisirte und den Thatbestand der in denselben herrschenden Arbeiternoth festzustellen suchte. Dies würde sehr bald geschehen. Trotz des Mißtrauens, welches das Volk bisher gegen den Verein hatte, weil es fürchtete, daß daraus eine neue Beaufsichtigung, eine neue Polizei für es hervorgehen würde, hat sich bereits die lebendigste Theilnahme für denselben kund gegeben. Mehrere hundert Arbeiter haben bereits ihren Entschluß, dem Verein beitreten zu wollen, zu erkennen gegeben. Auch sind die vorläufigen freien Versammlungen eines Theils der Mitglieder des Vereins, welche wöchentlich in dem **Hôtel de l'Europe** stattfanden, und in denen jene Angaben über die Arbeiterverhältnisse, die ich mitgetheilt habe, festgestellt wurden, bereits vielfach von den Handwerkern besucht worden. Eben deßhalb hat man sie aber auch für gefährlich erachtet und poli-

zeilich verboten. Als die Theilnehmer derselben an dem letzten Donnerstage zusammenkommen wollten, nicht, um die Berathungen fortzusetzen, sondern um eine Protestation gegen das Verbot abzufassen und zu unterschreiben, fanden sie den Saal verschlossen und das Haus mit Polizeibeamten und Gensdarmen besetzt, welche Jeden abwiesen, der hinein wollte. Das ist ein ärgeres Verfahren, als es gegen die Studentenversammlungen ausgeübt wurde. Diese durfte der Senat verbieten, bei Bürgerversammlungen, die öffentlich abgehalten werden, hat die Polizei nur das Recht, nach dem Zwecke zu fragen. Dies ist hier nicht geschehen. — Verfolgen wir die Wirksamkeit des Vereins weiter. Ist er erst im Stande, die vorhandene Noth zu übersehen, so wird er auf die zunächst nothwendigen Mittel zur Abhülfe derselben denken. Er wird die Arbeiter, die sich in den einzelnen überfüllten Gewerbszweigen befinden, veranlassen, in andere überzugehen, und dafür zu sorgen haben, daß sie sich die Kenntniß dazu verschaffen können. Diese Belehrung des Volkes wird daher sehr bald die Hauptthätigkeit des Vereines in Anspruch nehmen. Er wird Gewerbeschulen errichten, Vorträge nach Art derer, welche schon jetzt in dem Gesellenvereine gehalten werden, anordnen, und dadurch mit dem Volke überhaupt in einen geistigen und sittlichen Verkehr treten. Die Rohheit, in der das Volk bis jetzt gelassen worden ist, bildet das Haupthinderniß seiner Entwickelung. Diese muß gebrochen werden. Das Volk muß Theil haben können an der Bildung, der sogenannte Gebildete darf überhaupt nichts vor ihm voraushaben wollen. Jeder muß die Möglichkeit vor sich sehen, seinen Geist so weit zu bilden, als dessen natürliche Befähigung es zuläßt. Weßhalb soll der Mann aus dem Volke nicht ebenso über das Wesen der Zustände, in denen er lebt, unterrichtet sein, wie der Gebildete? Erst dann hat er ein Vaterland, wenn er dieses weiß, und erst dann kann er es lieben, wenn er genießt, was es Gutes besitzt. Und erst dann wird er sich als Mensch fühlen lernen, wenn ihm seine Mitbrüder hierzu behülflich sind und liebreich entgegenkommen.

Außer dieser Hauptbestrebung wird der Verein aber auch darauf bedacht sein, die stete Circulation der Arbeit aufrecht zu

erhalten und den Arbeitern, welchen augenblicklich noch die Mittel dazu fehlen, solche darzubieten. Es sind bereits mehrere höchst praktische Einrichtungen dazu vorgeschlagen worden. Es soll eine Arbeiterbörse errichtet werden, auf der die Arbeiter fortwährend erfahren können, wo Arbeit zu haben ist. Dadurch wird sich ihnen ebenfalls eine richtige Einsicht in das Verhältniß der verschiedenen Arbeitszweige ergeben, sie werden daraus ersehen können, welche überfüllt sind, und welche noch der Hände bedürfen. Ferner hat eine vermögende Dame sich bereits erboten, ein bedeutendes Capital dazu herzugeben, um Eugene Sue's Idee einer unentgeltlichen Leihanstalt*) für bedürftige Arbeiter zu verwirklichen. Auf die Bürgschaft zweier redlicher Genossen derselben sollen ihnen kleine Summen, welche sie zur Anschaffung von Handwerkzeug oder zur Besserung ihres Hausstandes bedürfen, dargeliehen werden. Ebenso dringend thun Leihanstalten auf Sachen zu niedrigen Zinsen noth. Das königliche Leihamt nimmt 10 Procent Zinsen, und noch mehr nehmen die jüdischen Pfandleiher. Dadurch wird es den Armen fast unmöglich gemacht, ihre Sachen wieder einzulösen und es wird unendlich viel Elend dadurch veranlaßt. —

Wieviel der Verein für die heranwachsende Generation zu thun vermag, wie wahrscheinlich es ist, daß er der ganzen Volkserziehung eine neue Richtung geben, daß er diese erst zu einer Wahrheit machen werde, brauche ich nicht auszuführen.

Und um dieses höchste aller Güter, welche ein Volk nur besitzen kann, wie um alle diese trefflichen Einrichtungen, die jetzt schon in's Leben treten könnten, würde das Volk also gebracht werden, wenn man diese Bewegung hemmte!

Die Regierung unsers Staates nennt sich jetzt eine „christliche." Ist es christlich, frage ich nun, dieses Streben, in dem sich die lauterste Bewährung der Liebe kund gibt, zu hemmen? Das Christenthum soll die Religion der Liebe sein. Diese Liebe geht freilich aus dem Glauben hervor, und der Christ kennt nur

*) Bei welchem Institute übrigens, wie Marx gezeigt, Capital und Zinsen verloren gehen. D. H.

Liebe gegen seine Glaubensgenossen. Für die, welche nicht wie er glauben, hat er den Haß, das Schwerdt und die furchtbarsten Grausamkeiten, welche die Geschichte kennt. Die freie Menschheit aber hat auch für die Andersdenkenden Liebe. Wessen Wesen ist also das reinere, sittlichere? Der christliche Staat schämt sich nicht, das Volk in seiner Rohheit, seiner Pöbelnatur bestehen zu lassen, der Staat der freien Menschheit will den Pöbel zum Volke machen, indem er es zur Bildung führt. Wessen Streben ist also das mehr berechtigte?

Es kann kein Zweifel darüber obwalten. Die Sache der Menschheit ist älter als das Christenthum und wird daher auch ihre tieferen Rechte geltend zu machen wissen. Der Fanatismus der Orthodoxie hat vor der Geschichte kein Recht mehr. Selbst der Katholicismus muß dieses jetzt erfahren, und in der deutschkatholischen Kirche wird sich hoffentlich jetzt ein Element hervorbilden, welches uns von dem Papstthum und dem Romanismus auf immer befreit. Diese Religion, welche Czerski und Ronge lehren, soll die der frei werdenden, von der Herrschaft des Glaubens sich befreienden Liebe sein, und ihr Streben ist daher auch unmittelbar dem Wohle des Volkes, seiner Bildung und Erziehung zugewandt. Sie ist aus derselben Regung hervorgegangen, welche die sächsischen Lichtfreunde veranlaßt hat, dem Protestantismus eine neue praktische Gestalt zu geben. Beide sind noch nicht theoretisch frei, aber sie sind auf dem Wege dazu, es zu werden, und beider Ziel ist richtig und wahr. Es ist am Ende das des Socialismus.

Dieser aber wird sich, wie gesagt, vollenden, weil er eine Nothwendigkeit ist. — Will die Regierung des „christlichen Staates" uns daran hindern, so werden wir hier dieselbe gesetzmäßige Opposition entgegenstellen, welche wir ihr auf dem politischen Gebiete entgegengestellt haben. Wenn sie uns nicht gestattet, Local-Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen zu bilden, so werden wir „Bürgerversammlungen" bilden, wie dies bereits in Königsberg geschehen ist, und werden auch ohne bestimmte Formen zu unserm Ziele zu gelangen wissen. Ehe wir dazu schreiten, wollen wir aber noch einmal an die Cabinetsordre

des Königs vom 25. October appelliren, in welcher dieser wünschte, daß dieser Verein „bald durch den Hinzutritt aller wahrhaft edlen Männer unter dem Gewerbstande zu einem Baume erwachsen möge, der seine Zweige über das ganze Vaterland breite." Gebt ihm Raum, daß er Wurzel fasse und er wird dazu erwachsen!

Berlin. Anfang März.

E. Meyen.

Der Allgemeine Hülfs- und Bildungsverein zu Köln.

Die große Kluft, welche sich zwischen den Besitzern und Besitzlosen gebildet hat, nimmt an Tiefe und Ausdehnung immer zu. Sie droht der ganzen Gesellschaft den Untergang. Die neueste Geschichte der sogenannten civilisirten Länder hat dies auf das Unzweideutigste bewiesen. Man ist auf beiden Seiten vollkommen zur Erkenntniß jenes gefährlichen Zustandes gekommen und die Nothwendigkeit einer Beseitigung desselben ist überall klar hervorgetreten, wenn auch bei dem einen Theile nur aus Furcht, daß der Trieb sich selbst zu erhalten den andern Theil zur Empörung bringen würde. In Frankreich und England war dies bereits schon seit längerer Zeit zu befürchten. Da brachen plötzlich im Laufe des vergangenen Sommers die schlesischen Weberunruhen aus und mit ihnen war jener Zwiespalt auch für die Bevölkerung Deutschlands klar bewiesen. In Schlesien trieb der Hunger Schaaren von Unglücklichen zum Kampfe gegen die bestehende Ordnung, während zu derselben Zeit die deutsche Industrie in Berlin die größte Triumphe feierte und dort auch die Erzeugnisse derer glänzten, welche beinahe verhungert zum Aeußersten getrieben waren. Das Krachen der zerbrechenden Maschinen und niederstürzenden Fabrikgebäude Schlesiens mag manchen Fabrikanten schauderhaft in den Ohren geklungen und sie zitternd zum Nachdenken gebracht haben. Wie dem auch sei, die große Industrie-Ausstellung in Berlin schloß mit dem Vorschlage eines Vereins zum Wohle der arbeitenden Klassen, der sich über ganz

Preußen, ja über ganz Deutschland ausdehnen sollte. Die Verbesserung des sittlichen und wirthschaftlichen Zustandes der Hand- und Fabrikarbeiter, hieß es in dem ersten Aufrufe, sei eine dringende und sehr wichtige Aufgabe unserer Zeit. Auch ging man von dem Grundsatze aus, daß „an diesen Vereinen" die Hand- und Fabrikarbeiter möglichst Theil nehmen und bei der Verwaltung thätig mitwirken sollten. Die Wirksamkeit des Vereins sollte sich nicht blos auf die Verbesserung des materiellen, sondern auch des geistigen Zustandes der arbeitenden Klassen erstrecken, wie dies auch deutlich aus den einzelnen zur Erreichung des Zweckes vorgeschlagenen Mitteln hervorging. Dieser Aufruf war nicht allein von Industriellen, sondern auch von einem Theile der Beamten, welche in den Ministerien die höchsten Stellen bekleideten, ausgegangen und ganz Deutschland, ja sogar das Ausland jauchzte, weil man daraus schloß, es sei der feste Wille der Preußischen Regierung, etwas Ernstliches, Ersprießliches zur Abhülfe der gesellschaftlichen Mißstände zu thun. Die Cabinets-Ordre, welche der König am 25. October erließ und worin er mit den eindringlichsten Worten sich der zu gründenden Vereine annahm und ausdrücklich erklärte, daß er sich jeder Vergrößerung und Stärkung des Vereins auf das Innigste erfreuen werde, schien dieses Vertrauen in die neue Bahn, welche die Preußische Regierung betreten wolle, hinlänglich zu rechtfertigen. Aber der Erfolg hat diese Meinung bis heute nicht bewährt. *) Zwar ergriff das Volk an allen Orten lebhaft die Angelegenheit. Großes schien sich entwickeln zu wollen; aber die Regierung, jene Regierung, welche sich kurze Zeit vorher so lebhaft dafür ausgesprochen hatte, legte allen diesen Bestrebungen die größten Hemmnisse in den Weg, ja man muß zu der Meinung versucht werden, daß ihr der Enthusiasmus, mit dem die Idee solcher Vereine begrüßt worden, gefährlich erschienen, daß sie nur auf Mittel sinnt, die ganze Angelegenheit zu unterdrücken. So ist es denn gekommen, daß ungeachtet der großen Theilnahme des ganzen Volkes noch kein Verein in Wirk-

---

*) Siehe die Schlußbemerkung.

samkeit getreten, ja sogar noch keiner bis zu seiner definitiven Constituirung gelangt ist. —

Die Versuche, solche Vereine in's Leben zu rufen, sind an einzelnen Orten von den entgegengesetztesten Ansichten ausgemacht worden. Hier waren es die Regierungsbeamten, welche die Initiative ergriffen, dort die Fabrikanten, an einigen Orten die Geistlichkeit und was mit ihr zusammenhängt, an andern endlich mehr die ganze Bevölkerung; es konnte daher auch nicht auffallend erscheinen, daß die verschiedenartigsten Grundsätze dabei vorgebracht worden sind. Köln war einer der ersten Orte, wo man zur Bildung eines solchen Vereins zusammentrat; dort war die ganze Bevölkerung berufen worden, an der Urversammlung zur Bildung desselben Theil zu nehmen, kein Comité hatte sich vorher gebildet, keine bestimmte Partheiansicht an die Spitze gestellt; im Gegentheil Alles, d. h. die verschiedenartigsten Ansichten waren vereinigt, und das Ergebniß kann daher mit Sicherheit als der Wille der Majorität der ganzen Bevölkerung betrachtet werden. Das Beispiel Kölns, die dort stattgefundenen Debatten, die Ansichten, denen der Sieg ward, der daraus hervorgegangene Statuten-Entwurf haben die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland, ja der Nachbarländer auf sich gezogen und einen großen Einfluß auf die Bildung ähnlicher Vereine an andern Orten und die solchen zu Grunde zu legenden Principien geäußert. Es mag daher wohl gerechtfertigt sein, über die Verhandlungen des Kölner Vereins und namentlich die Tendenzen, welche in dem Statuten-Entwurf sich geltend machten, hier etwas mitzutheilen.

Bevor wir jedoch zu dem Thatsächlichen übergehen, wollen wir die Hoffnungen und Befürchtungen aufzustellen suchen, die man von den verschiedenen Seiten bei der Bildung solcher Vereine hatte, überhaupt, welche Wirksamkeit den Vereinen, je nach den verschiedenen Ansichten, gegeben werden sollte. Zuerst die Regierung, d. h. die Büreaukratie; sie sah zwar recht gut ein, daß etwas gegen den immer mehr um sich greifenden Pauperismus geschehen müsse, sollte nicht die Ruhe des Staates erschüttert, der Mechanismus des Regierens gewaltsam unterbrochen werden; die Anregung zur Bildung von Vereinen, die von ein-

zelnen Fabrikanten ausgegangen, war daher eine schöne Gelegenheit, sich den Schein zu geben, den Richtungen der neuen Zeit gemäß auch für diejenigen etwas zu thun, welche bisher von Allem ausgeschlossen waren. Es konnten ja, wenn man Herr der Bewegung bliebe, und dies war bei dem Bunde mit den besitzenden und deshalb conservativen Fabrikanten vorauszusetzen, aus den Arbeitern, die so viel Gährungsstoff in sich verbergen, in andern Ländern bisher so gerne bereit waren, einer jeden ausbrechenden Bewegung sich anzuschließen, unterthänige Staatsbürger, ergebene Soldaten herangebildet werden. Aber wie dann, wenn man der Bewegung nicht mehr Herr bliebe, wenn der ergangene Ruf überall widerhallte, wenn Männer mit dem entschiedenen Willen, in der That zum Wohle der Arbeiter zu wirken, sich der Angelegenheit annähmen; dann müsse nothwendig eine Macht neben der Büreaukratie sich erheben, welche dieser den Untergang zu bereiten drohe — dies war die Befürchtung, die aber erst dann eintrat, als man sah, daß der deutsche Michel die Sache ernst genommen, und an vielen Orten entschieden Hand an's Werk gelegt wurde. Vielleicht konnte gar Mancher die Vereine zu politischen Zwecke benutzen wollen. (!!) Es blieb nichts Anderes übrig, als den Versuch zu machen, die ganze Angelegenheit im Keime zu ersticken. Ob dies gelingen wird, ob sich eine angeregte Begeisterung, zumal, wenn sie den Hauptrichtungen der jetzigen Zeit entspricht, ungestraft wieder beschwichtigen lasse, ist die Frage, welche die nächste Zeit zu lösen hat. —

Auch die Fabrikanten waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für das Wohl ihrer Arbeiter etwas geschehen müsse; drohend stand das Beispiel Schlesiens vor ihren Augen; vielleicht mögen sogar Einzelne unter ihnen wirklich gerührt gewesen sein (?) von dem großen Elende, das unter denen herrscht, welche die schönsten Erzeugnisse der Industrie schaffen. Sie ergriffen die Initiative, damit nicht vielleicht Andere oder gar die Arbeiter selbst eine Verbesserung des Looses der Letztern verlangten. Aber sie wollten das Maß der Verbesserung strenge bestimmen, ja nicht zuviel gewähren, weil dies gefährlich gewesen

wäre. Das Interesse der Fabrikanten gebot daher, ihre Arbeiter in einen solchen materiellen Zustand zu versetzen, daß sie nicht genöthigt wären, um überhaupt leben zu können, ihre Fabrikherrn zu bestehlen. Ruhe, Unterwürfigkeit, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ergebenheit gegen den Fabrikherrn und sein Haus, das sind die Tugenden, welche den Arbeiter in den Augen des Fabrikanten vor Allem zieren. Sparkassen, Prämienkassen, Pensionsfonds für Arbeiter, die eine lange Reihe von Jahren bei demselben Fabrikanten in Arbeit geblieben waren, das schienen den Fabrikanten die geeignetsten Mittel, die erwähnten Zwecke zu erreichen. Sie hatten nebenbei den Vortheil, das Interesse der Arbeiter mehr an das des Fabrikanten zu knüpfen; denn der Letztere war Inhaber aller Kassen, von ihm hing es ab, einzelne Vortheile, die absichtlich bei diesen Einrichtungen gewährt wurden, den ihm ergebensten Arbeitern zukommen zu lassen, er hatte sie, da er ihre Ersparnisse verwahrte, immer in Händen und wenn ein Unglücksfall eintrat, Krankheit ausbrach u. s. w., dann hatte der Arbeiter sich etwas erspart, um sich selbst zu helfen, es bestand eine von den Arbeitern selbst unterhaltene Unterstützungskasse, welche helfend eintreten konnte, der Fabrikant war aller seiner Verpflichtungen entbunden, er hatte so väterlich für seine Untergebenen gesorgt, indem er ihnen Sparkasse, Unterstützungskasse u. s. w. einrichtete, warum hatten sie keinen Gebrauch davon gemacht, statt den Sonntag dem Gebete zu weihen und Gott dafür zu danken, daß er ihnen einen so sorgsamen Herrn gegeben, Branntwein getrunken, vielleicht sich sogar daran berauscht, um das Elend zu vergessen, in dem sie mit ihren Familien schmachteten, und einen Ersatz gegen die harte Behandlung zu suchen, die bei dem kümmerlichsten Lohne ihr väterlich sorgender Fabrikherr ihnen die ganze Woche angedeihen ließ. Wenn aber die Vereine mehr wollten, wenn die Presse das richtige Verhältniß zwischen Arbeit und Lohn, Arbeit und Genuß von allen Seiten beleuchtete, wenn man als Zweck des Vereins aufstellte, in Wirklichkeit Wohlstand und Bildung unter allen Menschen zu verbreiten, dann war freilich zu fürchten, daß die Arbeiter einsehen lernten, die ganze väterliche Sorgsamkeit

ihres Herrn sei blos ein Deckmantel seines heuchlerischen Eigennutzes, dann würden sie vielleicht verlangt haben, daß Arbeit und Lohn in einem richtigeren Verhältnisse stehen müsse, so daß sie nicht an den Gränzen des Hungertodes schwebten, während ihr Herr in wenigen Jahren viele Tausende erwarb; ja sie würden vielleicht dahinter gekommen sein, daß das größte Fabrikgeheimniß das sei, um die Erzeugnisse so wohlfeil, wie möglich herzustellen, die Arbeiter, d. h. die Producenten, soviel wie möglich zu drücken, ihren Lohn auf das Minimum zu reduciren und auf der andern Seite die Erzeugnisse so theuer wie möglich an den Consumenten, d. h. der Mehrzahl nach wieder die armen, arbeitenden Volksklassen abzusetzen. — Und so ging das Heer der Befürchtungen weiter, bis sie schon die Arbeiter zusammengerottet in offener Rebellion auftreten sahen.

Lieber Nichts, als zu viel, war die Parole der Fabrikanten. Sollten die Vereine mehr, als die oben erwähnten Einrichtungen beabsichtigen, wozu höchstens noch eine Schule hinzuzufügen sei, in der den Fabrikkindern die auseinandergesetzten Tugenden, der Gehorsam gegen Fabrikherr und Staat gelehrt, und sie mit Gott für König und Vaterland erzogen würden, so war dies vom Argen; es waren Aufwiegler, Communisten u. s. w., die mehr verlangten, es war das größte Verbrechen gegen Gott, König und Vaterland, eine Sucht nach Ansprüchen auf ein menschliches Leben bei den Arbeitern zu erwecken. Die Vereine mußten daher in jene Gränzen verwiesen werden oder gar nicht bestehen, darin stimmten die Fabrikanten ganz natürlich mit der Regierung überein. —

Wir kommen zur Geistlichkeit und was mit ihr zusammenhängt, den Pietisten, Ultramontanen, Frommen und wie sie immer heißen mögen. Einer der Hauptführer dieser Partei soll auf dem soeben vollendeten Rheinischen Landtage bei Gelegenheit eines Antrages um eine reichsständische Verfassung geäußert haben, daß alles Unglück der modernen Zeit einzig von der beklagenswerthen Vermischung und Verschmelzung der Stände herrühre, es werde den modernen Staaten nicht eher Glück blühen, bis sie die scharfe Trennung der Kasten wieder hergestellt hätten, bis der

Drang nach Gleichheit, der unvertilgbar in jeder Menschenbrust ruhe, wieder wie ehemals einzig in der Religion seine Befriedigung finde und keine Ansprüche an Verwirklichung im staatlichen Leben mehr erhebe. Die Religion sei die Zuflucht aller Betrübten und irdisch Mangelleidenden. Nur in der Idee des Jenseits sei für die größte Masse der Menschen Glück und Trost zu finden — hienieden müsse und werde das Leben für diese Massen stets ein Kampf mit Noth und Entbehrung bleiben. Was der Redner hier in Bezug auf die Fortschritte des staatlichen Lebens bemerkt, dies ist die Ansicht jener ganzen Partei auch über die Veränderungen in den gesellschaftlichen Zuständen. Wollen die Vereine das Loos der arbeitenden Volksklassen in materieller Hinsicht verbessern, so versperren sie ihnen die Aussicht auf den Himmel; denn nur durch Noth und Entbehrung führt der Weg dorthin. Es muß der christlichen Wohlthätigkeit überlassen bleiben, die Armen vor dem Verhungern zu schützen; denn Werke der Barmherzigkeit zu üben, ist eines der Mittel, durch welche die Reichen zum Himmel gelangen; die natürlichen Ausspender der christlichen Wohlthätigkeit sind aber nur die Geistlichen und Frommen, denn sie allein wissen zu beurtheilen, welche Armen durch einen gottesfürchtigen, frommen Lebenswandel der Unterstützung würdig sind; diese auch den Uebrigen zukommen zu lassen, wäre ein Verbrechen; denn nur die größere Noth, die härteren Prüfungen sind geeignet, sie zu einem Gott gefälligeren Lebenswandel zurückzuführen. In dieser Hinsicht bedarf es also keiner Vereine, wollen Letztere sogar eine gleiche Berechtigung aller Menschen an den Genüssen der irdischen Güter aufstellen, so führen sie den Menschen von dem Pfade der Religion ab; denn eine Gleichheit besteht nur jenseits im Himmel und auch da nur eine Gleichheit der Auserwählten, die Uebrigen sind zum höllischen Feuer verdammt. Wohl aber bedarf es Vereine, welche die Herbeiführung einer größeren Religiosität bezwecken u. s. w.

Was daher durch Vereine bewirkt werden kann, leisten vollkommen die Gustav-Adolphs-, Karl-Borromäus- und andere Vereine. Führt die Armen in die Kirche, dort ist das Heil für sie zu finden, da ist die Bildung zu erlangen, deren sie bedürfen. —

Und nun die liberale Bourgeoisie, die Constitutionsmänner, Partisane des politischen Fortschrittes, der freien Concurrenz, die Männer des starren Rechtes und Gesetzes mit ihrem Anhang, die Deputirten, Advocaten, Krämer, Capitalisten u. s. w. Welche sind ihre Ansichten über die Vereine? Seitdem die freie Concurrenz eingeführt ist, seitdem die Gleichheit in Bezug auf den Betrieb der Gewerbe und aller Geschäfte dem Rechte nach festgestellt ist, bedarf es nichts Weiteres, um den Armen materiell aufzuhelfen. Sie haben ja das Recht, zu handeln, wie die Anderen auch, selbstständig jedes Geschäft zu betreiben, was ihnen nur beliebt; dies ist der Weg zum Wohlstande. Der Arme kann mitkämpfen in jenem beständigen Kampfe der freien Concurrenz, unterliegt er, so ist es seine Schuld und desto besser für den, welcher siegt; Jener kann den Kampf auf's Neue versuchen. Das Recht der individuellen Freiheit, das Recht, zu thun und lassen, was ein Jeder will, mithin auch seine Mitmenschen zu eigenen Vortheilen zu benutzen und zu mißbrauchen, so viel es diese sich nur immer gefallen lassen, ist eins der heiligsten Menschenrechte. Es ist ja der freie Wille eines jeden, sich unterdrücken zu lassen u. s. w., das sind die Redensarten, die unsere Liberalen bekanntlich im Munde führen. Da freie Concurrenz besteht, bedarf es mithin keiner Vereine für die arbeitenden Volksklassen; die Unterdrückten haben ihre Unterjochung selbst verschuldet, sie können sich selbst von jenem Drucke befreien, denn sie haben das Recht dazu. Ihnen die materiellen Mittel schaffen zu wollen, das ihnen zustehende Recht benutzen d. h. ein selbstständiges Geschäft betreiben zu können, wäre Unrecht; denn es besteht freie Concurrenz, auch der Capitalist, auch das Geld selbst hat seine Rechte, die müssen ebenfalls geachtet werden. Sollen gar Einrichtungen getroffen werden, welche dem Armen die Vortheile gewähren, welche dem Reichen durch sein Geld dargeboten sind, welche Jenen von dem schweren Drucke der Kummerlast emancipiren, die von seiner Armuth, d. h. von dem Umstande, daß er nur in den kleinsten Quantitäten seine Bedürfnisse einkaufen kann und, um überhaupt leben zu können, zu jedem Preise seine Arbeit und seine Arbeitserzeugnisse hingeben muß, so wäre dies das größte Unrecht, der

größte Eingriff in die freie Concurrenz; denn das Verbrechen des Armen ist es ja gerade, daß er kein Geld hat, und daraus Nutzen zu ziehen, ist ein Recht desjenigen, der mit größerem Capital ausgerüstet ist. Das Capital ist ja vor Allem berechtigt; wer seine Macht zu brechen sucht, handelt unrecht, ungesetzlich, ist ein Gleichheitler, ein Communist u. s. w. Aber dennoch haben in den Augen jener Herren die Vereine manches Gute. Einestheils ist es von jeher als eine Verpflichtung, vielleicht als eine Schutzwehr der Reichen betrachtet worden, die Armen nicht verhungern zu lassen. Bewirken die Vereine dies, so haben sie ihre Pflicht gethan, retten sie diese so weit, daß sie nicht thatsächlich genöthigt sind, gewaltsam in das Eigenthum der Reichen einzugreifen, so sind sie ein treffliches Mittel zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit. Eine Einrichtung nach dem Muster der englischen Work-houses wäre in diesem Sinne das Ideal der Wirksamkeit der Vereine. Anderntheils sind solche Vereine auch vielleicht ein herrlicher Tummelplatz politischer Leidenschaften, zumal in einem Lande, wo es so wenig Gelegenheit zur Aeußerung gibt. Politischer Fortschritt ist es, was vor Allem Noth thut, d. h. jener politische Fortschritt, der die Gewalt in die Hände der **Bourgeoisie** legt. Aber eine Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe der unteren (das ist der eigentliche Ausdruck jener Herren) Volksklassen herbeizuführen, wäre gefährlich; denn wer kein Eigenthum hat, kann auch keinen Anspruch darauf machen, mitsprechen zu wollen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. Er hat ja das Recht, Geld zu erwerben, und mit dem Gelde kommen auch die Erweiterungen der Rechtsbegriffe von selbst. Eine Aenderung der Rechtsbegriffe derjenigen, die noch kein Geld haben, würde statt einer Verbesserung eine Verschlimmerung ihres Zustandes herbeiführen. Wenn die Rechtsbegriffe der Besitzlosen geändert würden, so könnten sie auch einmal auf den Gedanken kommen, daß das bestehende sogenannte Recht doch im Grunde ein Unrecht sei, daß ihnen mit politischen Reformen Nichts genützt würde, daß es besser sei, statt dessen Reformen der gesellschaftlichen Zustände herbeizuführen, welche sie in Wirklichkeit an den Genüssen eines menschlichen Lebens Antheil

nehmen lassen, während sie jetzt nur dem Rechte nach Ansprüche darauf haben, Ansprüche die in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden.

Wenn sich daher unsere Liberalen gerne mit den Besitzlosen verbänden, um sie gegen die Regierung zu politischen Zwecken zu benutzen, eben so schnell sind sie bei der Hand, sich mit der Regierung zu verbinden, wenn sie befürchten, die Besitzlosen begnügten sich nicht mit ihren politischen Scheinfortschritten. Sie denunciren dann mit den gräßlichsten Schilderungen diejenigen, denen es Ernst ist, wirklich für die Besitzlosen etwas zu thun. —

Die Hoffnungen, welche die sogenannten arbeitenden Klassen selbst hegen, sind allerdings sehr verschiedene, oft auch sehr verkehrte. Viele sind unter ihnen, welche von denselben Ansichten beseelt sind, wie unsere liberalen Bourgeois, die bereits schon besitzen und zu conserviren streben, was jene erst durch die Vereine zu erlangen hoffen, um, sobald dies geschehen, auch wieder als ächter Bourgeois auftreten und handeln zu können. Im Allgemeinen schlummert aber in dem so sehr verwahrlos'ten Proletariate mehr richtiger Sinn über die großen Zeitfragen und deren zukünftige Lösung, als sich unser Bourgeoisie träumen läßt. Das Proletariat beginnt, sich bewußt zu werden, welche große Kluft zwischen Besitzern und Nichtbesitzern besteht und daß jene Kluft nicht dadurch an Gefahren für beide Theile verliert, daß man Brücken darüber bauet, um die Möglichkeit, von der einen Seite nach der andern zu kommen, zu gestatten, sondern erst dadurch, daß man sie so viel als möglich auszufüllen sucht, daß man den ganzen Plunder der socialen Uebelstände hineinwirft und daß man dadurch beide Theile befähigt, vollkommen vereint ein wahrhaft menschliches Leben zu führen, welches jetzt sowohl auf der einen, wie auf der anderen Seite unmöglich ist. Daß den meisten durch Hunger und Kälte seit lange her gemordeten Proletariern eine Abhülfe ihrer materiellen Lage als das Dringendste erscheint, mag wohl leicht zu erklären sein; noch weniger auffallend ist es, daß sie die Reichen als die zugleich Glücklichen betrachten und deswegen häufig in Bezug auf die Ansprüche zur Abhülfe der materiellen Noth Mißgriffe thun und in dieser Beziehung theilweise Ansprüche er-

heben, die solche Vereine nicht zu befriedigen im Stande sein können. Auf der anderen Seite befürchteten die Proletarier aber, daß, je nachdem die Grundsätze der Vereine festgestellt und gewisse Einrichtungen in's Leben geführt würden, eine größere Bevormundung ihres ganzen Handelns und aller ihrer Verhältnisse daraus entstehen möchte, daß dann aber statt einer Verbesserung ihrer Lage eine Verschlimmerung daraus hervorgehen würde. — Was hoffen endlich wir, welche von dem Grundsatze durchdrungen sind, daß jeder Mensch einen Theil der Schuld an den bestehenden gesellschaftlichen Mißständen trage, mithin auch verantwortlich für die Herbeiführung besserer Verhältnisse sei; die wir die gegenseitige Verbindlichkeit aller Menschen, geistig und leiblich einander zu helfen, als obersten Grundsatz aufstellen? Wir sind überzeugt, daß die projectirten Vereine es nicht vermögen werden, radicale Mittel zur Herbeiführung eines vernünftigen gesellschaftlichen Zustandes in's Leben treten zu lassen, aber wir erwarten auf der anderen Seite, daß auch Palliativmittel schon immer etwas nützen, daß namentlich dadurch die Macht der Association besser erkannt wird; daß durch den Vereinsverkehr zwischen Bemittelten und Unbemittelten die bestehenden Zustände klarer an den Tag kommen und das Material geschaffen wird, über die Vortheile und Uebelstände, welche diese für alle Menschen haben, ein genügendes Urtheil zu fällen u. s. f. Sie hofften daher, daß die Vereine, auf die richtigen Grundlagen gestellt und von den rechten Männern geleitet, dazu beitragen möchten, auf friedlichem Wege die großen Fragen der Gegenwart zu lösen.

Wir gehen nun kurz zu der Verhandlung und zur Geschichte des Allgemeinen Hülfs- und Bildungs-Vereins zu Köln über, welche in mancher Hinsicht die Beweise zu dem oben Angeführten liefern wird. —

Durch eine von keinem Einzelnen und keinem Comite unterschriebene Zeitungsankündigung war die Einladung zu einer allgemeinen Versammlung für die Gründung eines solchen Vereins auf den 10. November 1844 erfolgt. Die Versammlung selbst wurde sehr zahlreich besucht und die Discussionen in derselben

waren rein principieller Natur. Sie waren dadurch hervorgerufen worden, daß man vorschlug, die Tendenz des Vereins dadurch klar hinzustellen, daß der Name des Vereins sogleich definitiv festgesetzt werde, da der Name nothwendig der Tendenz entsprechen müsse, welche der Majorität am meisten zusage. Gleich beim Beginn der Discussion über den Namen bemerkte der Vorsitzende, Herr Advocat-Anwalt Compes, daß die Aufgabe des Vereins in jeder Hinsicht allgemein gefaßt werden müsse. Der Verein habe daher den Kreis seiner Wirksamkeit möglichst weit zu greifen, in dem Mittelpunkte dieses Kreises müsse sich Alles, was für das Wohl der arbeitenden Klassen zu thun sei, vereinigen lassen; die Noth sei eine materielle und eine geistige, sie halle in allen Klassen der Gesellschaft wieder, daher die Hülfe gewissermaßen eine gegenseitige sein müsse; er glaube, daß die Vereine sich den Zweck zu setzen haben, den gesellschaftlichen Zustand durch alle Mittel zu verbessern, die sich bereits bewährt haben und sich in der Folge noch bewähren mögen. Noch entschiedener sprach Herr Assessor Jung diese Grundsätze aus, indem er den Namen: „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" vorschlug. Der Name „Verein für das Wohl der arbeitenden Klasse", sagte er, sei falsch, beleidigend und unpraktisch; falsch, weil wir Alle arbeiteten und daher kein Verein von Müßiggängern für die Fleißigen beabsichtigt werde; beleidigend, weil er eine schützende und eine beschützte, patronisirte Klasse voraussetze, mithin Standesunterschiede zwischen Armen und Reichen mache; es könne sich aber nicht darum handeln, den sogenannten höheren Klassen den Beruf zu vindiciren, die sogenannten niederen Klassen sittlich zu heben, zumal da jene keineswegs an Sittlichkeit höher ständen, als diese, wovon die tägliche Erfahrung oft genug Beispiele zeige; unpraktisch endlich, weil nur in gemeinschaftlichem, gleich berechtigten Zusammenwirken allen Menschen, ohne Bewußtsein ihrer chimärischen Gränzmauren, das Selbstgefühl und mithin auch die Thatkraft der von der Ungerechtigkeit des Schicksales Niedergebeugten erweckt werden könne. Er schlage deshalb den Namen: „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" vor; denn gegenseitig müsse das Wirken der Vereine sein, da die Gegenseitigkeit in des

Menschen Natur liege und nur durch die Geschichte verfälscht worden sei, und wer da meine, die Besitzlosen könnten den Besitzenden Nichts bieten, den mache er darauf aufmerksam, daß die Isolirtheit der Besitzenden in dem Streben nach Freiheit und Bildung die einzige Ursache der Unvollkommenheit und des geringen Fortschrittes in diesen Gebieten seie; würden die Vereine tüchtig gewirkt haben, dann könne kein Zweifel mehr sein, daß z. B. das Bedürfniß nach Preßfreiheit sich überall fühlbar gemacht haben würde und ihre Gewährung nicht länger hinzuhalten sei. — Die Versammlung war von nun an entschieden in zwei Ansichten getheilt, die Einen verlangten, basirend auch die Gleichheit aller Menschen, den Namen „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein", die Anderen, basirend auf eine Scheidung in Klassen, den Namen „Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen". Der erstere Name fand die meiste und zugleich die entschiedenst ausgesprochene Vertheidigung und den allgemeinsten Beifall. Von allen Seiten erhob man sich, um seine Zustimmung dazu zu erkennen zu geben. Der Verein sei gerade berufen, bemerkte Herr Bergenroth, die große Kluft zwischen den sogenannten verschiedenen Volksklassen auszugleichen, es wäre daher ganz seiner Bestimmung entgegen, wenn man eine Eintheilung in verschiedene Klassen durch den Namen zugebe. Es sei durchaus nothwendig, die Grundsätze der gegenseitigen Verbindlichkeit für den Verein festzustellen, äußerte Dr. D'Ester; denn Jeder einzeln, welche Stellung er auch immer in der Gesellschaft einnähme, trage mit die Schuld an der schlechten Gestaltung der jetzigen Gesellschaft, er sei dafür verantwortlich und verpflichtet, für die Herbeiführung einer besseren Gestaltung in der Gesellschaft thätig zu wirken; ein Jeder sei berechtigt, von der ganzen Gesellschaft Arbeit und Genuß zu fordern, wie er auch verpflichtet sei, durch seine Arbeit der Gesellschaft nach Kräften zu nützen. Es müsse der Zweck des Vereins sein, daß die menschliche Entwickelung Alle umfasse und ihre leider noch bestehende Ausschließlichkeit, wodurch sie in jeder Hinsicht unvollkommen bleibe, verliere. Es gelte, den Grundsatz klar und deutlich aufzustellen, damit man wisse, wonach man streben müsse; wenn auch die zur Erreichung des Vereinszweckes

zu bestimmenden Mittel nicht geeignet seien, das Ideal jenes Grundsatzes sofort zu verwirklichen, so wisse man doch, nach welcher Richtung ihre Wirksamkeit sich erstrecken müsse, man würde sich dann in der Wahl der Mittel nicht vergreifen, sie könnten höchstens vielleicht nicht fördern, würden aber, sobald der Hauptgrundsatz feststehe, keineswegs die fernere Entwickelung der ganzen Angelegenheit hemmen.

Die Gegner dieser Ansicht wagten es nicht, ihre grundsätzliche Verschiedenheit zu erkennen zu geben, sondern brachten für die Benennung „Verein zum Wohl der arbeitenden Klassen" nur Zweckmäßigkeitsgründe, Aengstlichkeit in Betreff der etwa nicht zu erlangenden Genehmigung des Vereins von Seiten der Regierung vor. Ein Redner, Herr L. Camphausen, der liberale Deputirte der Stadt Köln auf dem Rheinischen Landtage, verwahrte sich sogar feierlich in Bezug auf das von Herrn Jung Gesagte gegen alle politischen Tendenzen, indem er eine solche Tendenz dem Herrn Jung vorwarf, der ja doch nur gesagt hatte, daß auch für die Politiker, d. h. Herrn Camphausen und Genossen, zwischen Besitzer und Nichtbesitzer eine gegenseitige Hülfsleistung und Unterstützung bestehe. Als von dieser Seite unendlich viel von verschiedenen Volksklassen gesprochen wurde, bemerkte ein Handwerker, Herr Schützendorf, daß es allerdings zwei verschiedene Klassen gäbe, eine schaffende, nützliche, wozu Alle zu rechnen seien, welche, sei es mit der Hand oder dem Kopfe, arbeiteten, und eine müßige, lästige, welche Nichts thue, nur von der Arbeit der ersteren zehre und dieser hemmend in den Weg trete. —

Trotz alles Läugnens einer grundsätzlichen Verschiedenheit von Seiten der Klassenmänner entwickelte Herr Assessor Bürgers diese Verschiedenheit sehr klar und schloß damit, daß der Rheinländer noch um so mehr Ursache habe, eine Gleichstellung in diesen Dingen zu verlangen, da auch seine Rechtsinstitutionen auf dem Grundsatze der Gleichheit beruhten. Es scheine ihm daher bei der Verschiedenheit der Ansichten der Versammlung dringend nöthig festzusetzen, welcher Grundsatz der der Majorität sei und welche Tendenz dem Verein gegeben werden solle. Da die Klassen-

männer einsahen, daß sie bei der ganzen Haltung der Versammlung, bei einer definitiven Feststellung des Namens des Vereins durchfallen würden, suchten sie darzuthun, daß, nachdem die Versammlung ihre Ansichten ausgesprochen habe, es nur Sache eines zu wählenden Comite's sei, den Statutenentwurf abzufassen und die geeigneten Vorschläge für die Benennung des Vereins zu machen. Sie beantragten daher, die Festsetzung des Namens in der gegenwärtigen Versammlung nicht vorzunehmen. Der Antrag ging mit einer geringen Majorität durch.

Die nun erfolgte Wahl eines Comite's von zwölf Personen zur Abfassung des Statutenentwurfs, wozu auch Vorschläge für die Benennung des Vereins gehörten, bekundete deutlich, welcher Name die Majorität für sich habe, da der größte Theil der Gewählten aus den entschiedensten Anhängern des Namens „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" bestand.

In der Versammlung hatten die Beamten und Bourgeois es nicht gewagt, ihre Ansichten offen auszusprechen und ihren Gegnern grundsätzlich zu opponiren; desto größere Gelegenheit ward der Thätigkeit ihrer Opposition in den folgenden Tagen auf dem Felde der heimlichen und offenen Intrigue gegeben. Nicht allein die ganze Angelegenheit, auch die Personen wurden verdächtigt, die an der Spitze des Comite's standen, und ihnen alle möglichen anderweitigen Tendenzen unterschoben. Beamte, Fabrikanten, Geistliche, Bourgeois, Liberale stimmten vereint ein Klagelied an. Die einige Tage später erfolgende Anwesenheit des Herrn Finanzministers Flottwell gab die beste Gelegenheit, den Denunciationen Luft zu machen. Die Censur trat als treue Beschützerin auf, verhinderte den Druck eines Berichtes und des vollständigen Protocolles in der Kölnischen Zeitung, ließ die gehässigsten Denunciationen gegen den Präsidenten und Protocollführer der Versammlung, dem man wegen der Nichtveröffentlichung dieser Actenstücke allerlei schändliche Absichten unterschob, passiren und strich die einfache Erklärung dieser Herren, „daß die Veröffentlichung eines Berichtes über die Versammlung und des Protocolles derselben auf Hindernisse gestoßen sei, welche zu beseitigen nicht in ihrer Macht gelegen habe," weil es ungeeignet

sei, Censurlücken anzudeuten. Die Fabrikanten klagten, daß die Arbeiter in der Gründung der Vereine den Beginn einer glücklichen Zukunft sähen, daß sie sogar mit der Zeitung in der Hand auf die Fabrik kämen; die ganze Sache sei unnöthig, da Arbeit und Verdienst in Hülle und Fülle vorhanden sei, und dergleichen Dinge mehr, die solche Leute im eigenen Interesse immer vorbringen. Man sprach sogar davon, einen Verein zum Schutze des Eigenthums zu gründen, um den Tendenzen des andern Vereins entgegenzutreten. Kein Wunder, daß die ängstliche Regierung sich genöthigt glaubte, einzuschreiten, den Statuten-Entwurf, von dem man die gräßlichsten Dinge glaubte, einforderte, um nach Umständen von der Natur desselben die Genehmigung zu einer zweiten Versammlung abhängig zu machen. Damit war wenigstens Zeit gewonnen, einen bestimmten Entschluß zu fassen, da die zweite Versammlung schon nach 14 Tagen stattfinden sollte.

Das Comite hatte unterdessen die Ausarbeitung des Statuten-Entwurfes begonnen. Bei seiner ersten Zusammenkunft legte ein Mitglied einen Statuten-Entwurf vor, der wesentlich derselbe war, wie er später veröffentlicht wurde und der den Beifall der Mehrzahl der Comite-Mitglieder erhielt. Herr L. Camphausen wünschte, daß sofort über den Namen des Vereins discutirt würde und erklärte nachher, keinen Theil mehr an den Geschäften des Comite's nehmen zu können, als der Name „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" die Zustimmung der Majorität erhielt. Er gab die Motive seines Austrittes schriftlich zu Protocoll. Wir lassen sie hier folgen, weil sie in vielen Beziehungen von Interesse sind.

„So wie in der ersten Versammlung sofort die Discussion auf den Namen des zu stiftenden Vereins hingelenkt worden ist, so wird auch das Comite nöthig finden, mit der Fortsetzung der Erörterung über die Benennung sein Geschäft zu beginnen. Es ist dies vorzüglich deshalb nöthig, weil in jener Versammlung, der ein Vorschlag über irgend eine specielle, dem Verein zu stellende Aufgabe nicht vorgelegt worden ist, die Besprechung über dessen Aufgabe im Allgemeinen eine Deutung zugelassen hat, welche die Bildung und Ausbreitung des Vereins hemmen könnte."

„Wenn es gelingt, den Zustand der arbeitenden Klassen in materieller, sittlicher und geistiger Beziehung zu verbessern, so wird davon auch eine Erweiterung und Aufklärung der Rechtsbegriffe, also ein erheblicher, politischer Fortschritt die Folge sein. Die Folge wird eintreten, wenn der Verein seinen Zweck erreicht. Dieser Zweck aber, die Verbesserung des Zustandes der ärmeren Klassen, ist eine selbstständige Aufgabe, und wenn man zu derselben die unmittelbare Einwirkung auf die Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe zählen, oder gar mit einer solchen Einwirkung beginnen wollte, so würde man mit dem Ende anfangen, und wahrscheinlich statt einer Verbesserung eine Verschlimmerung des Zustandes der ärmeren Klassen herbeiführen. Die Abhülfe wirklich bestehender Noth, wirklich bestehenden Elendes, die Beförderung des materiellen Wohls ist unstreitig die Grundlage, welche gewonnen werden muß, um von ihr aus weiter zu bauen."

„Es hat nun, ob mit Grund oder Ungrund will ich nicht untersuchen, die sonntägige Versammlung auf Manche den Eindruck gemacht, daß sie geeignet gewesen sei, die arbeitenden Klassen zu erhöhten Ansprüchen anzuregen (sic!), sie mit ihrem Zustande unzufriedener (sic!), zur Arbeit unwilliger zu machen, und statt ihnen die Befriedigung vorhandener Bedürfnisse zu verheißen, neue Bedürfnisse (oh!) bei ihnen zu erwecken."

„Mir scheint es dringend, daß das Comite sofort versuche, diesen Eindruck, der sicher Fortpflanzung nach außen gefunden hat, zu verwischen, damit die Bildung des Vereins nicht auf Hindernisse stoße, und damit die möglichst allgemeine Theilnahme an demselben befördert werde. Das Mittel dazu ist einfach: Gewöhnlich pflegen die Parteien bestimmte Namen oder Bezeichnungsformen anzunehmen, obwohl selten die Worte, welche die Bezeichnung enthalten, zugleich den die Partei charakterisirenden Begriff wieder geben. In ähnlicher Weise haben sich in der sonntägigen Versammlung die Vorstellungen an Worte angeschlossen, welche sie keineswegs ausdrückten, die aber nunmehr den Anhaltpunkt für zwei Richtungen bilden mögen. Diese Worte sind einerseits: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" und andererseits „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungsverein." — Ich würde nicht das geringste Bedenken dabei finden, die Bezeichnung „arbeitende Klassen" durch eine andere zu ersetzen, welche mit größerer Bestimmtheit ausdrücken würde, daß von denjenigen Mitbürgern die Rede sein soll, welche, auf den Lohn für ihrer Hände Arbeit angewiesen, häufig mit Entbehrung und Mangel zu kämpfen haben. Noch weniger Bedenken kann es mir erregen, das Wort „arbeitende Klas-

sen" zu gebrauchen, weil dasselbe hinlänglich bezeichnend ist, und nichts enthält, was der Geltung der damit Bezeichneten als Menschen und Staatsbürger zu nahe träte, nicht einmal etwas, worin ein Maßstab für ihren Werth als Menschen und Bürger gefunden werden könnte. Dagegen scheint es mir sehr bedenklich, bei der Stiftung eines Vereins zum Wohle der Gesellschaftsmitglieder, die sich vorzugsweise durch ihrer Hände Arbeit ernähren, Anstoß daran zu nehmen, daß der Arbeiter ein Arbeiter genannt werde. Von anderer Seite ist auch gegen das Wort „Hülfs- und Bildungsverein" nichts zu erinnern, weil unzweifelhaft der Verein sich nicht blos auf das materielle Wohl, sondern auf die Erziehung und Bildung zu erstrecken hat. Wegen des Zusatzes „gegenseitig" wäre zu bemerken, daß derselbe unrichtig ist, insofern in dem Vereine eine völlige Gegenseitigkeit nicht eintreten kann, noch wird, hauptsächlich aber, weil der Verein seine Wirksamkeit nicht blos auf die eigenen Mitglieder erstrecken muß, also kein gegenseitiger Verein sein wird. — Uebrigens wiederhole ich, daß ich geringes Gewicht darauf lege, den Werth oder Unwerth der beiden vorgeschlagenen Benennungen zu ermitteln, daß es mir vielmehr nur darauf ankommt, daß das Comite einen für die Vereinssache nach meiner persönlichen Ansicht nachtheiligen Eindruck verwische. Das sichere Mittel dafür ist die Annahme der Benennung: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen," die ich hiermit vorschlage."

Herr Jung, von dem der Vorschlag des Namens „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" ausgegangen war, gab hierauf ebenfalls seine Meinung schriftlich, wie folgt, zu Protocoll, in welcher Erklärung die Ansichten des Herrn Camphausen hinreichend beleuchtet werden:

„Herr Camphausen behauptet: Die am Sonntage stattgefundenen Besprechungen über den Vereinszweck hätten einerseits einen nachtheiligen Eindruck hervorgebracht, der die Ausbreitung des Vereins hemmen, und seiner Bildung Hindernisse in den Weg setzen könnte, andererseits die Furcht anregt, die arbeitenden Klassen könnten zu erhöhten Ansprüchen, Unzufriedenheit ꝛc. veranlaßt, und bei ihnen statt der Verheißung der Befriedigung vorhandener Bedürfnisse, neue Bedürfnisse erweckt werden. Herr Camphausen behauptet also nicht, daß der vorgeschlagene Name: „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" zu den erwähnten Eindrücken und Befürchtungen Veranlassung gegeben habe, noch daß er sie überhaupt geben könnte, es folgt also von selbst, daß, wenn der Name nicht der Anlaß der Befürch-

tungen und Mißverständnisse ist, diese auch nicht der Anlaß der Unterdrückung des Namens sein können. — Was diese Befürchtungen selbst betrifft, so vermögen wir sie nicht zu errathen; sollten sie, wie Herr Camphausen es andeutet, in dem Glauben bestehen, man wolle mit der Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe bei den arbeitenden Klassen den Anfang machen, so ist mir wenigstens eine solche Ansicht weder in noch außerhalb der letzten Versammlung zu Ohren gekommen; daß sie in dem Namen: „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungsverein" nicht enthalten sei, bedarf nicht im entferntesten des Beweises. — Ebenso wenig wird man diesem vorwerfen können, daß er bei den arbeitenden Klassen die erwähnten Mißverständnisse hervorzurufen im Stande sei; Herr Camphausen müßte denn unter der Unzufriedenheit und den neu erweckten Bedürfnissen der Arbeiter, die Erkenntniß ihres jetzigen unbefriedigenden Zustandes und das Streben nach einer Verbesserung desselben verstehen, welches zu erwecken, zu befördern und seine Realisirung möglich zu machen, meiner Ansicht nach allerdings die vornehmste Aufgabe des Vereins sein muß."

„Wenn man in der Versammlung darüber einig zu sein behauptete, daß die zu gewährende Hülfe nur den Zweck haben könnte, den ohnedieß Hülflosen zur Selbsthülfe zu erstarken, so wird man auch die vollständige Erkenntniß der eigenen Noth und die Sehnsucht nach einem besseren Zustande, als die erste Grundlage der hervorzurufenden Selbstthätigkeit anerkennen müssen." — —

„Gibt es Bedenklichkeiten, die den Tag nicht scheuen, so bringe man sie jetzt bei der Berathung der Statuten vor, man halte uns aber nicht die Furcht und das Uebelwollen derer als Schreckbild vor, die im Dunkeln schleichen und es nicht wagen, ihre Gründe vor das Licht der Oeffentlichkeit zu bringen." —

„Nach Herrn Camphausen hat sich nun die Furcht, welche die Versammlung erregte, an den Gegensatz der beiden, sonst unschuldigen Namen geknüpft und man verbindet nach ihm damit zweierlei Parteien. Parteien bilden sich natürlich in jeder Versammlung, wo verschiedene Ansichten sich streitend gegenüberstehen. Sollte Herr Camphausen aber noch etwas anderes, fernerliegendes haben ausdrücken wollen, so wäre eine deutlichere Erklärung wünschenswerth gewesen. Es war diese Andeutung um so überflüssiger, als Herr Camphausen nicht etwa eine Vermittelung der streitenden Ansichten vorschlägt, sondern unumwunden für den einen Namen Partei ergreift, so wie ich für den andern. — Es wird sich also immer darum handeln, von welchem Principe die Versammlung ausgehen

will, denn alsdann wird sie sich auch einen entsprechenden Namen beilegen müssen." —

„Will man also den sogenannten arbeitenden Klassen helfen von Außen her, ohne ihre eigene Mitwirkung, so ist der Name: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" ganz richtig, wie denn auch der sobenannte Berliner Centralverein seine, von der nothleidenden Klasse, abgesonderte Stellung, durch den hohen, sie factisch ausschließenden Jahresbeitrag von 4 Thalern documentirt hat."

„Ist man aber der Ansicht, daß solche Hülfe in dem Meere des Elends wie ein Tropfen sich verlieren müsse, und eine wirkliche Besserung nur aus der Vereinigung des Elendes und des Wohlstandes zu gemeinschaftlichem gleichthätigem Handeln zu erwarten sei, so ist dieser Name falsch, weil er theoretisch das trennt, was man vereinigen und in sich verschmelzen will." —

„Der Egoismus aber trennt die Menschen, die Liebe vereinigt sie. Wenn aber die Wohlhabenden sich für die Armen vereinigen sollten, so betrachten sie dieselben, als etwas von ihnen Abgesondertes, sie beschenken sie, aber sie bedürfen ihrer nicht; es bedarf aber aller Menschen, um das wahrhaft Menschliche zu erreichen, und wenn die größere Hälfte der Menschheit ihre besten Kräfte im Kampfe mit dem Elende aufreibt, so ist die ganze Menschheit gehemmt, behindert, sie ist krank und nur der Egoismus kann behaupten, sie sei trotzdem gesund. — Wenn also Herr Camphausen hier keine Gegenseitigkeit zu entdecken vermag, so ist es auch nicht zu verwundern, daß die Klasseneintheilung der Menschen ihm kein Bedenken erregen kann, da beides auf demselben Principe der Isolirung des Menschen beruht."

Die Erklärung des Herrn Camphausen enthält vollkommen die Belege zu dem, was wir oben über die Ansichten und Befürchtungen der liberalen Bourgeoisie ausgesprochen haben. Es ist die Furcht vor erhöhten Ansprüchen des Proletariats, welche das Ganze durchzieht, ohne daß der liberale Herr es wagt, diese Furcht auch offen als die seinige auszusprechen, er schiebt dem Comite politische Reformideen unter, spricht von der Nothwendigkeit der Abhülfe wirklicher Noth, wirklichen Elendes, während er nicht umhin kann, die Furcht vor erhöhten Ansprüchen gleich dahinter zu setzen, als wenn nicht eben auch schon das Recht auf die Abhülfe vorhandenen Elendes ein erhöhter Anspruch des bis jetzt gänzlich vernachlässigten Proletariats sei, warnt vor einer Erweiterung und Umänderung der Rechtsbegriffe der Besitzlosen,

ohne darauf einzugehen, worin diese Umänderung bestehen würde. Wenn er sich den Schein gibt, als verstehe er politische darunter, so thut er das nur, weil er nicht deutlich sagen will, was er auf dem Herzen hat; denn in der Hitze der Debatten sprach er entschieden seine Meinung aus, indem er äußerte, daß vor Allem dahin zu streben sei, dem Vereine keine communistische Grundlage zu geben. Da hatte man das ganze Geheimniß des liberalen Herrn, da sitzen seine Befürchtungen.

Deshalb galt es dem Herrn Camphausen nun, mit der Regierung gemeinschaftliche Sache zu machen und eine Richtung des Vereines unterdrücken zu helfen, die möglicherweise eine Entwickelung unterstützen könnte, die, Herr Camphausen mag sich darüber beruhigen, mit und ohne Vereine ruhig voranschreitet. — Binnen kurzer Zeit hatte das Comite einen mit der Kölnischen Zeitung vom 4. December 1844 veröffentlichen Statuten-Entwurf entworfen, um ihn einer neuen Versammlung vorzulegen. Wir theilen aus diesem Entwurfe die wesentlichsten §§. mit:

§. 1.

Unter dem Namen: „Allgemeiner Hülfs- und Bildungs-Verein," wird zu Köln ein Verein gegründet, der den Zweck hat, im Wege des gemeinsamen Wirkens im Allgemeinen Wohlstaud und Bildung in einem höheren Grade zu befördern, als dies dem Einzelneu möglich ist, und insbesondere der geistigen und leiblichen Noth Derjenigen Abhülfe zu verschaffen, die von ihrer Hände Arbeit leben.

§. 2.

Der Verein hat seinen Sitz in Köln und erstreckt sich über die Städte Köln und Deutz, ohne jedoch Einrichtungen auszuschließen, die aus Gründen der Nothwendigkeit oder der Nützlichkeit auf einen größeren Bereich auszudehnen sind.

Derselbe wird sich mit Vereinen ähnlichen Zweckes, namentlich mit dem in Berlin unter dem Namen „Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" gestifteten, in geeignete Verbindung setzen.

§. 3.

Der Verein wird zur Erreichung seines Zweckes alle Mittel in Anwendung bringen, welche sich bereits bewährt haben oder sich in der Folge noch bewähren mögen und nach den örtlichen Verhältnissen anwendbar und zuläſſig erscheinen, mit vorzüglicher Berücksichtigung derjenigen Mittel,



welche mehr dahin zielen, das Entstehen der Noth zu verhüten, als vorhandenes Elend zu beschwichtigen. — Es wird mit denjenigen Mitteln der Anfang gemacht werden, die in Betracht der Geldkräfte des Vereins am wirksamsten erscheinen.

Für die einzelnen Einrichtungen wird nach bestehenden Vorschriften die Genehmigung und nach Maßgabe der Nützlichkeit die Mitwirkung der Verwaltungs-Behörden nachgesucht werden.

§. 4.

Als zweckdienliche Mittel stellen sich unter andern folgende dar:

I. Zur Verbesserung des materiellen Zustandes.

a) Einrichtungen, durch welche die Wirkungen vorkommender Unglücksfälle durch gegenseitige Unterstützung gemildert werden, z. B. die verschiedenen Arten gegenseitiger Unterstützungskassen, Kranken- und Sterbeladen 2c.;

b) Einrichtungen zur vorschußweisen Gewährung von Kost und Obdach für augenblicklich Arbeitslose;

c) Einrichtung zur Auskunft für Solche, die Arbeit suchen und Arbeit geben, und zur Vermittelung zwischen beiden;

d) Einrichtungen, wodurch der Einzelne durch den Erwerb von Eigenthum Selbstständigkeit erlangt, z. B. Sparkassen, Erwerbung von Ländereien und Gebäuden zur billigen Ueberlassung an die Arbeiter 2c.;

e) Einrichtungen, welche zu einer wohlfeilen und behaglichen Führung des Lebens dienen, z. B. gemeinschaftliche Speise-Anstalten, Anlage geräumiger und gesunder Wohngebäude, Ankauf von Lebensbedürfnissen im Großen und Verkauf im Kleinen, besonders für den Winter 2c.;

f) Einrichtungen, um den Arbeitserzeugnissen unmittelbaren Absatz an Diejenigen zu verschaffen, die derselben bedürfen, z. B. permanente Industrie-Hallen, in denen die Arbeits-Erzeugnisse wie die Lebensmittel auf den Märkten verkauft werden 2c.;

g) Einrichtungen, welche es dem besitzlosen Arbeiter möglich machen, den Kampf der Concurrenz mit der Macht des Capitals zu bestehen, z. B. Creditkassen, welche sowohl auf zu fertigende wie gefertigte Arbeit Vorschüsse leisten, Anstalten zur Beschaffung des Materials und der Werkzeuge zur Arbeit, Vereinigung einzelner Arbeiter zu einem Geschäfte 2c.

II. Zur Ausbildung.

a) Einrichtungen, wodurch der wohlthätige Einfluß des unmittelbaren Verkehrs von Menschen aller gesellschaftlichen Stellungen und Berufsgeschäfte sich wirksam zeigen kann;

b) Einrichtungen, welche unmittelbar zur Ausbildung dienen; z. B. Handwerkschulen und sogenannte mittlere Gewerbschulen, zum Unterricht

über das Alter hinaus, in welchem man das Handwerk zu ergreifen pflegt; überhaupt Schulen zur Entwickelung der individuellen Anlagen und zur Ausbildung in den einzelnen Fächern und Gewerben; Besprechungen und Vorträge über gemeinnützige Gegenstände; Sammlungen von Büchern, Modellen und Werkzeugen; Lesezimmer, Verbreitung gemeinnütziger Schriften &c.

§. 5.

Mitglied ist Jeder, welcher jährlich einen Beitrag von mindestens zehn Sgr. an die Vereinskasse entrichtet. — Derjenige, welcher 20 Thlr. auf einmal einzahlt, ist permanentes Mitglied des Vereins. Alle Mitglieder haben gleiche Rechte, vorbehaltlich der im §. 8 festgesetzten Ausnahme.

§. 6.

Vierteljährig findet eine Generalversammlung des Vereins Statt, wozu der Vorsitzende des Vorstandes öffentlich einladet.

Außerordentliche Versammlungen finden so oft Statt, als der Vorstand dies für nöthig erachtet, oder 50 Mitglieder des Vereins dies beim Vorstande schriftlich unter Angabe des vorzubringenden Gegenstandes verlangen.

§. 15.

Abänderungen des Statuts können mit einfacher Stimmenmehrheit in jeder ordentlichen General-Versammlung beschlossen werden, wenn in der Einladung dazu Erwähnung geschehen ist, und die betreffenden Anträge in einer vorhergehenden ordentlichen General-Versammlung vorgelesen worden sind. Solche Anträge müssen von wenigstens fünfzig Mitgliedern unter Angabe der Gründe dem Vorstande schriftlich eingereicht werden, welcher gehalten ist, dieselben in der nächsten General-Versammlung vorzulegen. *)

Wie schon früher bemerkt, mußte der Statutenentwurf der Behörde eingereicht werden, ehe die Erlaubniß zu einer neuen Versammlung ertheilt werden konnte. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Schaper, dem die Deputation des Comite's mündlich die Sache vorgetragen hatte, erklärte durch Erlaß vom 11. December 1844, „daß das vorgelegte Statut zur Genehmigung nicht geeignet sei, daß es einer Berathung desselben daher nicht bedürfe und die Erlaubniß zu der zu diesem Zwecke abzuhaltenden Generalversammlung nicht ertheilt werden könne."

---

*) Die übrigen Paragraphen enthalten nur Bestimmungen über die formelle Organisation des Vereins.

Das Comite erwiederte, daß es sich von einer Genehmigung der Statuten gar noch nicht handeln könne, da es kein Mandat habe, sie zur Genehmigung vorzulegen, daß aber die Abhaltung der Generalversammlung um so nöthiger sei, da das Ergebniß derselben erst darzuthun habe, ob der vorliegende Statutenentwurf auch den Ansichten der Majorität des Vereins entspreche; der Herr Oberpräsident möge die nicht zur Genehmigung geeigneten Punkte nur angeben, das Statut könne ja darnach modificirt werden, die Generalversammlung habe dann zu entscheiden, nach welchem Grundsatze das Statut festzusetzen sei.

Der Herr Oberpräsident rescribirte darauf am 8. Januar 1845, „daß der Statutenentwurf deshalb als zur Genehmigung nicht geeignet bezeichnet worden sei, weil darin die von dem beabsichtigten Vereine zu verfolgenden Zwecke viel zu allgemein angegeben seien und er von der Ansicht ausgehe, daß wenigstens alle, für das Wohl der arbeitenden Klasse sich bildenden Localvereine, als welcher ein für die Städte Köln und Deutz bestimmter nur angesehen werden könne, ihre Thätigkeit zunächst auf die Errichtung bestimmter Anstalten und die Herbeiführung bestimmter Vorkehrungen zu richten hätten, welche mit Rücksicht auf allgemeine Wahrnehmungen und die besonderen, örtlichen Verhältnisse zur Verbesserung der arbeitenden Bevölkerung vorzugsweise angemessen erscheinen und daher in den Vereinsstatuten speciell und ausschließlich als Vereinszwecke zur Verwirklichung der gemeinnützigen Absichten aufgestellt werden. Aber auch abgesehen davon, daß er hiernach der ganzen Grundlage des vom Comite in Aussicht genommenen Vereins in der in dem Statutenentwurfe ausgesprochenen Allgemeinheit seine Zustimmung nicht geben könne, enthalte der eingereichte Entwurf in den §§. 5, 6 und 15 Bestimmungen, welche — indem sie auf der einen Seite den Vereinsbeitrag auf einen sehr niedrigen Satz festsetzen, auf der anderen Seite aber vierteljährliche ordentliche und außerdem noch außerordentliche Generalversammlungen sämmtlicher Vereinsmitglieder anordnen und von der einfachen Stimmenmehrheit in denselben jeder Abänderung des Statutes ohne Weiteres abhängig machen — der Erreichung des eigentlichen Zieles nicht förderlich sein könne. Das

Comite werde daher selbst ermessen, daß die Berufung einer Generalversammlung behufs Berathung eines Statutenentwurfes, welcher in seiner wesentlichen Grundlage selbst nach einzelnen Abänderungen genehmigt zu werden keine Aussicht habe, ganz zwecklos sein würde und daß er deshalb dem Antrag des Comite's keine Folge geben könne."

Inzwischen waren von Seiten der Behörden alle möglichen Versuche gemacht worden, auf andere Weise einen Localverein zum Wohle der arbeitenden Klasse in Köln zu Stande zu bringen, welche aber sämmtlich scheiterten. Niemand wollte sich dazu hergeben, gegen die so deutlich ausgesprochene öffentliche Meinung anzugehen.

Das Comite suchte den Statutenentwurf nach den bezeichneten Aussetzungen des Herrn Oberpräsidenten, theilweise auch seine Ansichten errathend, umzuändern und reichte ihn in der neuen Fassung wieder ein, um die Genehmigung zur Abhaltung der Generalversammlung zu erhalten. Diese Erlaubniß erhielt das Comite endlich am 2. März 1845 durch einen vom 11. Februar 1845 datirten Erlaß des Herrn Oberpräsidenten, worin es heißt: „Da dem nunmehr eingereichten abgeänderten Statutenentwurfe für den zu bildenden Hülfs- und Bildungsverein in mehreren Punkten eine mehr zur Genehmigung geeignete Grundlage gegeben worden, so wolle er zwar von dieser Seite her die Abhaltung einer Generalversammlung zur Berathung des Statutes nunmehr gestatten, bemerke jedoch dabei ausdrücklich, daß hierdurch einer späteren Bestimmung über die einzelnen Festsetzungen des Letzteren nicht vorgegriffen werde und erwarte von dem Comite, daß es bemüht sein werde, dem Vereine eine dem eigentlichen Zwecke förderliche praktische Richtung zu geben und das Ziel seiner Thätigkeit noch specieller, als es in dem Entwurfe geschehen sei, zu bezeichnen, da davon vorzugsweise die Genehmigung abhängig sein werde."

Die Verhandlungen mit dem Herrn Oberpräsidenten sind hier absichtlich ausführlicher mitgetheilt, weil sie einen Blick in die Ansichten der preußischen Regierung über die ganze Vereins-Angelegenheit thun lassen, da doch mit Sicherheit angenommen

werden kann, daß der Herr Oberpräsident hier vollkommen in Uebereinstimmung mit dem Ministerium gehandelt hat. Die neue Versammlung ward auf den 16. März anberaumt. Man sagt, der Regierungspräsident zu Köln, Herr von Bonin, habe seine Räthe aufgefordert, die Versammlung zu besuchen und den Ansichten der Regierung dort Geltung zu verschaffen, Einen sogar speciell damit beauftragt, die Grundsätze der Regierung dort zu vertheidigen. Der große zur Versammlung ausgewählte Saal vermochte kaum die Masse der Anwesenden zu fassen. Die Auseinandersetzung der Hindernisse, welche der Zusammenberufung dieser Versammlung von Seiten der Behörden in den Weg gestellt worden, rief einen tiefen Eindruck bei der ganzen Versammlung hervor, ja ein allgemeiner Unwille gegen die Behörden, die einer Angelegenheit von der größten Wichtigkeit auf solche Weise hemmend in den Weg träten, gab sich überall kund. Herr Dr. D'Ester verlas hierauf im Namen des Comite's über den vorliegenden Statutenentwurf verfaßten Commissionsbericht, den wir auszugsweise, so weit er von allgemeinem Interesse ist, hier mittheilen:

„Die Früchte der menschlichen Entwickelung," heißt es darin, „kommen bis jetzt größtentheils nur einer verhältnißmäßig sehr kleinen Anzahl von Menschen zu Gute, und die Entwickelung selbst blieb deshalb, nicht allein insofern der größte Theil der Menschen davon beinahe ausgeschlossen war, sondern auch innerhalb des beschränkten Kreises derjenigen, die daran Theil nehmen, ohne die Mitwirkung Aller eine unvollkommene. Da es mithin zu ihrer Vervollkommnung des möglichst thätigen Zusammenwirkens Aller bedarf und diese nur erstrebt werden kann, wenn man alle Menschen zur vollen Entwickelung ihrer Kräfte und Fähigkeiten zu bringen sucht, so ergibt sich daraus als eine nothwendige Folge die Verbindlichkeit Aller, zur Erreichung dieses Zieles mitzuwirken, zumal da die überwiegende Mehrzahl der Menschen bei den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen von der Sorge um die nothdürftigsten Lebensmittel völlig in Anspruch genommen ist. Sowie daher die ganze Gesellschaft und folglich jeder Einzelne für die bestehenden Zustände verantwortlich ist, so wird auch auf der

anderen Seite Jeder Theil an den Wirkungen einer möglichst vollständigen Entwickelung nehmen. Alles, was nämlich für einen Theil der menschlichen Gesellschaft geschieht, äußert seine Wirkungen auf die ganze Gesellschaft, weil diese ein regelmäßiger Organismus ist, dessen einzelne Glieder weder erkranken, noch gesund werden können, ohne dies dem Gänzen fühlbar zu machen, ohne im ersten Falle auf die zur Erhaltung des Ganzen nöthige Thätigkeit aller Glieder hemmend einzuwirken, und im zweiten Falle allen minder die Entwickelung eines regen, ihren Functionen entsprechenden Lebens zu gestatten. Was man daher auch immer für den bis jetzt verwahrlosten Zustand der Mehrzahl der Menschen thun mag, es kömmt, sei es so viel oder so wenig, als man nur immer will oder kann, Allen, und dies nicht allein in geistiger, sondern auch in materieller Hinsicht zu Gute. Je mehr Intelligenz, je größere Arbeitsfähigkeit dem einen Theile gegeben wird, desto größer wird auch der Ertrag der Arbeit für Denjenigen sein, welcher mit seinem Gelde oder seinem Talente die Arbeit Vieler regelt und zusammenfaßt. Mag man daher auch die Zwecke eines Vereins, wie er zu gründen beabsichtigt wird, fassen und feststellen, wie man will, die angeführte Wirkung wird immer eintreten, und es liegt gerade in ihr ein mächtiger Sporn für Alle, zum Wohle ihrer Mitbrüder beizutragen, mithin auch die Nothwendigkeit, dieser allgemeinen Wirkung in der Bestimmung des Zweckes und des Namens des Vereins zu erwähnen, weil dadurch Jeder in den Kreis des Vereins gezogen und Niemand, weder von der Mithülfe, noch von den Wirkungen desselben ausgeschlossen wird. Wir glaubten daher in Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen und anlehnend an die Worte des Königs als Zweck des Vereins festsetzen zu müssen, „im Wege des gemeinsamen Wirkens im Allgemeinen Wohlstand und Bildung zu befördern," wodurch zugleich die beiden Hauptrichtungen der Wirksamkeit des Vereins, nämlich Abhülfe der geistigen und leiblichen Noth, ausdrücklich bezeichnet werden. Als Gegenstand der nächsten Thätigkeit des Vereins erwähnten wir gleich hinterher den Zustand Derjenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben, wobei wir nur bemerken, daß wir unter solchen, die von ihrer Hände Arbeit

leben, nicht blos die eigentlichen Fabrik- und Handarbeiter, sondern auch die Dienstboten, Tagelöhner und Alle, welche bei ihrer Hände Arbeit eine selbstständige Stellung zu erringen nicht im Stande sind, verstanden haben. Da es mithin Zweck und Wirkung des Vereins ist, im Allgemeinen Abhülfe der Noth zu schaffen und Bildung zu verbreiten, so hielten wir den Namen „Allgemeiner Hülfs- und Bildungs-Verein" für den geeignetsten und der ganzen Thätigkeit des Vereins am entsprechendsten, zumal da er den Vortheil darbot, Niemanden von der Theilnahme und den Wirkungen des Vereins auszuschließen, was bei dem Namen: „Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen" wohl der Fall gewesen wäre; denn Alle, welche eine selbstständige Thätigkeit eben ernährt, um dürftig davon leben zu können, würden sich nicht berufen fühlen, dem Vereine beizutreten, da sie auf der einen Seite sich nicht zu derjenigen Klasse rechnen würden, für die Etwas geschieht, und auf der anderen Seite nicht zu der, welche Etwas zu thun im Stande ist, eine solche Sonderung zweier Klassen aber nothwendig in dem erwähnten Namen liegen würde." —

Nachdem in dem Berichte die Bestimmungen über die Ausdehnung des Vereins und seine Verbindung mit anderen Vereinen ähnlichen Zweckes näher auseinandergesetzt worden, heißt es in Betreff der Mittel weiter:

„In Bezug auf die Mittel, durch welche der Vereinszweck gefördert werden soll, haben wir die Stelle aus dem Aufrufe des Berliner Central-Vereins vom 7. October v. J., daß der Verein zur Erreichung seines Zweckes alle Mittel in Anwendung bringen werde, welche sich bereits bewährt haben oder sich in der Folge noch bewähren mögen und nach den örtlichen Verhältnissen anwendbar und zulässig erscheinen, beibehalten, indem bei der geringen Uebersicht, welche sich bis jetzt über die Wirksamkeit der Vereine heben läßt, die Möglichkeit der Anwendung der verschiedenartigsten Mittel, selbst solcher, die bis jetzt noch nicht bekannt sind, statutengemäß vorbehalten werden muß, und dies gerade in dem Berliner Aufrufe geschehen ist. Wir hielten besonders die Anwendung solcher Mittel, welche dem Entstehen der Noth vor-

beugen, als die geeignetsten, weil einestheils dadurch die wirkliche Noth verhütet wird, und anderentheils die Linderung des vorhandenen Elendes in das Gebiet der Gemeinde- und Armen-Verwaltungen fällt. Um die Richtungen der Wirksamkeit des Vereins Allen klar zu machen und namentlich denjenigen, auf deren Zustand sie zunächst hingelenkt werden soll, zu zeigen, in welcher Weise sie eine Abhülfe ihrer Noth von dem Vereine zu erwarten haben, schien es uns nothwendig, einzelne Mittel beispielsweise im Statut aufzuführen und die Grundzüge der Art und Weise ihrer Wirksamkeit dabei anzugeben. Die speciell vorgeschlagenen Mittel sind jedoch alle nach dem vorher erwähnten Grundsatze ausgewählt worden, sie dienen entweder zur Verhütung des Entstehens vorübergehender Noth, wie die zuerst aufgeführten, oder bleibender, wie die zuletzt angegebenen. Alle sollen nicht auf dem Wege der unmittelbaren Unterstützung, in der immer etwas gewissermaßen Entwürdigendes, Niederdrückendes liegt, sondern durch die thätige Mitwirkung derer, denen geholfen werden soll, selbst ihren Zweck erreichen und sind größtentheils schon an anderen Orten in Anwendung gebracht und bewährt befunden worden. Ueberzeugt, daß materielle und geistige Hülfe gleich Noth thue und Beide sich so sehr ergänzen, daß die eine ohne die andere unmöglich zu erzielen ist, haben wir auf Beide Rücksicht genommen, wie auch die allerhöchste Cabinetsordre die Wirksamkeit der Vereine auf die Abhülfe der geistigen und leiblichen Noth ausdehnt. Ohne Bildung, ohne Gewährung eines geistigen Genusses oder Befriedigung im Familienleben wird es unmöglich sein, zur Sparsamkeit, zur Mäßigkeit anzuhalten, will man nicht blos die Habgier erwecken und dadurch der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten und der Sittlichkeit der Einzelnen mehr Hindernisse in den Weg legen, als ihr Vorschub geleistet wird. Ebenso überzeugt waren wir aber auch, daß die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wenigstens in einem gewissen Grade vorerst zu Grunde gelegt, daß Hunger, Durst, Kälte, Obdachlosigkeit, überhaupt die drückendsten Sorgen vorerst beseitigt werden müssen, ehe der geistigen Noth wirksam entgegengetreten und eine Empfänglichkeit für die Schätze der geistigen Bildung ange-

nommen werden könne, und haben daher den Mitteln zur Verbesserung des materiellen Zustandes gleichzeitig eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die materiellen Mittel fußen alle, wie schon früher bemerkt, auf der thätigen Mitwirkung derer, denen geholfen werden soll, selbst. Der Zweck, Arbeit zu schaffen, welche von einem entsprechenden Ertrage belohnt sei, und zu dem Ende einestheils die Beschaffung der Arbeitsmaterialien und des erforderlichen Capitals zu erleichtern, anderentheils aber den Absatz der Arbeitserzeugnisse in einer solchen Weise zu regeln, daß der Hauptertrag nicht auf Kosten derjenigen, die ihn bedürfen, durch die Absatzwege selbst verschlungen wird, liegt allen Mitteln zu Grunde, mit Ausnahme derer, welche darauf berechnet sind, die augenblickliche Arbeits- und Verdienstlosigkeit niederdrückend und die zu erneuernde Thätigkeit leichter zu machen. Es ist eine Wahrheit, die nicht weggeläugnet werden kann, daß die freie Concurrenz deswegen keine Freiheit ist, weil ein großer Theil der Menschen durch Hindernisse, die nicht in ihrer Persönlichkeit liegen und zwar namentlich durch den Druck des Capitals der vom Glücke Begünstigteren zu keiner selbstständigen Thätigkeit gelangen kann. Diese Hindernisse zu beseitigen, oder vielmehr die außerhalb der Persönlichkeit liegenden Mittel zu beschaffen, um bei den bestehenden Zuständen den Kampf der Concurrenz, namentlich mit der Macht des Capitals mit einiger Aussicht auf Erfolg eingehen zu können, muß daher ein Hauptzweck des Vereins sein, will er einigermaßen einflußreich wirken. Würde es gelingen, Allen, welche den Beruf in sich fühlen und die Fähigkeiten dazu haben, eine selbstständige erfolgreiche Thätigkeit zu verschaffen, so würde der Verein seinen Zweck vollkommen erreicht haben; um aber Allen oder möglichst Vielen diesen Beruf und diese Fähigkeiten zu geben, muß er gleichzeitig auf die geistige Ausbildung und Entwickelung der persönlichen Anlage sein Augenmerk richten." —

„Was die auf die eigentliche Ausbildung bezüglichen Mittel betrifft, so haben wir in dem wohlthätigen Einflusse des unmittelbaren Verkehrs von Menschen aller gesellschaftlichen Stellungen und Berufsgeschäfte unter einander eines der wesentlichsten Bil-

dungsmittel gesucht, weil durch Nichts so sehr die Annäherung derer, die leider im Leben schroff einander gegenüberstehen, bewirkt, gegenseitiges Zutrauen und Verallgemeinerung der Bildung erstrebt werden kann. Auch der Berliner Centralverein zum Wohl der arbeitenden Klassen hat auf einen solchen Verkehr ein besonderes Gewicht gelegt und seiner mehrmals beinahe in derselben Fassung gedacht. Häufige Generalversammlungen und Besprechungen über die den Verein betreffenden und anderweitige gemeinnützige Gegenstände müssen zur Erreichung eines solchen Verkehrs wesentlich mitwirken. Die übrigen zur Ausbildung vorgeschlagenen Mittel gründen sich hauptsächlich darauf, Schulen zu errichten und andere Einrichtungen zu treffen, wodurch der Fortsetzung der Erziehung nach Vollendung des Elementarunterrichtes Gelegenheit gegeben wird, und zwar so, daß auf die Entwickelung der persönlichen Anlage und Fähigkeiten besonderes Gewicht gelegt werde, weil dadurch erst, daß die Berufsarbeit der persönlichen Neigung entspricht, die Arbeit selbst zum Genusse wird.“ —

„Es ließen sich unter den Mitteln zur Abhülfe sowohl der leiblichen, wie der geistigen Noth noch sehr viele anführen, welche wir nicht erwähnten, weil es nur gilt, durch einzelne Beispiele die allgemeinen Richtungen der Thätigkeit des Vereins zu bezeichnen und es ohnehin unmöglich ist, in der Aufführung der speciellen Mittel erschöpfend zu sein. Es sind keine Mittel erwähnt, welche darauf berechnet wären, die Tugend, sei es unmittelbar oder mittelbar zu belohnen, da uns solche grundsätzlich unrichtig und in der Ausführung mancherlei Schwierigkeiten darzubieten schienen; denn belohnt man die Tugend und die gute Aufführung unmittelbar, so eröffnet man auf der einen Seite der Heuchelei, auf der anderen der persönlichen Begünstigung und Intriguen aller Art Thür und Thor, unterstützt sogar häufig, da ja nur die äußeren Erscheinungen der Handlungen, nicht die innere Triebfeder berücksichtigt werden können, eher eine Untugend, als die Tugend selbst; belohnt man sie dagegen mittelbar, so geht dies ebenfalls in der Regel auf Kosten der wahren Tugend und richtet sich hauptsächlich nach besonderen äußeren Verhältnissen,

verletzt übrigens jedenfalls die gleichen Ansprüche Aller an die wohlthätigen Wirkungen des Vereins." —

„Was nun die Ausführbarkeit der Mittel betrifft, so wird man einwenden, daß es unmöglich oder höchst schwierig sei, die nöthigen Geldsummen zu beschaffen, zumal wenn ein geringer Beitrag als die Bedingung der Mitgliedschaft im Statut festgesetzt werde. Wir bemerken dagegen, daß eine solche Bestimmung ja nur den geringsten Beitrag namhaft macht, uns aber ein sehr geringer nöthig schien, um, so viel wie thunlich, Allen die Möglichkeit, Mitglieder des Vereins zu werden und Antheil an der Thätigkeit desselben zu nehmen, zu verstatten, eine Bestimmung, ohne die gerade diejenigen, denen geholfen werden soll, ausgeschlossen und der im ersten Paragraph ausgesprochene Zweck des Vereins niemals erreicht werden könnte. Es ist aber wohl auch als gewiß vorauszusetzen, daß Jeder, der überhaupt dem Vereine beitritt, sich nach Kräften und Verhältnissen seines Vermögens betheiligen wird." —

„Uebrigens bedarf der Verein zur Einführung der zur Verbesserung des materiellen Zustandes vorgeschlagenen Einrichtungen keiner so ungeheuren, durch die bloßen Beiträge zu beschaffenden Summen, da ja sämmtliche Einrichtungen nicht auf dem Principe der unmittelbaren Unterstützung beruhen, mithin die dazu nöthigen Geldmittel **à fonds perdus** hingegeben werden müssen. Ein Theil, wie die gegenseitigen Unterstützungskassen ꝛc., wird lediglich durch die Theilnehmer der betreffenden Einrichtung mit den erforderlichen Geldmitteln versehen und es gilt hier nur, durch eine recht große Theilnahme die Wirksamkeit solcher zu vergrößern und zu sichern. Eine Unterstützung mit Geldmitteln aus der Vereinskasse ist daher nicht nöthig. Andere, wie die Sparkassen, beschaffen sogar Capitalien, statt ihrer zu bedürfen. Andere tragen sich vollkommen selbst und bringen die Zinsen der erforderlichen Summen leicht auf, bedürfen mithin n u r einer Capitalanlage und keiner fortdauernden Zuschüsse; die Capitalanlage kann aber bei den einzelnen Einrichtungen, wo die Vereinsmittel nicht ausreichen, theils durch die nachzusuchende Mitwirkung der Armenverwaltung, theils durch zu gründende Actiengesellschaften, wie

dies schon an manchen Orten geschehen ist, theils schon durch die in den Sparkassen eingelegten Gelder beschafft werden, denen letztern ohnehin eine rentbare Anlegung gegeben werden muß. Es wird gewiß jedenfalls zweckmäßiger erscheinen, die durch die Armen ersparten Capitalien auch für die Armen arbeiten zu lassen, als sie in die Kassen der Reichen zu legen. Ferner muß noch bemerkt werden, daß ja nicht alle Einrichtungen zu gleicher Zeit in's Leben treten werden, sondern es den Beschlüssen der Generalversammlung überlassen bleibt, ob, wie und wann dies geschieht. Auch ist zu erwarten, daß, wenn einmal die wohlthätigen Wirkungen des Vereins sich durch die That bewährt haben, gerade die Arbeiter ihre Ersparnisse, sobald sie eine Höhe erreichen, daß sie in den Sparkassen nicht mehr verbleiben können, bei dem Vereine zinsbar anlegen werden, wenn dieser vielleicht noch besondere Erleichterungen und Vortheile darzubieten im Stande ist."

Der weitere Bericht enthält die Motive für die Bestimmung über die innere Organisation des Vereins, es ist darin besonders die Zweckmäßigkeit häufiger Generalversammlungen und die Nothwendigkeit, diesen so viele Rechte, wie nur immer möglich, zu bewahren, auseinandergesetzt. Der Bericht schließt mit Angabe der Abweichung, welche der Statutenentwurf durch die Verhandlungen mit dem Herrn Oberpräsidenten erlitten.

Die Discussion über die einzelnen Paragraphen des Statutes ergab in der allererfreulichsten Weise, daß die Mehrzahl der Versammelten grundsätzlich mit dem Statutenentwurfe vollkommen einverstanden war und daß es sich nur darum handele, wie dieser Grundsatz am Klarsten auszusprechen sei und welche Bestimmungen ihm am Besten entsprächen. Gleich bei dem ersten Paragraph zeigt sich dies ganz entschieden, denn mit einer sehr überwiegenden Majorität ward, ohne längere Debatten, die viel deutlichere und klarere Fassung desselben, wie sie der ursprüngliche Entwurf enthielt, an die Stelle des modificirten gesetzt. Mag es sein, daß diese erste Abstimmung den Gegnern den Muth benahm; principielle Debatten fanden keine mehr statt, ja man suchte die Vorschläge des Comite's nicht allein durchaus durchzuführen, sondern sogar noch durch radicalere Bestimmungen zu überbieten. So

kam es denn, daß der ursprüngliche Statutenentwurf beinahe in allen Theilen wieder vollkommen hergestellt ward.*)

In der letzten (dritten) Versammlung zur Berathung der Statuten wurde das alte Comite von Neuem gewählt, um die Statuten der Regierung zur Genehmigung vorzulegen, und, im Falle dieselbe gegen Einzelheiten des Entwurfs etwas einwende, sich mit ihr auf Verhandlungen einzulassen.

Wir sind aber der Meinung, daß es zu diesen Verhandlungen gar nicht kommen wird, indem sie von den Comitemitgliedern als unnütz angesehen werden dürften, nachdem sogar der Central-Verein in Berlin eine so hübsche Abfertigung von der Regierung erhalten hat. Dieser Central-Verein nämlich, soll nur anerkannt werden „unter Beseitigung der projectirten Provinzialvereine, wenn seine innere Organisation die nöthigen Umgestaltungen erfahren hat, unter welchen die vornehmlichsten sind, daß eine Staatscontrole durch einen königlichen Commissarius stattfindet, und Staatsbeamte überhaupt in größerer Zahl im Vorstand und Ausschuß Platz nehmen."

Wenn das den Frommen widerfährt, wie soll es da erst den Gottlosen ergehen? Ein Pröbchen davon gibt das Rescript des Oberpräsidenten der Mark vom 13. April an den zahmen Berliner Localverein: Der Herr Oberpräsident verlangt, daß man in den Statuten fest angebe, was man wolle. Vor allen Dingen sollen Spar- und Unterstützungskassen die Hauptaufgabe sein. Für die innere Organisation und Thätigkeit des Vereines sei es nothwendig, daß die städtischen Behörden Theil nähmen und der Oberbürgermeister an die Spitze trete. „Es sei ferner gut und nützlich, wenn der gebildete Theil der Einwohner (die Bourgeoisie) zahlreich hinzuträte; man könne jedoch nicht die Gefahren verkennen, welche aus einem zu starken Hinzutreten

*) Man sehe die Relationen über die einzelnen Versammlungen in der Kölnischen und Trier'schen Zeitung; auch im Gesellschaftsspiegel.

der ungebildeteren Klassen (des Proletariats) erwachse, wodurch überspannte und maßlose Hoffnungen erweckt würden ꝛc."

Somit wäre diese Angelegenheit einstweilen zu Ende, und der deutsche Michel kann getrost nach Hause gehen.

Köln, Ende April.

250

So lebt und stirbt der Arme.

Erzählung aus dem Leben des Volkes.

Von

Ernst Willkomm.

1.

Auf Endermann's Hofe rauchten die Schornsteine seit drei Tagen ununterbrochen. Wohlriechender Duft stieg aus den Küchenfenstern auf und verbreitete sich über Blumen- und Baumgarten. Das Klappern der Teller, das Gerassel der Kasserole, das Rufen und Befehlen des Kochs hörte von früh bis in den späten Abend nicht auf und störte nicht wenig den alltäglichen Geschäftsgang. Man hätte glauben sollen, so große Vorbereitungen zu solennem Festmahle gelte der Vermählung einer Tochter des Hausbesitzers, deren Endermann zwei von blühender Schönheit besaß. Es waren aber blos die gewöhnlichen Anstalten zur alljährlichen Geburtstagsfeier des steinreichen Mannes, wobei er etwas darauf gehen zu lassen liebte.

Die Jugend Endermann's verhieß ihm keine großen irdischen Genüsse. Er war der einzige Sohn eines simplen Leinenwebers, der auf eigene Rechnung arbeitete, wenige treue, fleißige Gehülfen in seinem unscheinbaren Hause fortwährend beschäftigte und gut dafür bezahlte, und es sich überhaupt sein Lebenlang sauer werden ließ. Gewohnt an mühsamen Erwerb, ging der Vater

stundenweit durch die Gebirge bis auf die Kämme der Riesenberge, um bei den armen Spinnern, die ihn wohl kannten, einzukehren und das beste Garn zu seinen Leinewanden selbst einzukaufen. Kein Faden, den er nicht mit eigenen Augen geprüft, den seine Hand nicht gefühlt hatte, wurde bei ihm verarbeitet. Daher kam es aber auch, daß Garn-Endermann's Leinen, wie man ihn seines Garnsammelns wegen nannte, überall gesucht und als vortrefflich bekannt waren. Er machte gute Geschäfte, ohne ungeheure Verdienste zu haben. Denn nie pflegte er seine Kräfte zu überschätzen, nie Bestellungen anzunehmen, die er nicht mit Hülfe seiner erprobten Arbeiter liefern konnte. Das war nun zwar sehr ehrenwerth von dem braven Manne, aber es verstieß schnurstracks gegen den Geist der Speculation. Weil er aber ein Starrkopf war und durch seine Art zu handeln, seinen übrigen speculirenden Genossen das Gewerbe nicht verdarb, so ließ man ihm den Willen und lachte ihn heimlich aus, wenn er sich Tag und Nacht für geringen Lohn plagte.

Garn-Endermann wäre schwerlich ein reicher Mann geworden ohne den erwähnten Sohn Gotthardt. Das war ein kluger Junge von Kindes Beinen an, der mit hundert Augen nach dem Erwerb schielte und keinen andern Gedanken hatte, als den Verdienst. Als er der Schule entwachsen war und nun am Geschäft des Vaters Theil nahm, mußte er auf dessen Geheiß das gesammelte und gewissenhaft sortirte Garn auf dem Schiebkarren in die Bleiche fahren und zwar vier Meilen weit auf Wegen, die man heutigen Tages für unbetretbar halten würde. Der Vater gab ihm zu achttägigem Zehrgelde einen halben Thaler mit und die Mutter einen Laib Brod, und damit konnte Gotthardt sehen, wie er auskam, denn Schulden pflegte Endermann nicht zu bezahlen.

Auf diesen Schiebkarren-Reisen in die Bleiche lernte der junge Endermann eine Menge Fabrikanten kennen, mit denen er sich in Gespräche über das Gewerbe einließ. Er lernte dadurch manches Gute, allein noch weit mehr Schlechtes. Es war die Zeit, wo mancher Linnenfabrikant Versuche im Schnellbleichen machte. So gebleichtes Garn hatte ein weit schöneres Ansehen,

als das auf die althergebrachte Weise zubereitete. Die Leinewand schimmerte in reinerer Weiße und fühlte sich zugleich feiner an. Auch hörte Gotthardt, daß ungleich mehr durch die Schnellbleiche zu verdienen sei und daß so gebleichte Linnen so zu sagen reißenden Absatz fänden.

Gotthardt theilte diese Erfahrungen gelegentlich dem Vater mit, fand jedoch bei dem starren Manne zu seinem Leidwesen kein Gehör. Endermann hielt es mit dem Hergebrachten, weil er dieses für gut erkannt hatte.

Gotthardt mußte sich gedulden. Nach einigen Jahren aber vermochte er den Vater zu überreden, daß er ihm ein kleines Capital vorschoß, mit dem er auf eigene Hand nach Belieben wirthschaften konnte. Endermann nahm keine Zinsen von dem Sohne, doch genehmigte er, daß ihm derselbe im Fall guten Glückes einige Procente vom reinen Gewinn auszahlen solle.

Nun handelte Gotthardt auf seine Weise. Er kaufte Garn von geringerem Werthe, das aber ebenso schön aussah, wie das seines Vaters. Auch erlaubte er sich unter dem Vorgeben, daß der Linnenhandel ein unsicheres Geschäft sei, die Spinner ein klein wenig zu drücken, was ihm dadurch gelang, daß er seine Einkäufe immer baar bezahlte. War es ihm irgend möglich, so geschah dies in damals noch gebräuchlichem Conventionsgelde. Dann zog er den Spinnern von jedem Thaler funfzehn Pfennige ab. Wie diese armen Leute im Gebirge, die sich Brod und Kartoffeln meilenweit aus der Ebene holen mußten, zu ihren Verlusten kamen, das kümmerte den klugen Speculanten wenig. Er befolgte den weisen Grundsatz, den er häufig hatte anpreisen hören „Handel und Wandel duldet keine Freundschaft!“

Und siehe da, des jungen Endermann's Geschäfte blühten zu seines eigenen Vaters Erstaunen. Sein kleines Capital kehrte verdoppelt zurück, die Bestellungen mehrten sich. Es wäre unklug, ja in Gotthardt's Sinne gradezu lästerlich gewesen, hätte er aus Liebe zum Alten das zu allen Fensterscheiben hereinlächelnde Glück mit der Faust in's Gesicht schlagen und für immer vertreiben wollen. Deshalb gab er jetzt Arbeit aus dem Hause, nahm da und dort, wo er sie recht billig haben konnte, Weber

in Lohn und ließ so viel wie möglich arbeiten. Ohne Wissen seines Vaters erlaubte er sich auch, bei sehr feinen Leinwanden den Schuß mit Baumwolle zu versetzen. Den schlauen Betrug merkte Niemand, selbst nicht der Kenner, und Gotthardt, oder wie sich jetzt auf Anrathen des speculativen Sohnes Garn-Endermann nannte, „Endermann und Sohn" verdienten in wenigen Jahren ungeheure Summen.

Da Gotthardt inzwischen mündig geworden war und sich verheirathet hatte, konnte ihm der Vater nicht billig Vorschriften machen, wie und nach welchen Grundsätzen er die Weberei betreiben sollte. Der alternde Mann blieb sich selbst treu. Er webte nach wie vor blos auf solide Bestellungen die solidesten Linnen auf seinen eigenen Stühlen, konnte es aber nicht hindern, daß der Sohn sich zu einem Weltkaufmann ausbildete. Die bescheidene Bezeichnung „Weber" hatte Gotthardt mit dem eines „Fabrikanten" vertauscht, das einfache Weberhaus in ein Etablissement verwandelt. Er baute große Gebäude, wie sie seinen Zwecken entsprachen, gab nach und nach das Linnengeschäft fast ganz auf und legte sich auf die Fabrikation von baumwollenen Waaren, die reicheren Gewinn versprachen. Um Alles selbst betreiben und den Vortheil dadurch steigern zu können, legte er auch Färbereien und eine Mangel an und war in kurzer Zeit der angesehenste Mann im Gebirge. Um diese Zeit starb Garn-Endermann. Er ward pomphaft begraben und hinterließ dem einzigen Sohne ein großes Vermögen.

Auf solche Weise war Endermann der Jüngere ein reicher Mann geworden. Dies genügte seinem Ehrgeize nicht; er wollte auch ein vornehmer Mann sein. Deshalb umgab er sich mit allem Glanz der gesteigerten Cultur. Er ließ sein Wohnhaus erweitern, einen Gesellschaftssaal darin anlegen, die kostbarsten Spiegel, Meubeln und Kronleuchter kommen und das ehemalige Weberhaus allerschönstens damit ausschmücken. Weil er aber selbst die große Welt nie gesehen und von ächtem Kunstgeschmack keinen Begriff hatte, so überfüllte er zwar sein Etablissement mit überaus kostbaren Geräthschaften, verstieß aber sowohl in der Wahl der Kostbarkeiten wie in Anordnung und Verwendung

derselben gegen jede Regel der Schönheit. In seinem Hause sah es aus wie in einem überfüllten Raritätenkabinet.

Als sich Endermann zu solcher Höhe emporgeschwungen hatte, begann er ein Haus zu machen, das heißt, er lud an hohen Festtagen, am Kirchweihfeste und an seinem Geburtstage außer dem Gutsherrn des Ortes noch eine Menge Rittergutsbesitzer aus der Umgegend, ein oder zwei Geistliche, mehrere Amtleute und andere Personen, vor denen der gemeine Mann die Mütze tief zu ziehen pflegt, bei sich zur Tafel. Da Endermann bei solchen Gelegenheiten einen vortrefflichen Tisch führte, die feinsten Weine spendete und überhaupt in jeder Weise darthat, daß er nicht blos ein reicher, sondern auch ein liberaler Lebemann sei; so erhielt er auf solche Einladungen nie abschlägliche Antworten. Seine Gäste thaten ihm die Ehre an, zu erscheinen, mit ihm zu essen und zu trinken. Beim Scheiden drückten sie ihm äußerst gerührt die Hand und lachten ihn auf dem Heimwege aus; Endermann aber lachte ebenfalls, denn er kannte das Geheimniß, sich aus den Beuteln der Geladenen gelegentlich seine lukullischen Gastmähler wieder bezahlen zu lassen.

Am glänzendsten waren Gesellschaft und Mahl an Endermann's Geburtstage. Dieser war jetzt wiedergekehrt und weil in demselben Jahre der Tag fiel, wo er vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male selbstständig handelnd aufgetreten war, so ließ er diesmal mehr als sonst darauf gehen. Um ja hinter den Anforderungen höchst gebildeter Feinschmecker nicht zurückzubleiben, hatte Endermann einen Koch aus der Residenz für vieles Geld verschrieben. Die feinsten und theuersten Weine, die ausgesuchtesten Leckereien, mochten sie auch erstaunliche Summen kosten, wurden herbeigeschafft. Der ehrgeizige Fabrikant würde zweifelsohne auch Pfauenzungen in Pasteten verwandelt haben aufsetzen lassen, hätte der in der Kochkunst des Alterthums nicht bewanderte Eßkünstler den genialen Einfall gehabt, ein derartiges Gericht zeitgemäß und vor Allem vornehm zu finden.

Die Gesellschaft war zahlreich und durchaus von bestem Ton. Es gab nicht einen Einzigen unter ihr, den man besitzlos hätte nennen können. Alle, die an Endermann's mit Silber=

und kostbarem Porzellan-Geschirr bedeckten Tafel schwelgten, rühmten sich, immer wohl gefüllte Börsen, feine Kleider und darunter ein Herz zu tragen, das Bettelei und Armuth für Laster betrachteten, die man sich fern halten müsse. Sie waren über alle Maßen glücklich, diese guten, mit Gott und Welt recht zufriedenen Leute. Sie schlürften mit Behagen rothen Burgunder, perlenden Champagner und die heißen goldgelben Funken des ältesten Xeres. Auge, Mund und Wange lachten den Glücklichen, wenn Einer oder der Andere aus Anerkennung der großen Verdienste Endermann's um die Industrie im Allgemeinen und um die Cultur der gestreiften Baumwollenzeuge insbesondere, die er jährlich zu hunderttausenden in alle Welt versendete, dem edlen Wirth ein begeistertes Hoch ausbrachte. Endermann wußte solche Ausbrüche herzlicher Freundschaft ebenfalls anzuerkennen. Er weinte vor Rührung, vor Dank gegen Gott, dessen Gnade er Alles zu verdanken haben wollte. Er faltete die Hände, zog sein Sammetkäppchen und schlug freudig bewegt die thränenvollen Augen zum Himmel auf. Es war der glücklichste Tag seines Lebens, der Triumph seiner Thätigkeit, den er feierte! —

Während in dem Festsaale des Endermann'schen Hofes die ungetrübteste Freude waltete und jene selige Zufriedenheit sich Aller bemächtigt hatte, die gewöhnlich das Kennzeichen eines übersättigten Magens ist, stand ein Mann in dürftiger aber reinlicher Kleidung an der Schwelle der Hausthür, die schäbige Deckelmütze ehrfurchtsvoll in der Hand halten, welche auf seinem Wanderstabe ruhte. Ein Sack von grober Leinewand hing schlaff auf seinem Rücken, ein Zeichen, daß weder Garn noch fertige Waare darin sein konnte. Innerhalb der Thür lehnte ein wohlgenährter junger Kerl an dem granitnen Pfosten, beide Daumen unter die Tragbänder seiner Beinkleider steckend. Eine blaue Schürze, steif und glänzend, vor der Brust in einem Latze endigend, gab ihm ein recht stattliches Aussehen und bezeichnete ihn dem ärmlich Gekleideten als Herrn Endermann's Garnsortirer. Das häufige Aufstoßen, von dem er incommodirt wurde, und das glühende Gesicht mit den verschwommenen Augen ließen nicht

verkennen, daß er zu besserem Gedeihen seines Herrn Speise und Trank mehr als blos mäßig zugesprochen hatte.

„Glaubt Ihr, daß die Herrschaften noch lange tafeln?" fragte der Weber, denn einen solchen erblicken wir in dem Manne vor der Hausthür. „Auf eine Stunde oder zwei soll mir's nicht ankommen." „Heut wird nicht Feierabend gemacht vor sinkender Nacht, das heißt," setzte der Garnsortirer lachend hinzu, „im Essen, Trinken, Tanzen und Lustigsein. Es ist des Herrn Geburtstag, und wenn Ihr gescheidt seid, Moser, und den rechten Augenblick abwartet, um Herrn Endermann eine recht rührende Gratulation vor die Füße zu legen, da wirft's am Ende auch etwas Klingendes für Euch ab. Ihr seid ja immer so erpicht auf's Geld, als verhilf's zum ewigen Leben!" Und der junge halbtrunkene Gesell schlug eine rohe Lache zu seiner letzten Bemerkung auf.

Ueber die eingefallenen Wangen des Webers lief ein leichtes Roth, denn die Worte des Garnsortirers beleidigten und schmerzten ihn. „Gebe Gott," versetzte er, „daß Ihr nie den Tag erleben mögt, wo Euch ein elender Groschen so viel werth ist, als das ganze liebe Paradies, so schön und prächtig ausstaffirt, wie's uns der Pfarrer auf der Kanzel ausmalt! Wer keinen Hunger hat, der kann an solchen himmlischen Gemälden wohl Gefallen finden; wenn aber der Magen knurrt wie ein bissiger Hofhund, da machen Einem die rothen Pomeranzen, die so unnütz unter den Bäumen im Paradiese verfaulen oder von den Affen gefressen werden, unwirsch und von den seligen Freuden ist nicht viel zu spüren."

Der Garnsortirer lachte, daß ihm der Bauch schütterte. „Meiner Seele, Moser, Ihr seid witzig!" sagte er. „Und ich hielt Euch seither immer für einen Duckmäuser. Ihr wißt schon, so einer, der allen Heiligen die Zehen abfrißt, wenn's was einbringt! Nun Moser, seid nicht böse, man kann sich irren."

„Behüte!" versetzte der Weber. „Ich nehm' es keinem Menschen übel, wenn er Böses, ja das Schlechteste von Andern denkt. — Aber, um nicht eins in's andere zu reden, geht doch jetzt, Friedrich, und meldet mich dem Herrn! Das Gläserklingeln

und Schreien will ja gar nicht mehr endigen. Mein Gott, wie viele darbende Arme könnten mit dem unnütz verpraßten Gut gesättigt und glücklich gemacht werden! Wenn das Garn-Endermann, des Herrn Vater, mit ansehen müßte, ich glaube, er ging brummend seiner Wege. Das war doch ein ganz anderer Herr, als sein reicher, vornehmer Sohn."

„Ein Knauser war's," erwiederte der Garnsortirer, „ein Geizhals, der ärgerlich wurde, wenn junges Blut sich lustig machte."

„So lange ich ihn kannte, war er das nicht," sagte der Weber. „Er gab dem Bedürftigen, gönnte dem Arbeiter außer dem Lohn auch einen mäßigen Gewinn und war immer und überall mildthätig. Der hätte keinen seiner Weber eine Viertelstunde warten lassen, um ein paar Krebsscheeren auszuschlürfen und ein überzähliges Glas Wein zu trinken."

„Nun, nun, Murrkopf, ich gehe schon," versetzte Friedrich, „aber das sag' ich Euch, viel Hoffnung habe ich nicht."

„Herr Endermann braucht ja gar nicht selbst herunter zu kommen, wenn er nicht will," rief Moser dem Fortwankenden nach. „Ich will ja blos Einschlag für die letzte Werfte, er weiß es schon. Den könnt Ihr mir ebenso gut einhändigen, wie der Herr."

Endermann hielt eben eine höchst sentimentale Dankrede an den Gutsherrn, der ihn im Namen sämmtlicher Gäste mit großem Phrasenschwulst betoastet und alles irdische und himmlische Glück auf ihn herabgerufen hatte. Bescheiden wartete Friedrich, bis die Dankrede zu Ende ging und mit abermaligem Gläserklingen bewundernd und dankend aufgenommen wurde. Jetzt trat der Garnsortirer hinter den Stuhl des glücklichen Fabrikanten, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte ziemlich laut, um sogleich verstanden zu werden:

„Herr Endermann!"

Der Gerufene wandte sich erschrocken um und starrte mit weinverklärten Augen den nicht minder Glücklichen an.

„Was — was — soll ich?" fragte er stotternd.

„Es ist Einer unten, der Sie sprechen will."

„Bin nicht zu Hause," erwiederte barsch der Reiche. „Das hättest Du ihm gleich sagen sollen, Esel! Wie kann ich heut, so beschäftigt und von so vornehmen Freunden umgeben, für andere Menschen zu sprechen sein!"

„Der Mann bittet so sehr — er verlangt Schuß."

„Er möge sich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht schieße! — Ich dächte, diese Hungerleider wüßten es längst, daß ich alles Mahnen nicht leiden kann! Und heut zumal, heut, an meinem Geburtstage, meinem Ehrenfeste!"

„Es ist der arme Moser, der vor'm Jahre das Unglück hatte, die rechte Hand zu brechen. Seit der Zeit will er gar nicht mehr zu Kräften kommen."

„Soll Morgen wiederkommen!"

„Wenn Sie mir das Fach bezeichnen wollten, wo der Schuß liegt." —

„Morgen wiederkommen! Morgen wiederkommen!" rief Endermann, schon zornroth im Gesicht. Friedrich wich jedoch nicht von seinem Platze, vielleicht, weil es ihm in seiner halbtrunkenen Laune Spaß machte, den reichen Brodherrn ein wenig in Harnisch zu jagen.

„Bist Du taub?" fuhr ihn Endermann nochmals an. „Morgen wiederkommen, sag' ich, und jetzt schicke den Lumpen zum Henker!"

„Am Ende nimmt ihn der nicht an, wenn er ihm nicht ein Trinkgeld für's Angreifen vorausbezahlt," sagte lachend der rohe Garnsortirer. „Ich möchte Sie deshalb in Moser's Namen darum gebeten haben — um ihm die Antwort zu überzuckern und weil doch heut Ihr Geburtstag ist, Herr Endermann."

Ueber den drolligen Einfall des Sortirers mußte der reiche Fabrikant überlaut lachen. Er fand ihn gar zu originell, griff in die breite Tasche seiner bunt geblümten seidenen Weste und langte Friedrichen ein altes Guldenstück hin. „Das ist für Dich, Mordkerl," sagte er cordial. „Trinke dafür auf nächsten Sonntag nochmals meine Gesundheit, dem Bettel-Moser aber sage, ich wollte ausdrücklich, daß er Morgen wieder zu mir komme. Und, hörst Du, Friedrich, hat die zerlumpte Creatur Hunger,

so laß Dir in der Küche ein paar Knochen vom Koch geben und etwas Zusammengegossenes. Das mag er essen. Es wird ihm wunder wie delikat schmecken gegen seine wässrigen Erdäpfel. Man muß doch mild sein und freigebig an seltenen Ehrentagen, darum also, ein paar Hühnerknochen und was Gebratenes aus der Küche, Friedrich, aus der Küche! Geld hab' ich nicht zu verschenken, das muß ein guter Wirth fein zusammen halten."

Friedrich ging, überbrachte dem Weber Endermann's Antwort und forderte ihn auf, in der Küche einen Löffel Warmes zu essen.

„Es sind lauter vornehme Sachen da," sagte er, „Gerichte, wie sie Euch euer Lebtage noch nicht vor den Schnabel gekommen sind — gebratener Schinken, gespickte Perlhühner, Krebspasteten, Wiener Schnitzel — sapperment, Ihr sollt Euch wundern!"

„Mir fehlt's an Appetit," versetzte Moser mit niedergeschlagener Miene. „Lieber wär' es mir gewesen, Herr Endermann hätte mir Garn gegeben. Ich muß nun einen ganzen Tag faullenzen und kann nichts verdienen. Wie soll ich das wieder einbringen mit meiner lahmen Hand! Und dazu ist die Susanna bettlägerig!"

„Ei so nehmt's Elend doch auch einmal auf die leichte Achsel!" gegenredete der lustige Garnsortirer. „Es trägt sich, weiß Gott, viel bequemer und hockt sich nicht so fest auf, als wenn Ihr immer so griesgrämig in den Tag hineinseht!"

Moser seufzte, warf aber doch seinen Leinewandsack ab, hing ihn über den Stock und lehnte beide in einen Winkel der Hausflur. Dann folgte er Friedrichen nach zur Küche. Als sie eben eintreten wollten, kam von der Hofthüre her ein anderer Gast in's Haus. Es war ein schlanker Mann, bleich von Gesicht, mit schwarzen, schlicht über Stirn und Schläfen gekämmten Haaren. Er trug einen schwarzen bis an den Hals zugeknöpften Tuchrock, eben solche Beinkleider und hohe bis an die Knie reichende glänzend gewichste Stiefeln. Tracht, Aussehen, Haltung, Alles verrieth in dem Fremden einen katholischen Geist-

lichen. Er zog höflich grüßend den Hut und fragte den Garnsortirer: ob er nicht einige Worte mit dem Herrn sprechen könne.

Friedrich maß ihn mit unsicherm Blicke, dann sagte er kurz hingeworfen: „Aus Prag, scheint mir."

„Von den barmherzigen Brüdern."

„Gedulden Sie sich nur ein paar Augenblicke, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

In gewaltigen Sätzen, daß die hölzernen Stufen knallten, rannte Friedrich die Treppe hinan. Moser und der barmherzige Bruder aus Prag standen sich gegenüber.

„Seid Ihr krank?" fragte mild und freundlich der Katholik.

„Ja, ich habe den Aussatz."

„Den Aussatz?" wiederholte der barmherzige Bruder und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Und Ihr wagt es, frei und frank mit andern Menschen zu verkehren?"

„Ach, mein lieber junger Herr," erwiederte Moser, „es ist nicht ein Aussatz, der ansteckt, es ist blos einer, der verachtet wird! Die entsetzliche, fluchbeladene Krankheit der Armuth hat mich ergriffen und für sie haben Staat und Aerzte keine Mittel oder wollen keine haben. Man zuckt bedenklich die Achseln, rümpft die Nase, wirft, wenn es hoch kommt, solchem rettungslos Erkrankten einen schlechten Pfennig oder einen rauchenden Knochen hin und geht seiner Wege. Solch einen Knochen will ich mir jetzt holen, wenn Sie's erlauben, und wollen Sie sehen, daß meine Krankheit in unseren Tagen dem Aussatze gleichgeachtet wird, so geben Sie Acht auf die Küchenmägde."

Mit diesen Worten stieß Moser die Thür zur Küche auf, trat keck hinein und sagte: „Etwas vom Abhub bitt' ich, Herr Endermann hat's befohlen!"

Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen, der Koch kratzte verschiedene kalte und warme Speisen auf und reichte einen Teller voll einem der aufwaschenden Mädchen. Dieses schob das Hackemack dem Weber mit verächtlicher Gebehrde zu, indem es sagte: „Dort hinter der Thür steht ein Bänkchen. Da könnt Ihr niedersitzen, damit Ihr Niemand im Wege seid!"

Moser empfing den Teller, wendete sich nach dem barmherzigen Bruder um und warf einen Blick auf ihn, in dem der Schmerz einer ungerecht mit Füßen getretenen Seele um Rache zum Himmel schrie. In diesem Moment rief Friedrich von der Treppe herab dem Katholiken zu:

„Wollen Sie sich gefälligst herauf bemühen? Herr Endermann und seine Gäste werden sehr erfreut sein, den frommen Bruder bei sich zu sehen."

Moser lachte still für sich und verschlang die empfangenen Speisen mit großer Gier, denn obwohl er keinen Appetit hatte und ohne Genuß die ungewohnten Leckereien aß, plagte ihn doch der Hunger, den er erst während des Essens recht fühlte.

Inzwischen erreichte der barmherzige Bruder den Gesellschaftssaal, grüßte die schwelgerische Versammlung und bat, als Bote der barmherzigen Bruderschaft in Prag, um eine kleine Unterstützung für die Verfolgung ihrer wohlthätigen Zwecke. — Es ist nichts Seltenes, daß diese geistlichen Brüder auf ihren Almosenwanderungen nach Sachsen und Schlesien kommen, wo unsere Geschichte sich zutrug. Bescheiden, höflich, nur den Zweck ihrer Sendung im Auge, sind sie überall gern gesehen und bekommen oft ansehnliche Gaben. Man weiß, daß diese wahrhaft christliche Wohlthätigkeitsanstalt Leidende und Bedürftige ohne Ansehen der Person, ohne Unterschied der Religion mit gleicher Liebe, Sorgfalt und Ausdauer unterstützt und unentgeltlich verpflegt, und schon aus diesem Grunde verlassen sie nie ein Haus ohne Spende.

Endermann war seiner Natur nach kein Freund vom Geben, wo er sich aber als freigebiger Mann zeigen konnte, da ließ er sich nie zweimal auffordern. Er steuerte zu allen möglichen Vereinen, half die Missionäre in Indien und China bezahlen, gab in die Armenkassen, in die Mäßigkeitsvereine, kurz, wo er darauf rechnen konnte, daß sein Name genannt werde. Den armen, zitternden Greis aber, der, halb erblindet und kaum mit Lumpen zur Nothdurft bedeckt, an seinem Stabe von Thür zu Thüre fühlte und um eine Krume Brod zur Stillung seines Hungers bat, den wies er mit barschen Worten ab, weil er regelmäßig in die Armenkasse gab. Noch weniger fiel es ihm ein, die arme

arbeitende Klasse, die nur von Tag zu Tag lebt, zu unterstützen. Das nannte er: das Volk verziehen und übermüthig machen. Auch war es Grundsatz und vielleicht Ueberzeugung bei ihm geworden, daß, wer durch eigenes Bemühen und Arbeiten Nichts vor sich bringe, von der Vorsehung zu einem irdischen Leben in Noth und Elend bestimmt sei. Dies eigenmächtig ändern zu wollen, dünkte ihn frevelhaft. Er tröstete sich mit dem Gemeinplatze, daß Gott es nicht anders wolle, und, da er in anderen Fällen, wo es ihm paßte, ein starker Bibelheld und Verehrer des Wortes war, so sagte er wohl lächelnd: das arme Pack sei am Ende noch zu beneiden, da ihm die himmlischen Freuden ja gewiß wären! Gott möge wissen, ob er nicht dort oben gewaltig werde leiden müssen, auch dann, wenn er an das Bettelvolk scheffelweise Geld austheile. Darum wolle er es lieber abwarten und dem Spruche vertrauen: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet!"

Endermann ging daher dem barmherzigen Bruder zuvorkommend entgegen, reichte ihm selbst einen Römer des besten Weines und drückte ihm zwei Ducaten in die Hand. Die Gäste folgten dem guten Beispiele ihres Wirthes und der geistliche Bruder aus Prag verließ den Saal mit reichen Gaben beschwert. Während er die Treppe herabstieg, überzählte er das Geld. Es waren mehrere Goldstücke darunter und eine Menge alter Silbermünzen. Er klimperte noch im Hause damit, als er an der Küchthür vorüberging. Moser hörte den Klang des Silbers und sah den Geistlichen nach dem Hofe schreiten. Rasch stand er auf und trat ihm entgegen.

„Sie haben eine gute Ernte gehalten, nicht wahr?" redete er den Katholiken an, sich mit umgekehrter Hand den Mund wischend.

„Ich muß Gott von Grund meines Herzens danken," versetzte dieser und schlug in jener eigenthümlichen Art die Augen auf, die man nur bei römisch-katholischen Priestern findet.

„Danken Sie Gott, ehrwürdiger Herr, auch dadurch, daß Sie selbst barmherzig sind," sagte der Weber mit bewegter Stimme. „Ich bin arm, ein halber Krüppel und ohne alles Geld. Mein

Weib liegt krank daheim und erwartet stündlich ihre Niederkunft. Sie werden sich einen doppelten Gotteslohn verdienen, wenn Sie ein geringes Scherflein von der reichen Gabe mir darreichen. Denken Sie, daß es nur ein Brosamen ist, der von des Reichen Tische fällt! Ich flehe Sie darum, ehrwürdiger Herr, in der Angst meines Herzens!"

Und der Weber faltete krampfhaft seine knöchernen Hände und hielt dem barmherzigen Bruder seine schäbige Mütze entgegen, während ihm die Kniee schlotterten vor Angst und Scham; denn es war das erste Mal in seinem Leben, daß er mit lautem Wort um ein Almosen bat.

Der barmherzige Bruder warf einen Blick tiefen Mitleids auf den Weber, indem er das empfangene Geld laut klingend in seine Tasche gleiten ließ.

„Lieber Mann," entgegnete er, „seid überzeugt, daß ich Theil nehme an Eurem Leid und Euch aufrichtig bessere Tage wünsche, allein Eure Bitte kann ich nicht erfüllen, so tief sie mich rührt. Ich bin arm, bin ärmer wie Ihr; denn ich besitze Nichts. Was mir gutherzige, mildthätige Menschen geben, gehört unserer heiligen Bruderschaft. Es ist ein Depositum, was meinen Händen anvertraut wird, und worüber ich meinen Oberen Rechenschaft ablegen muß. Ich würde eine schwere Sünde begehen, wollte ich es angreifen und nur einen Pfennig als mein Eigenthum betrachten."

„O, das sollen Sie auch nicht, ehrwürdiger Herr," fiel Moser ein. „Sie sollen es ja blos einem Nothleidenden schenken!"

„Ich vergriffe mich immer an mir anvertrautem Gute, armer Mann, und davor behüte mich Gott und die heilige Jungfrau! Darum dringt nicht mehr in mich, ich bitte Euch, geht lieber hinauf zu den frommen, gutherzigen Menschen, die so gern mittheilen; ich, lieber Mann, kann Nichts für Euch thun, als zu Gott beten, daß er Eure Lage verbessern möge! Gelobt sei Jesus Christ!"

Der barmherzige Bruder verließ das Haus des reichen Fabrikanten, Moser aber machte seinem Schmerz und Ingrimm durch ein schauerliches Hohngelächter Luft. „Geht hinauf zu den

frommen, gutherzigen Menschen," wiederholte er. „Daß sie vor mir ausspuckten, mich Lump und Bettler schimpften und mir wohl gar die Thür wiesen? — Nein, mein guter Herr, das will ich doch bleiben lassen! Ehe ich bei den Reichen bitte, gehe ich bei den Hunden zu Gaste!"

So sprechend warf er seinen Leinewandsack wieder über die Schultern, nahm seinen Stecken und verließ in dumpfem Ingrimm Endermanns Hof.

2.

Bei ruhiger Betrachtung unserer modernen socialen Zustände könnte man zuweilen veranlaßt werden, an eine Prädestination zu glauben. Damit ist freilich Nichts geholfen, aber man hat doch einen Weg gefunden, den man in allen Fällen zu eigener Rettung einschlagen kann. Es fällt uns dann nicht ein, an Gott, an einer weisen Weltordnung, an einer Vorsehung zu zweifeln und zuweilen das ganze liebe Welt- und Himmelsregiment auf gut deutsch zu vermaledeien! Die Vorausbestimmung ist das sicherste und nachhaltigste Mittel, allen Seeleningrimm, allen Verzweiflungsmuth, alle Widersetzlichkeit gegen göttliches und weltliches Gesetz aus dem Grunde zu curiren! Es mußte so kommen — es hat nicht anders sein können — es war seine Bestimmung — Gott hat es so gefallen in seiner Weisheit — mit solchen und ähnlichen frommen Altenweibersprüchen lullt man dann bequem die jammernde Seele ein. Niemand denkt an Neuerung, Umgestaltung und Umsturz. Der Mensch wird ein glücklicher Bürger, weil er immer befriedigt bleibt, und Staat und Kirche können sich geziemend, ohne störende Einreden Unberufener in dem Kreise entwickeln oder zusammenwickeln, den die erhabene Weisheit der weltlichen und geistlichen Machthaber fest um sie gezogen hat. —

Moser gehörte zu diesen prädestinirten Unglücksvögeln, denn was er auch angriff, es schlug ihm Alles fehl. Die Glücklicheren zuckten die Achseln und meinten gleichgültig: der Mann hat Unglück; die Frommen verdrehten die Augen und seufzten: so straft

Gott die Sünden der Väter an den Kindern! Es wußte aber Mosers Eltern Niemand etwas Böses oder gar ein Verbrechen nachzuweisen; sie waren ehrlich und arm gewesen, wie der Sohn, sie hatten zur Miethe gewohnt, sie hatten gearbeitet und gedarbt, um als ehrbare Leute leben und sterben zu können und der Vater war bereits mit dem innigen Seufzer zu Gott auf der sterbenden Lippe, daß es seinem Sohne ein klein wenig besser gehen möge, als ihm, sanft in dem Herrn verschieden. Ach, es ist kaum zu glauben, wie genügsam die Wünsche des Armen sind, um wie wenig er zu bitten wagt! Und doch, wie selten findet eine so kleine Bitte Erhörung! —

Mosers Vater hatte ebenfalls vergeblich gefleht. Sein Sohn blieb arm, wie er und brachte es ungeachtet seiner Thätigkeit zu Nichts, als zum kargen täglichen Brod. Leider hatte er bei seiner Armuth noch den tollen Einfall, sich in ein hübsches, junges Mädchen zu verlieben, die so arm war, wie er selber. Als ob der Arme ein Recht habe, auf das Glück der Ehe Anspruch zu machen! Susanna war ebenfalls in den schmucken Weber vernarrt und weil ihre Eltern eine Verheirathung Beider nicht zugeben wollten, geschah, was in solchen Fällen unter jungen Liebesleuten in der Regel zu geschehen pflegte. Die Hochzeit der Liebenden fand erst zwei Monaten nach der ersten Kindtaufe statt, die inzwischen auch für lange Jahre die letzte bleiben sollte.

Moser würde sich aus diesem Unglück, wie die Leute einen solchen Vorfall zu nennen belieben, wenig gemacht haben, wäre nicht die Unduldsamkeit und der brutale Fanatismus des Ortspredigers ihm wie brennender Schwefel in die Seele gefallen. Es war Sitte, wie man dies fast überall auf den Dörfern findet, daß die Wöchnerin nach Ablauf von vier bis sechs Wochen zur Kirche ging, um Gott für ihre Wiederherstellung zu danken. Dies wird von der Kanzel herab öffentlich bekannt gemacht und von Seiten der Geistlichen ein kurzes Dankgebet verbunden. Vorher muß sich die Kirchengängerin auf der Pfarrwohnung melden und ihr Wiedererscheinen im Tempel des Herrn herkömmlicher Weise bezahlen. Auch Susanna unterzog sich dieser Sitte, weil sie nicht zu umgehen war; aber sie erblaßte, als der strenge zelo-

tische Geistliche ihr die begangene Sünde mit harten Worten vorhielt, sie unverholen eine H... nannte und auf ihren ferneren Lebenswandel genau zu achten drohte. Völlig vernichtet ging nun Susanna zur Kirche. Die Worte des Pfarrers brannten wie glühende Kohlen in ihrem Herzen.

Weinend setzte sie sich in ihren Kirchstuhl, der unfern der Kanzel an einem Pfeiler angebracht war. Von ihm aus konnte sie ihren Geliebten und erklärten Bräutigam sehen, der, im vom Vater ererbten Sonntagsrocke, auf der Empore stand und forschende Blicke auf sie heftete. Der Prediger donnerte gewaltig über das sündhafte Leben der Verworfenen und meldete die Hölle mit den allerschönsten Feuerfarben, um recht tiefen Eindruck auf seine Zuhörer zu machen. Als er nach beendigter Strafpredigt an die Abkündigungen kam und jetzt auch der Kirchgängerinnen erwähnte, unterließ er nicht, die arme Susanna, die so glücklich war, als Mutter und baldige Gattin des armen Webers, vor der ganzen Gemeinde als arge Sünderin hinzustellen. In heulendem Tone bat er für sie und die Frucht ihrer Sünde um Gnade, flehte zu Gott, daß er dem in Sünden und Lastern empfangenen Kinde durch das Bad der heiligen Taufe einen christlichen Geist möge eingeflößt haben und ermahnte schließlich alle tugendsamen Mädchen, sich ein warnendes Beispiel an der Gefallenen zu nehmen!

Moser tobte, als er an der Kirchthüre die ganz darniedergebeugte, schluchzende Susanna umfaßte, und es bedurfte ihrer schmeichelndsten Liebesworte, um den Erzürnten von einem raschen und vielleicht übereilten Gange auf die Pfarrwohnung zurückzuhalten. Ihn empörte nicht, daß seine Braut so schonungslos von dem Eifernden abgekanzelt worden war, sondern daß dergleichen geistliche Rohheiten immer nur an der Armuth verübt wurden. Bei dem Reichen, der in solchen Fällen den salbungsvollen Händedruck des Seelenhirten mit einem Goldstück bezahlt, wurde der Sache weiter gar keine Erwähnung gethan.

Seit diesem Vorfalle haßte Moser den Pfarrer und vermied, mit ihm zusammen zu treffen. Sein Wunsch ward erfüllt. Er hatte keine Gelegenheit, nach der Trauung in persönliche Berüh-

rung mit dem strengen Manne zu kommen, denn seine Ehe mit Susanna blieb zu seiner größten Betrübniß kinderlos. Nur einmal mußte er noch einen schweren Gang zum Geistlichen antreten, als das Scharlachfieber ihm und seinem Weibe das Kind ihrer Liebe für immer entriß. Um allen ungehörigen Bemerkungen vorzubeugen, die er auf des Pfarrers gekrümmter Lippe sich breit machen sah, ließ er es in größter Stille beerdigen.

Auf seinem einsamen Heimwege von Endermann durchlief Moser nochmals diese seine ganze Vergangenheit. Er suchte mit wahrer Fieberangst nach einem haltbaren Grunde für seine Noth. Hätte er ihn gefunden, er würde sich wie Tausende beruhigt, in Geduld gefaßt, in das Unabänderliche geschickt haben. Aber er fand nichts, gar nichts! Er hatte blos arbeitsvolle Tage an Tage zu reihen, schlaflose Nächte zu zählen, in denen er bei trüb brennender Lampe unermüdlich geschafft hatte. Und doch kein entsprechender Lohn für so schwere Arbeit, doch seit Jahr und Tag nicht einmal mehr das dürftigste Auskommen! — War es ihm zu verdenken, wenn er sich im Grolle umkehrte und mit der machtlosen Hand hinauf drohte nach dem glänzenden Hause des Reichen, wo jetzt so viele Glückliche, denen es an Nichts gebrach, die nie erfahren hatten, welch bittere, seelenzerstörende Speise das Hungertuch gewährt, in den angehäuften Schätzen schwelgten, die er mit seinem sauren Schweiße hatte verdienen helfen? —

Moser wohnte zur Miethe in einem kleinen Häuschen, dessen Besitzer ebenfalls Weberei trieb und sich zuweilen auch noch einige Groschen durch Handarbeit bei den Bauern verdiente. Er war ein robuster Mann von unverwüstlicher Gesundheit, dem die trockene Kartoffel Jahr aus Jahr ein täglich immer gleich trefflich schmeckte. In diesem Häuschen hatte Moser ein Stübchen inne, das kaum acht Ellen im Quadrat Flächenraum enthielt. Dieser war noch beengt durch einen ansehnlichen Ofen von grünen Kacheln, der unvermeidlichen Ofenbank, einem Topfbrett, zwei Webestühlen, einem Tisch und drei Schemeln. Denn so viele brauchte der Weber, da seine alte Mutter noch bei ihm wohnte. Für dies Stübchen und eine luftige Bodenkammer von weit geringerem

Raume, nebst einem sogenannten Kartoffelloche unter der schief bis zur Erde reichenden Bedachung der Abseite des Hauses, mußte er jährlich vier Thaler Miethe zahlen, eine Summe, die er häufig kaum erschwingen konnte.

Die alte Mutter ernährte sich vom Spinnen und trug von dem unglaublich geringen Verdienst ihr Scherflein bei zu Bezahlung der Miethe. Gertrud hatte beinahe ihr ganzes Lebenlang gesponnen und zwar, wie es zu ihrer Zeit Sitte war, auf der Spindel oder Spille. Durch unendlich lange Uebung hatte sie eine so große Fertigkeit in dieser Beschäftigung erlangt, daß sie in ihren blühendsten Spinnjahren das allerfeinste Garn zu verfertigen sich weit und breit rühmen durfte. Allein der Lohn stand mit der Mühe in keinem Verhältniß. Die Gertrud konnte kaum leben und spann sich im Laufe der Zeit fast blind! Und diese stille, fleißige Märtyrerin der Armuth kannte Niemand! Auf sie achtete keiner der Vorübergehenden, wenn sie an warmen Sommerabenden vor der Thür des kleinen Häuschens saß und unablässig die braune Spindel um die grauen flatternden Haare tanzen ließ.

Seit Gertrud von den feinen abspringenden Flachstheilchen eine heftige Augenentzündung bekommen hatte, für die sie aus Mangel an Geld und Zeit keine ärztliche Hülfe ansprechen konnte, verdiente das arme Weib täglich blos noch zwei Pfennige, was man begreiflich finden wird, wenn man bedenkt, daß die alte Spinnerin den rohen Flachs kaufen und, weil sie es selbst nicht vermochte, durch Fremde zubereiten lassen mußte. Zahlte sie auch nur eine Kleinigkeit dafür, so war es immer genug, um verhältnißmäßig dadurch in ihrem reinen Verdienst empfindlich geschmälert zu werden. Außerdem bedurfte sie jetzt einer dreimal längeren Zeit, als ehedem, um einen Strähn zu spinnen, da sie sich ganz allein auf ihr Gefühl verlassen mußte. Wie große Mühe sich aber Gertrud auch gab und wie langsam sie immer spann, das Garn ward ihr unter den Händen immer stärker und unegaler und die Garnkäufer verkürzten ihr in Folge davon den Lohn so sehr, daß ihr täglicher Gewinn nur zwei Pfennige betrug. Und doch faltete diese alte, fleißige Frau früh, Mittags und

Abends ihre kraftlosen Hände, dankte Gott, daß er sie gnädig beschützt, vor größerem Unglück bewahrt und bisher nothdürftig gesättigt habe, und bat ihn, ohne zu ermüden, um ein sanftes, seliges Ende! —

Susanna saß neben der alten, spinnenden Gertrud auf der Ofenbank und hatte beide Arme in ihre kattunene Alltagsjacke gehüllt, die sie bei der Arbeit zu tragen pflegte. Das arme Weib war hochschwanger und fror, daß es sie schüttelte, obwohl das Wetter warm war.

„Du bist recht lange weggeblieben,“ sagte sie, als Moser von seinem fruchtlosen Gange zurückkam. „Es gab wohl viel zu thun?“

„Erschrecklich viel,“ erwiederte dieser, ein bitteres Lachen unterdrückend. „Ich möchte schon wissen, ob sie um Mitternacht ihre Arbeit einstellen werden.“

„So viel Geschäfte sind doch auch eine Last! Die Leute werden ihres Lebens nicht froh; ich möchte es nicht haben.“

„Zu Zeiten doch, Susanna! Heute zum Beispiel hätte ich gewünscht, die Armen der ganzen Welt wären auf Endermanns Hofe zusammengekommen. Vom bloßen Geruche der Speisen, die das übermüthige Volk verschlang, wären sie schon satt geworden. Straf' mich Gott, es ist eine Sünd' und Schande, so zu fressen und schlimmer, wie's liebe Vieh zu saufen, während Tausende nicht das trockene Brod im Hause haben! Und doch rühren diese ihre Hände mehr, als jene! Hilf Gott, wo ist da Sinn und Verstand d'rin!“

„Was gab's denn?“ fragte die Kranke, verwundert aufsehend zu Moser, dessen Heftigkeit ihr seltsam und ungewohnt vorkam.

„Wenn unser Einer fünfundzwanzig Jahre schlecht und recht ein eheliches Leben unter Sorgen und Mühen, unter Kummer und Thränen verbracht hat,“ erwiederte Moser, „oder seine silberne Hochzeit mit der Weblade feiert, da schlägt man an seine Brust, dankt Gott, daß es abgegangen ist, ohne gar zu auffällige Noth und fällt Abends vor Schlafengehen auf seine Kniee, um sich durch Dank und Bitte zur Fortsetzung des schweren Lebens zu

stärken. So macht's unser Einer, sag' ich, die Reichen aber, die quirlen ein Dutzend Brühen ein, mit allen Gewürzen der alten und neuen Welt versetzt, verschreiben sich ein halbes Schock vornehmer Schmarotzer und essen und trinken, bis sie Sonne, Mond und Sterne für Hefeklöße und den Himmel selbst für einen Dudelsack ansehen! Ich wollt', die Kränk' schlüg der ganzen Clerisei in die Knochen!"

„Mein Gott, sie haben's ja!" sagte Susanna beschönigend. „Laß sie's doch genießen, das liebe Gut; wo sollen sie hin damit!"

„Wohin damit?" fuhr Moser auf. „Weib, Du bist nicht recht klug! Wohin damit! — Ei, dahin, wo man alle Finger nach einer Faser kräftigen Fleisches leckt! Dahin, wo der Arme im Elende verkümmert, wo der redliche Arbeiter die Sündenmast verdienen hilft! — Gott soll mich bewahren, meine Hand nach fremdem Gut auszustrecken oder dem Reichen sein Vermögen zu beneiden! Ich bin nicht habsüchtig, nicht nach eitlem Geld und Gut geizig. Aber essen will ich, weil mich hungert, und weil ich nicht essen kann, ohne zu arbeiten, so fordere ich Arbeit und Lohn für meine Arbeit. Wenn mir aber weder das Eine, noch das Andere gegeben wird, blos weil es die Prasserei stören würde, siehst Du, Frau, so wollt' ich, alle Karpfen und Hechte, die bei Endermanns heute gesotten und gebraten auf den Tisch gekommen sind, hätten sich in giftige, feuerspeiende Drachen verwandelt und die ganze Gesellschaft in Brei zermalmt!" —

Moser setzte sich den beiden Frauen gegenüber auf den Tisch und schlug seine Arme über die Brust. Der Zorn des Armen, der sich seiner Ohnmacht wohl bewußt war, hatte einen fast komischen Anstrich, obwohl hinter der drolligen Maske das Schreckensantlitz des fürchterlichsten Ernstes, der hoffnungslosesten Verzweiflung grins'te.

Gertrud schüttelte den Kopf, um ihre Mißbilligung über die heftigen Worte des aufgebrachten Sohnes zu erkennen zu geben, und Susanna seufzte, da sie wohl einsah, daß ihr ergrimmter Mann Recht habe. Die Stubenthür ward aufgestoßen und der Besitzer des Häuschens, Fürchtegott, trat ein. Der kräftige, überaus robuste Mann ging barfuß in zerrissenen Schuhen, die

er sich aus abgetragenen Stiefeln zurecht geschnitten hatte. Eine Leinewandhose, die kaum bis über's Knie herabreichte, schlotterte um das muskulöse Bein. Darüber trug er nach Art der Weber eine vielgewaschene Schürze, die ehedem blau gewesen sein mochte, jetzt aber mehr in's Aschgraue schimmerte. Ein schwarzes Lederkäppchen saß ihm schief auf dem starken, struppigen, mit Garnstaub gepuderten Haar.

„Guten Tag, Nachbar!" sagte der Häusler. „Warum so verdrießlich?"

„Hätte ich einen guten Tag, so würde ich nicht so verdrießlich sein."

„Werft's hinter Euch, Moser, wenn Euch 'was drückt. Leichtes Blut und resolutes Wesen hilft über vieles hinweg. Vordem, seht Ihr, trieb ich's gerade wie Ihr und hatte keine frohe Stunde. Alles schmeckte mir nach Galle. Seit ich mich aber bei der Arbeit auf's Singen gelegt habe und manchmal einen „Dünnen kippe*)", seitdem scher' ich mich den Teufel um die Welt! Hat der Herr mit Euch gezankt?"

Moser schüttelte den Kopf und sah finster vor sich hin.

„Wißt, Nachbar, Euer Brodherr gehört zu den Feinen! Wenn der Euch zwickt, so müßt Ihr ihn kneipen."

„Wie meint Ihr das?"

„Das meine ich so. Endermann gibt, wo er's machen kann, gern ein paar Pfennige weniger, als ausbedungen ward, das nenne ich zwicken, und dafür, seht Ihr, müßt Ihr die Lade 'was lockerer auffallen lassen, damit das Gewebe dünner und eher fertig wird. Auch habt Ihr dabei den Vortheil, daß vom Schuß ein paar Gebinde übrig bleiben. Das heiße ich denn kneipen. Begriffen?"

„Die Manier gefällt mir nicht."

„Gefallen oder nicht gefallen, wenn sie nur hilft und zu Frühstück und Vesper ein halbes Viertelchen abwirft."

„Ich trinke nicht, wie Ihr wißt, auch denke ich: Ehrlich währt am Längsten. Betrügt uns der Reiche, nun, so wird ihm

*) Ein Glas Kornbranntwein trinke.

unser Herrgott aus solchem Gewinn auch kein himmlisches Ruhekissen stopfen.“

„Ei ei, Moser! wollt Ihr mich unehrlich machen, weil ich auf meinen Vortheil sehe? Handel und Wandel, Nachbar, und Leben und leben lassen, das sind meine Grundsätze! Wenn der Reiche schwelgt, so will der Arme wenigstens was zu knuppern haben, damit es ihm nicht in die Zähne fährt und er Gelüst bekommt, damit in's Fleisch zu beißen.“

„Es ist Sinn in dem, was Ihr sagt, Fürchtegott. Ich will mir's überlegen und wenn ich mich zurecht finden kann mit meinem Gewissen, Euerm Beispiele folgen.“

„Thut's und Ihr werdet Euch wundern, wie geschwind Aerger und Verdruß auf und davon laufen! Aber was ich eigentlich sagen wollte, Moser, das ist: der Gemeindebote war da und hat Euch für künftigen Montag zu Hofe gebeten. Ihr seid, glaube ich, noch im Rückstande, und da sollt Ihr für diesmal gleich auf anderthalb Tage Euch einrichten und Hacke und Schaufel mitbringen. Es sollen, denke ich, Graben gehoben oder ein Fahrweg ausgebessert werden.“

Moser lachte laut auf: „So ein Hofetag kommt doch immer wie gerufen, platterdings wie vom Himmel heruntergefallen,“ sagte er. „Wenn ein armer Teufel kein Brod im Hause hat, und wegen unverschuldeter Versäumniß sich viertheilen möchte, um nur ja die Arbeit schnell abliefern zu können, da schickt die gnädige Herrschaft den Boten herum und befiehlt, daß man für sie arbeiten soll. Wenn ich nur noch wissen sollte, wer vor Alters die Gesetze gemacht und das aufgebracht hat? Ich bettelte mir einen Dreier zusammen und gäbe ihn zu einem Denkmale, das solchem Hauptkerl von feinem Spitzbuben gesetzt werden müßte!“

„Lieber Mann,“ fiel Susanna ein, „wie kannst Du Dich so ereifern! Es ist ja die Herrschaft und die Anderen thun es ja auch.“

„Freilich, es ist die Herrschaft, aber warum? So oft mir die Frage wie ein Schwärmer durch den Kopf schwirrt, werde ich jedesmal schwindelig. Ich kann den Grund nicht finden und bin doch verdammt zu einem Gründlinge!“

„Moser," versetzte der minder skeptische Fürchtegott, „entweder seid Ihr krank oder nicht recht bei Troste, oder Ihr fangt an, mit der Latte zu laufen! Wenn ich Euch rathen soll, so nehmt Krausemünze ein. Das reinigt das Blut und scheuert den Magen aus, den Ihr Euch sicher verdorben habt."

„Vermuthlich, vermuthlich!" erwiederte Moser bitter lachend. „Die paar abgeknaupelten Hühnerknochen aus Endermanns Küche müssen das große Wunder bewirkt haben."

„Gott behüte Euch, Nachbar, und gute Besserung, wenn Ihr's nicht übel nehmt? Also auf den Montag früh um 6 Uhr mit Hacke und Schaufel auf den Hof."

Fürchtegott ließ die Thür wieder zuklappen und hüpfte pfeifend in seine Stube, aus welcher bald darauf das taktmäßige Anschlagen der Weblade wieder erklang.

Moser versank in sein voriges düsteres Nachsinnen. Lauteres Seufzen und Stöhnen seiner armen Frau weckten ihn daraus. Er sah auf und fragte, was ihr fehle? Susanna winkte ihn zu sich.

„Meine Stunde naht," flüsterte sie ihm mit schwacher Stimme zu. „Vielleicht erlöst mich Gott."

Moser unterdrückte einen Seufzer, zog seine Jacke wieder an und nahm die Mütze von dem Stangenende, die im Viereck den Ofen umgaben. „Mutter," sagte er, „Ihr thut meinem armen Weibe wohl eine Handreichung, wenn sie's bedarf. Ich gehe, ihr Hülfe zu holen."

Gertrud steckte die Spindel in ihren Rocken, nickte dem Sohne freundlich zu und rückte dann auf der Bank fort bis zu ihrer Schwiegertochter, die sie mit ihren hageren, zitternden Armen umfing und nöthigte, den matten Kopf an ihre Brust zu lehnen. Moser aber verließ eiligen Schrittes seine ärmliche Wohnung, um der Kreisenden den nöthigen Beistand herbeizuschaffen.

3.

Arme haben selten Glück. Es ist, als entsetzte sich die heitere Göttin vor dem Anblick der Elenden, und weiche ihnen aus,

um sich ihr schönes, heiteres Dasein nicht trüben zu lassen. Der arme Weber sollte dies zu seiner namenlosen Bestürzung jetzt, wo er doch des Glückes so sehr bedurfte, mehr denn je erfahren. Die Hebamme war vor Kurzem zu einem reichen Bauern des Dorfes geholt worden, dessen junge Frau ihrer Niederkunft entgegen sah. Moser lenkte seine Schritte nach dem Bauernhofe, denn er kannte den Besitzer, er hatte vor Jahren seine Frau unzählige Male auf der Schaukel geschwenkt. Sie war damals ein munteres, lebenslustiges, gefälliges Mädchen gewesen. Bei ihrem Vater stand er ehemals als Erntearbeiter in Diensten und hatte ihm manche kleine Gefälligkeit erwiesen, manchen Gang für ihn um ein vergelt' es Gott gethan. Er hoffte Theilnahme, vielleicht sogar Unterstützung zu finden.

Als Moser in die Wohnstube des Bauers trat, saß die Hebamme am gedeckten Tische, trank Kaffee und aß dazu große Stücke frisch gebackenen Kuchens. Die junge, hübsche Frau lag im Bette und plauderte gemüthlich mit der Alten. Ihre Niederkunft war noch fern. Der Weber hörte mit freudigem Dankgefühl diese Nachricht und bat darauf die schmausende Kindermutter, ihn wo möglich sogleich zu begleiten, um seiner armen Frau beizustehen. Die Alte schlürfte gelassen ihre Tasse aus und sah den Armen mit großen Augen an.

„Zu Eurer Suse?“ sagte sie. „Wenn ich bei der Jungefrau nicht mehr werde nöthig sein, will ich kommen.“

„Das würde zu spät sein, gute Frau,“ versetzte der Weber. „Mein armes Weib ist krank und obendrein gebricht es ihr am Besten. Die Zeiten sind schlecht, ein armer Weber verdient sich kaum noch das tägliche Brod, und wenn gar Krankheiten einreißen —“

„Ihr seid sehr zu beklagen,“ unterbrach ihn die Hebamme, aus der blanken zinnernen Kanne von Neuem ihre Tasse mit dem Absud der braunen Bohne füllend, „aber Ihr seht selbst ein, daß ich die junge hübsche Frau nicht allein lassen kann. Es wäre gegen Gewissen und Pflicht, und wir geplagten Frauen werden bei jedem kleinen Unglück sogleich zur Verantwortung gezogen.“

„Ach, bleibt ja, gute Eberten!“ bat die Bäuerin und nahm eine recht leidende Miene an. Moser's Blick fiel wie eine Feuerflamme auf sie.

„Dorel,“ sagte er, „Ihr könnt mich doch nicht ganz vergessen haben die paar Jahre her, daß ich nicht mehr bei Eurem Vater auf Arbeit gegangen bin? Ich war Euch immer gefällig in allen Dingen und kletterte Euch zu Liebe auf die höchsten Obstbäume, wenn Euch grade ein rothbäckiger Apfel oder eine goldgelbe Birne in die Augen stach. Denkt daran, Dorel, ich bitt' Euch, und seid barmherzig gegen einen recht elenden Mann! Wenn Ihr der Eberten ein gutes Wort gebt, so schlägt sie mir's gewiß nicht ab. Es ist gar so dringend!“

Die Bäuerin wollte sich jedoch all der kleinen Gefälligkeiten nicht mehr erinnern, die der Weber anführte. Sie wußte, daß Moser arm war und sich ganz der Weberei ergeben hatte, sie sah nur den ärmlich gekleideten, machtlosen Mann vor sich, der ihr nichts schaden, nichts mehr nützen konnte, und so hatte sie denn gar keine Veranlassung, ihm eine Bitte zu gewähren, die scheinbar mit einem Opfer für sie verbunden war. Sie erklärte daher auf das Bestimmteste, daß die Eberten nicht über die Schwelle gehen dürfe und wenn sie auch noch über vierundzwanzig Stunden bei ihr warten müsse. „Nicht wahr, es geht nicht?“ setzte sie hinzu, indem sie sich sanft in die Kissen ihres Bettes zurücklehnte.

„Es wäre Mord, mein Engelchen, wenn ich Euch nur einen Augenblick lang verlassen wollte,“ erwiederte die Hebamme, kehrte dem vor Angst zitternden Weber den Rücken und fing an, mit der jungen Bäuerin leise zu flüstern.

Seiner armen harrenden Susanna und ihrer ganzen Hilflosigkeit gedenkend, verließ Moser das Bauernhaus in einer Seelenstumpfheit, die keine Feder zu schildern vermag. Erst vor dem drohenden Anschlagen des Hofhundes, der frei im Garten herumlief, kam er wieder etwas zu sich. Er blieb stehen und griff mit beiden Händen in die leeren Taschen seiner blau und roth gestreiften Kattunjacke.

„Jesus Christus," rief er aus, „die Frau in Kindesnöthen, kein Brod im Hause und keinen Dreier, keinen Heller in der Tasche! — Und in der Schrift steht: — Suchet, so werdet Ihr finden? Und: — Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr! — Ha, ich will ewig verdammt sein, wenn ich das ganze nebelblau ausgeschlagene Himmelreich nicht für eine Handvoll blanker Thaler an den ersten besten Hausirjuden verhandelte! — Himmelreich und das Elend im Hause! Trost bei Gott auf's Ungewisse hin und daheim ein kreisendes Weib und kein Geld, kein Geld!"

Moser schrie die letzten Worte in voller Raserei und schlug sich mit der Faust vor die Stirn, daß eine Brausche auflief. Aber der Unglückliche fühlte es nicht. Die Geier an seinem Herzen fraßen so gierig und schlugen ihre Fänge so tief in das innerste Mark seines Lebens, daß er keines gewöhnlichen Körperschmerzes geachtet haben würde. Nach einigen Augenblicken des rathlosen Zauderns begann er zu laufen, durchschnitt den Grasegarten des reichen Bauers in grader Linie, sprang behend über die Stangen, die ihn vom Feldwege schieden, der hinter der Hofraithe fortlief und rannte wie ein Besessener querfeldein eine Lehne hinauf, über welche sich ein vielbetretener Fußsteg schlängelte. Eine Stunde hinter dieser Feldlehne lag der nächste Nachbarort, wo sich seit einigen Jahren ein Wundarzt und Geburtshelfer niedergelassen hatte. Diesen wollte Moser jetzt aufsuchen, obwohl er nicht wußte, ob er den Mann zu dem verlangten Dienste bewegen werde und wovon er ihm seine Mühwaltung bezahlen solle. Aber sein Weib rang vielleicht mit dem Tode, sein Weib wollte ihn mit einem Kinde, um das sie den Himmel so lange Jahre vergeblich gebeten hatten, beschenken, und Moser liebte dies Weib mehr, als hundert Reiche zusammen in ihrem gefühllosen Herzen Liebe auftreiben konnten. —

Nach einstündiger angestrengter Wanderung erreichte der zum Umsinken müde Weber das Dorf. Er fand den Wundarzt zu Hause, erzählte ihm seine Noth und bat, ihm doch um Gottes Barmherzigkeit willen zu helfen! Der Arzt war ein milder, menschenfreundlicher Mann, der schon an manchem Lager der

Armuth gestanden und der Noth in die stieren Augen gesehen hatte. Bereitwillig sagte er dem Weber seine Hilfe zu, ließ sich die Lage des Hauses beschreiben, reichte dem Kraftlosen einen stärkenden Trank und ermahnte ihn, Gott zu vertrauen. Dann warf er sich auf sein treues Reitpferd und jagte im schnellsten Galopp dem Dorfe des Webers zu.

Moser fühlte sich etwas erleichtert. Er machte sich Vorwürfe über seinen Kleinmuth, bat Gott um Verzeihung wegen seiner sündhaften Reden und machte sich nach einiger Zeit wieder auf den Rückweg.

Nachmittags in der fünften Stunde hatte Moser seine Wohnung verlassen und Abends nach Sonnenuntergang sah er von der Lehne herab das Dorf mit den rauchenden Hütten im Nebeldämmer unter sich liegen. „Gott gebe, daß sie es überstanden hat, die Arme! Daß ich ein gesundes Kind an mein banges Vaterherz drücken kann!"

Und weil grade aus der Ferne auf den Fittichen des Windes die harmonischen Klänge einer Dorfglocke über das Blachfeld zogen, die zum Feierabend läutete, nahm der Weber seine Mütze ab, faltete die Hände darüber und sprach recht aus dem tiefsten, gläubigsten Herzen ein andächtiges Gebet. Dadurch gestärkt, betrat er das Dorf mit mehr Muth und Vertrauen, als er es vor einigen Stunden verlassen hatte.

Langsam ging er die Gasse hinab, denn es bangte ihm vor der Heimkunft. Niemand begegnete ihm, es war still und öde, wie meistens um diese Stunde auf den Dörfern, deren Bewohner im Sommer mit der Sonne zu Bett zu gehen und ebenso mit ihr wieder aufzustehen pflegen. Hie und da hörte er in den Häusern, an denen er vorübergehen mußte, ein Lied singen, manchmal von einer einzelnen Stimme, manchmal von mehreren. Es waren aber stets ärmliche Wohnungen, aus denen solcher Gesang in die herabsinkende Nacht hineinhallte. Wohlhabende unterlassen solche nutzlose Singübungen, da sie zu genau wissen, daß auch mit dem inbrünstigsten Gebet nicht ein Groschen zu verdienen ist. Nur der Arme, der noch hofft, ist so albern, mit seinen Bitten sich unmittelbar an den Herren Himmels und der

Erde zu wenden, da ihm auf Erden selbst Niemand die rettende Hand reicht. Im Geiste sang Moser all diese Lieder, deren Melodieen ihm wohl bekannt waren, mit und sah endlich Fürchtegott's Häuschen in weißlichem Nebelgrau vor sich liegen. Ein Lichtstrahl fiel durch den Spalt eines Fensterladens, der nicht fest geschlossen war. Dahinter lag Susanna.

„Werd' ich eine glückliche Mutter begrüßen?“ sagte Moser, und erhob fragend den Blick zum matt gestirnten Himmel. Dann drückte er sanft die Klinke der Hausthür auf und trat in die Hütte.

Er lauschte und horchte, ob er das Geschrei eines Neugeborenen vernähme, aber es blieb Alles still. Nur in Fürchtegott's Stube schnurrte noch das Spulrad in regelmäßig steigender und fallender Tonschwingung. — Unter lautem Herzklopfen stieß Moser behutsam die Stubenthür auf und warf einen forschenden Blick in sein enges Stübchen. Auf dem Tische in verborgenem Klötzelleuchter, wie der Arme sie gebraucht, steckte ein Funkel brennendes Pfenniglicht, dessen Schnuppe sich in der trüben spritzelnden Flamme krümmte. Am Boden neben dem Ofen lagen die wenigen Betten, die Moser besaß. In den dunkelkarrirten Kissen schimmerte das bleiche Gesicht Susanna's, wie das einer Leiche. Zu ihren Häupten kniete Mutter Gertrud und lauschte auf das röchelnde Athmen der Kranken. Zur Seite des Lagers kauerte der Wundarzt und war eben bemüht, ein menschliches Wesen in armselige Fetzen zu hüllen.

„Gott sei Dank!“ rief Moser aus, jetzt rasch in die Stube tretend. „Die schwere Stunde ist vorüber.“

In demselben Augenblicke traf herzhaftes Kindergeschrei sein Ohr. Der Wundarzt stand auf und wendete sich zu dem Weber.

„Gott Lob, es ist vorüber!“ sagte auch dieser. „Euer armes Weib ist sehr kraftlos, Ihr werdet sie mit vieler Sorgfalt pflegen müssen. Aber sie hat Euch auch zum glücklichen Vater von zwei lieblichen Mädchen gemacht.“

„Wie!“ stieß Moser heraus, und ergriff den zunächst stehenden Schemel, um nicht umzusinken. „Sie scherzen wohl, Herr Doctor?“

„Lieber Mann, Eure Frau hat Zwillinge geboren. Kinder sind ein Segen Gottes."

„Ein Segen Gottes!" wiederholte Moser, trat an das Lager seines Weibes, schlug die Arme über einander und heftete mit entsetzlichem Ausdruck der grenzenlosesten Verzweiflung seine Augen auf die beiden Neugeborenen, die neben dem Wundarzte zu seinen Füßen lagen.

„Vergib mir, himmlischer Vater, wenn ich Dir für so viel Segen einstweilen den Dank noch schuldig bleibe," sagte er bitter, schüttelte sich wie im Fieberfrost und kniete neben der Mutter nieder, um der matten Susanna die bleichen feuchten Lippen zu küssen.

4.

Nach einer kummervoll durchlebten Nacht trat Moser am frühen Morgen ein paar schwere Gänge an. Es galt, die Geburt der beiden Mädchen auf der Pfarrei zu melden, die Taufe zu bestellen, die Pathen zu wählen. Ein glücklicher Vater geht solche Wege mit frohem Herzen. Moser war aber kein glücklicher Vater mehr, denn er sah für die Neugeborenen, die ihm das Leben zu verdanken hatten, nur eine Zukunft voll namenlosen Jammers auf dieser unvollkommenen Erde. Und konnte er wissen, ob diese schuldlosen Seelen, wenn sie dereinst zur Erkenntniß ihrer Lage kämen, nicht die schmachtenden, vom Kummer welken Lippen zum Fluche über ihn öffnen würden? Dieser Gedanke drückte ihn so gänzlich zu Boden, daß er mehrmals halblaut aufseufzte: „Nimm sie wieder zu Dir, die armen Seelen, Vater im Himmel! Sie sind besser bei Dir aufgehoben, wie bei mir. Nimm sie zu Dir in Dein Vaterhaus, die Kosten für einen gemeinsamen Sarg will ich gern vor den Thüren zusammenbetteln!"

Indeß mußte doch für das Allernothwendigste auf irgend eine Weise Rath geschafft werden, denn in den nächsten Tagen gab es unabwendbare Ausgaben. Vor Allem waren die Stolgebühren auf der Pfarre zu bezahlen und diese mußte der Weber auftreiben, wenn er nicht abermals einer harten Strafpredigt

entgegensehen wollte. Deshalb schlug Möser zuerst den Weg nach Endermann's Hofe ein, um seinen Brodherrn abermals um Schuß und einiges Geld zu bitten. Er war ja ohnehin auf heut bestellt worden und hatte also ein doppeltes Recht, vor dem Reichen in so früher Morgenstunde zu erscheinen.

Die Leute des Fabrikanten waren bereits in voller Thätigkeit, denn weil am vergangenen Tage wenig gethan worden war, mußte das Versäumte durch verdoppelten Fleiß heut nachgeholt werden. Schon von weitem hörte er das Geräusch der Garnklopfer, die in Menge vor dem Hause thätig waren. Die Essen der Färberei rauchten, die große Mangel rollte dumpf in dem eigens dazu errichteten Gebäude. Moser durfte heut nicht warten. Friedrich meldete ihn sogleich, und Endermann nahm keinen Anstand, den Armen in seinem Privatcabinet zu empfangen.

Unter hohen Stößen feinen weißen und gefärbten Garnes saß der reiche Mann an einem altväterischen, mit großen Blumen geschmacklos bemalten Tische und beschäftigte sich eben damit, Coupons abzuschneiden. Eine große Menge solcher schmalen Papiere lag in kleinen Häufchen auf dem Tische vertheilt. Er ließ sich durch den Eintritt des armen Webers nicht in seiner leichten Arbeit stören. Dem Armen leichthin mit dem Kopfe dankend, sagte er auf dessen Morgengruß:

„Ist die Webe fertig?"

„Hätte ich gestern den Einschlag erhalten, so würde ich gethan haben, was meine Kräfte vermögen, Herr Endermann, so mußte ich feiern wider meinen Willen."

„Warum kamt Ihr nicht ehegestern? Ihr wußtet, daß ich gestern Gesellschaft hatte und mich da nicht mit Euch und Euern Quängeleien abgeben konnte. Ich habe Einbuße von der Verzögerung! In den nächsten Tagen geht ein großer Waarentransport von mir ab, da sollte Euer Stück Arbeit mit auf den Markt gebracht werden, und nun muß ich's liegen lassen, wie lange! Wer weiß, ob nicht inzwischen das Muster aus der Mode kommt! Dann kann ich Zunder daraus brennen!"

Moser hätte sich gern vertheidigt, denn er fühlte sich in seinem vollsten Rechte, allein er besorgte auch, daß Endermann

seine Vertheidigung übellaunig aufnehmen und ihn wohl gar aus dem Dienste entlassen könnte. Ein entsetzlicherer Schlag in seiner bedrängten Lage hätte ihn nicht treffen können und um diesem zu entgehen, schwieg er lieber zu den Vorwürfen des Reichen. Dieser fragte jetzt, bis zu welcher Zeit Moser die Arbeit bestimmt abliefern könne?

„Bis künftigen Montag Abend ganz sicher,“ versetzte der Weber zuversichtlich. Im Eifer der Antwort vergaß er den angesagten Hofetag. Endermann legte die Papierscheere weg und zählte an den Fingern ab, in welcher Frist seine Speculation beendigt sein müßte.

„Nun auf Eure Verantwortung, Moser!“ sagte er dann, indem er aufstand und aus einem Garnschranke den erforderlichen Einschlag hervorzog. „Ich will's drauf wagen, da Ihr bisher immer so leidlich pünktlich gewesen seid. Aber das sage ich Euch: Laßt Ihr mich länger warten, so sind wir geschiedene Leute! Ich könnte ohnehin diese Arbeit jetzt billiger bekommen, denn abgesehen, daß nichts mehr dabei zu verdienen ist, laufen auch so viele Weber herum, die Arbeit suchen, daß sie mir um den halben Lohn dienen würden. Doch das mag und will ich nicht, denn Ihr wißt es Moser, ich bin kein Leuteschinder.“

Auch darauf schwieg der Weber. Endermann setzte sich wieder an den Tisch und schnitt Coupons ab. Moser packte das Garn zusammen, aber er ging nicht fort.

„Wollt Ihr sonst noch etwas?“ fragte der Fabrikant.

„Wenn Sie mir's nicht übel nähmen, hätte ich wohl eine große Bitte an Sie, Herr Endermann.“

„Laßt hören!“

„Meine Frau hat mich vergangene Nacht mit ein paar Zwillingen beschenkt —“

„Zwillinge?“ unterbrach ihn der Fabrikant. „Euch sind Zwillinge geboren worden? Ja, sagt mir nur Moser, ob Ihr gescheidt seid? Habt selbst nicht das trockene Brod und setzt noch Zwillinge in die Welt! Ich dächte doch, Euch sollte der Kitzel vergehen! Aber das lebt in die Welt hinein wie's liebe Vieh! Schämt Euch, alter Sünder, und dankt Gott, daß ich Euch

nicht auf der Stelle verabschiede; denn was, ich bitt' Euch, was soll aus der Arbeit werden bei Kindergequäck und einer hinfälligen Wöchnerin!"

Endermann hatte sich ganz zornig gesprochen und sah mit flammendem Auge den niedergedonnerten Weber an. Dieser war über das Aufbrausen seines Brodherrn fast noch mehr bestürzt, als über die rohen, herzlosen, verletzenden Worte, deren er sich bediente. Kein Anderer hätte ihm Aehnliches ungestraft sagen dürfen, doch Endermann, der reiche Fabrik- und Handelsherr, konnte ihn vernichten, wenn er ihm die Arbeit nahm, und so ließ er denn mit fürchterlicher Selbstüberwindung die maßlose Schmähung ohne Murren über sich ergehen.

„Wollten Sie wohl bei einem der armen Würmchen, die mir Gott geschenkt hat, Pathenstelle vertreten?" sagte der Weber, indem er die Augen niederschlug und eine brennende Röthe sein blasses, eingefallenes Gesicht übergoß.

Endermann schüttelte bedenklich den Kopf, dann wandte er sich wieder zu dem Weber und versetzte im Tone eines ruhig Belehrenden:

„Moser, hört mich ruhig an, damit Ihr mich recht versteht und mich nicht hinterher mißdeutet. Gevatter stehen kann ich bei Euch nicht, thät' ich's, so reichten die Tage im Jahre nicht zu den Kindtaufen aus, denen ich als Pathe allen beiwohnen müßte. Die ganze Armuth, Bettelvolk, Landstreicher und sonstiger Janhagel würde mich zu Gevatter bitten, ließ ich mich einmal schwach finden. Damit ich mir nun eine solche Last vom Leibe halte, Moser, darum schlag' ich's Euch ab. Geht zu Eures Gleichen, klopft an die Gemeindehäuser, wenn's Euch an Pathen fehlt, und Ihr werdet die würdigsten Taufzeugen für Eure Sprößlinge finden. Denn glaubt mir, alter Narr, was Ihr da in's Leben gerufen habt, das wird der Gemeindekasse noch theuer zu stehen kommen! Sind's Jungen, he?"

Dem Weber stürzten über diese neuen harten Worte die heißen Schmerzensthränen in die Augen.

„Ein paar Mädchen, lieber Herr," versetzte er schluchzend,

liebe, kleine muntere Dinger, roth und frisch wie ein paar Feldröschen! Gott erbarme sich ihrer!"

„Wann sollen sie getauft werden?"

„Künftigen Sonntag, so Gott will und gute Menschen mich unterstützen!"

„Habt Ihr Geld?"

„Ach, das ist es ja eben, was mich so unglücklich macht und meine Freude über die glückliche Geburt der lieben Kinder so niederhält! Sie könnten mir wohl aus der Noth helfen, guter Herr Endermann, wenn Sie mir den Lohn für die letzte Webe statt Montag schon heut auszahlten."

„Immer vorschießen — ich bin es müde, Moser, denn es ruinirt alle Ordnung in meinem Hauptbuche."

„Sie retten damit eine ganze arme Familie, Herr Endermann!"

Kopfschüttelnd griff der Reiche wieder zur Scheere und schnitt noch einige Coupons ab. „Na," sagte er dann barsch, „ich will heut noch einmal ein guter dummer Teufel sein und Eurer Bitte willfahren, aber zum letzten Male ist es, das verspreche ich Euch."

So sprechend, zog er den Schubkasten des Tisches auf, in welchem eine kleine Schwinge voll Goldstücke stand. Endermann suchte unter diesen und legte einen beschnittenen Ducaten und einen halben Friedrichsd'or auf den Tisch. „Was darüber ist," sagte er, „nehmt von mir als Pathengeschenk an."

Obwohl Moser seinem Brodherrn dankbar war für die Bereitwilligkeit, ihm aus der drückendsten Noth zu helfen, konnte er das Gold doch nicht ohne Widerrede annehmen.

„O, Gott segne Sie, Gott segne Sie, Herr Endermann!" rief er aus, „aber nichts für ungut — wollen Sie mir wohl Silbergeld geben?"

„Habe keins!"

„Ich brauche es so nothwendig! Auf Pfarrei und Schule kann ich nicht wechseln, eine Wartefrau muß ich auch bezahlen und Brod, Herr, Brod, muß ich gleich auf dem Rückwege in der Mühle kaufen! Ueberall wollen die Leute Silbergeld."

„Habe keins!"

„Und wenn's derweil blos zwei Thaler wären!"

„Seid Ihr taub, Moser? Ich sage, daß ich kein Silbergeld habe, keins für Euch haben will! Gold ist jetzt die currenteste Münze. Ich bekomme es, ich muß es wieder in Umlauf setzen. Wechselt's um beim ersten besten Bauer, aber laßt mich ungeschoren oder wir sind ein für allemal geschiedene Leute!"

Das war die fürchterliche Zauberformel, mit der Endermann von seinen Webern Alles erlangte, mit der er Alles durchsetzte. Moser holte tief seufzend Athem, krümmte die hageren Finger seiner kraftlosen Hand und nahm die Goldstücke an sich.

„Vielen Dank, Herr Endermann!" sagte er, während ihm Thränen des Kummers auf's Neue die Augen füllten. „Werfen Sie keinen Groll auf einen Armen, weil er aus Noth flehentlich zu bitten wagte!"

Der Fabrikant würdigte den Armen keines Blickes mehr. Er zählte die abgeschnittenen Coupons, und erst als Moser das Cabinet verlassen hatte, spuckte er verächtlich aus und sagte vor sich hin:

„Widerliches Bettelvolk! Verdirbt einem, straf' mich Gott, mit dem ewigen Lamentiren und Zetern den Appetit!" —

Auf dem Wege zum Pfarrhofe mußte der Weber an der Mühle vorüber; Landleute pflegen in der Regel ihr Brod selbst im Hause zu backen. Ist dies schon mit einigen Beschwerlichkeiten verbunden, so werden diese vollkommen dadurch aufgewogen, daß sie ihr Brod billiger essen. Nur der Arme, der sich weder Mehl noch Holz anschaffen kann, muß Groschenweise das Brod vom Bäcker kaufen, der in der Regel der Müller ist. Grade diejenigen also, welche das unentbehrlichste Lebensmittel so billig wie möglich erhalten sollten, müssen es theurer bezahlen, als der reichste Bauer oder Fabrikant. Denn der Bäcker will auch verdienen und weiß um so mehr zu verdienen, als er häufig genöthigt wird, dem mittellosen hungernden Armen Credit zu geben. Damit er im Fall der Nichtzahlung nicht zu viel verliere, macht er die Brode etwas kleiner, als es erlaubt ist und läßt sie nicht ganz ausbacken. Dadurch wird das Gebäck kluntschig und der schnelle und häufige Genuß desselben wohl gar der Ge-

sundheit nachtheilig. Weiß dies auch der gemarterte Arme, so muß er doch schweigen, um nur überhaupt noch essen zu können. Strenge Aufsicht gibt es nicht, und weil kein Kläger gegen den unredlichen Bäcker auftritt, so kann dieser sein Unwesen so lange und so arg forttreiben, als er will.

Moser stand schon seit beinahe vierzehn Tage im Schuldbuche des Müllers und doch mußte er heut Brod haben! Ja, es war unerläßlich, ein paar Gevatterkuchen backen zu lassen, um den armen Leuten, die er zu Taufzeugen für seine beiden Kinder in's Kirchenbuch würde verzeichnen lassen, doch etwas vorsetzen zu können. Mit Silbergeld in der Tasche wäre solche Bestellung für ihn nicht bedenklich gewesen. Er hätte dann das zu kaufende Brod baar bezahlt, ebenso Mehl und Zubehör für die Kuchen, und der Müller würde ihn an seine bereits angelaufene alte Schuld nicht gemahnt haben. Nun mußte er aber um jeden Preis Gold wechseln und noch dazu einen leichten Ducaten und einen halben Friedrichsd'or, die beide nicht sonderlich in Cours standen. Den Verlust hätte er gern verschmerzt, denn Endermann hatte ihm beinahe einen halben Thaler über den Betrag seines Lohnes gegeben. Allein er sah voraus, daß der Müller beim Wechseln nicht allein beide Goldstücke so niedrig wie möglich veranschlagen, sondern sich auch vor Allem davon bezahlt machen würde! Und der arme Mann hatte sich nicht getäuscht! Der Müller versprach äußerst freundlich die Gevatterkuchen zu backen, wog die Goldstücke, schüttelte den Kopf, zahlte Mosern die Summe auf und strich zwei Thaler davon wieder in seine Hand.

Mit dem Reste seines Geldes ging nun der Weber endlich zum Geistlichen. Zum Glück hatte der ihm abhold gesinnte Mann wenig Zeit, so daß er für diesmal etwaige Zurechtweisungen und christliche Nebenbemerkungen unterlassen mußte. Als christlicher Seelsorger, der allsonntäglich die Religion der Liebe, des Erbarmens, der Mildthätigkeit von der Kanzel herab verkündigte, hätte er dem armen Weber, aus dessen Auge, Kleid und Haltung der Kummer sah, die Stolgebühren wohl erlassen können, indeß er that es nicht, eingedenk des Wortes Christi: — Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gott ist! —

Dennoch fühlte sich Moser erleichtert, daß Alles noch so leidlich gut abgelaufen war. Er machte sich eiligst auf den Weg und ging, in seiner dürftigen Hütte angekommen, sogleich mit ausdauerndem Fleiß an die Arbeit. Sehr zu Statten kam es ihm bei seinen beschränkten Verhältnissen, daß der menschenfreundliche Wundarzt durchaus keine Bezahlung für seine Mühwaltung annahm. Ja, er setzte seiner edlen Handlungsweise dadurch die Krone auf, daß er von selbst täglich einmal an der Hütte des Webers sein Pferd anhielt, sich nach der Wöchnerin erkundigte und ihr unentgeltlich einige Medicin eigenhändig in's Haus brachte.

„Das ist ein Engel Gottes," sagte Mutter Gertrud und vergaß von Stund' an nicht, den guten Wundarzt und seine ganze Familie in ihrem Morgen- und Abendgebet Gott angelegentlichst zu empfehlen.

Susanna kränkelte fortwährend. Sie konnte das Bett nicht verlassen und den beiden Neugeborenen nicht die Brust reichen. Man mußte die armen kleinen Schwesterchen künstlich ernähren, was eine erprobte Frau für geringes Entgelt übernahm, denn der alten erblindeten Mutter konnte man die Pflege so zarter Wesen doch nicht anvertrauen. Inzwischen schaffte Moser Tag und Nacht fast ununterbrochen am Webestuhle, um Endermann pünktlich Wort halten zu können. Der kranken Wöchnerin war das freilich nicht förderlich, denn das Schrillen des Weberschiffchens, das monotone Anschlagen der Lade und das immerwährende Schüttern des ganzen Holzstübchens, das sich auch der Diele mittheilte, wo aus Mangel an Raum das Lager Susannens aufgeschlagen war, mußte die Nerven empfindlich angreifen. Das treue Weib schwieg aber weislich, und wenn der besorgte Moser des Nachts zuweilen auf den Socken an ihr Lager schlich, um zu sehen, ob sie auch schlafe, dann stellte sie sich wohl fest schlummernd, um die Sorgen des rüstig Arbeitenden nicht noch zu vermehren. Ruhte aber gar das trübe Auge des armen Vaters auf den beiden rosigen Engelsgesichtern der schlafenden Zwillingsschwestern und ein freudiges Zucken, ein milder Sonnenblick innigster Vaterzärtlichkeit glitt über seine verhärmten Züge; o dann war Susanna glücklich

und faltete unter der groben Decke ihre Hände über der Brust zum stillen Dankgebet! —

Fürchtegott war mit unter den Gevattern. Er erwies diesen Freundschaftsdienst dem Nachbar und Miethsmanne gern und versprach aus freiem Antriebe, am Tauftage für einiges Getränk auf seine Kosten zu sorgen. „Ich kneipe 'was mehr," sagte er, mit den Fingern schnippend, „die reichen Kerls, unsere Quäler, merken den Teufel davon. Wie Du mir, so ich Dir, basta!"

So kam der Sonntag heran. Moser hatte durch angestrengtes Arbeiten bei Tag und Nacht die Webe, bis auf wenige Ellen beendigt. Diese wollte er in der Nacht vom Sonntage zum Montage vollends weben. Er hoffte, dann noch vor Sonnenaufgang fertig zu werden und sie Endermann abliefern zu können, ehe ihn die Unterthanenpflicht auf den Hof rief; denn während seines Ganges auf die Pfarrwohnung hatte er des Hofetages sich wohl erinnert und deshalb seine Zeit äußerst haushälterisch eingetheilt.

Am Tage des Herrn zu arbeiten, verbot ihm sein religiöser Sinn, auch würde es ihm von Obrigkeitswegen untersagt worden sein, wenn er mit der Weblade hätte handthieren wollen. Höchstens ein paar Spulen für die Nacht oder den nächsten Tag zu treiben, erlaubte er sich, wenn die Arbeit gar zu sehr drängte.

Moser ging früh, wie gewöhnlich und wie es herkömmlich ist auf dem Lande, zur Kirche. Vor der Thüre waren die Becken ausgestellt, er wußte nicht, für welchen milden Zweck. Er hätte gern beim Heimgange etwas aufgelegt, aber er durfte den dürftigen Rest des mit so vieler Mühe erbettelten Geldes nicht angreifen, ohne sich dem größten Mangel auszusetzen. Wußte er doch, daß unter drei Wochen kaum ein Groschen wieder in seine Hände kommen würde! Und bis dahin war die geringe Habe längst aufgezehrt, war er vielleicht genöthigt, an mehreren Orten, wenigstens bei Becker und Krämer, von Neuem auf Credit zu leben. —

Nachmittags nach beendigtem Gottesdienst wurden die Zwillinge getauft. Moser war genöthigt, bei einem derselben selbst Pathenstelle zu vertreten, da es ihm an hinlänglicher Bekannt-

schaft zu schneller Auftreibung so vieler Taufzeugen gebrach. Gegen Sitte und Brauch mußte er also mit den übrigen Gevattern auch Nachmittags die Kirche besuchen. Vor den Thüren standen wieder die Becken. Es war Examen gewesen und Viele von denen, die ein besonderes eifriges Christenthum heuchelten, hatten sich als aufmerksame Zuhörer eingefunden. Auch Endermann, ein sehr fleißiger Kirchengänger, fehlte nicht. Er lehnte die ganze Zeit in seinem weichgepolsterten Kirchenstuhle, wirbelte die Daumen bald vor- bald rückwärts und kehrte das Gesicht unverwandt dem Pfarrer zu, um seine Aufmerksamkeit zu bekunden. Wer ihn aber scharf beobachtete, der konnte wohl bemerken, daß ihm vor Schläfrigkeit öfters die Augen zufielen, was bei der großen Hitze des hellen Julitages nicht zu verwundern war.

Aus Neugier wartete der Fabrikant mit vielen Anderen auch die Taufe der Zwillingsschwestern ab. Einer der Letztern verließ er seinen Platz und trat in demselben Augenblicke an das silberne Becken, wo Moser, in der Mitte seiner Gevattern, die Schwelle der Halle überschritt. Endermann legte einen Fünfthalerschein unter das wenige Kupfergeld, das den Boden der Schale kaum bedeckte. Dies sah Moser und bestürzt, ja erbittert blieb er stehen, denn er hatte unter den Abkündigungen vernommen, daß die Collecte zur Anschaffung von Bibeln für irgend einen Missionsverein gesammelt werde. Als Endermann fortgehen wollte, vertrat ihm der Weber den Weg.

„Eine Frage, Herr Endermann!“ sagte er hastig, indem er den Reichen an das Becken zurückdrängte. Hier legte er seine Hand auf die bedeutende Gabe und fuhr fort: „Glauben Sie denn, mein guter Herr, daß solche Gaben Gott wohlgefälliger sind, als wenn Sie freiwillig darbende Arme speisen und ihnen hinreichende Arbeit geben? Ich sage Ihnen, Herr Endermann, ohne Bibeln und Missionen bestände die Welt, würde gut und dereinst auch selig, wenn nur genug Brod für die Armen vorhanden wäre!“

„Moser, Ihr seid ein frecher Gotteslästerer!“ versetzte in höchster Entrüstung der so unerwartet zurecht Gewiesene. „Nehmt

Euch in Acht, daß die Strafe Euch nicht vor der Zeit ereilt. Wehe Euch, sag' ich, wo Ihr nicht Wort haltet!“

Damit schritt er stolz durch die gaffenden Kirchengänger, die von Mosers Rede Nichts, von Endermanns Entgegnung aber jedes Wort verstanden hatten. Sehr niedergebeugt begleitete der Weber seine Gevattern nach Hause. Die unzeitige großprahlerische Freigebigkeit des reichen Mannes hatte ihm jede Freude vergällt, wenn er zurückdachte an seine harten und lieblosen Worte, mit denen er sich weigerte, ihm, dem demüthig Flehenden, Münze zu verabreichen, bei der er nicht durch Umsatz verlieren mußte. Er war sehr still bei den lauten Gesprächen der Gevattern, die Fürchtegott versprochenerweise in seiner Wohnstube bestens bewirthete.

5.

Arme Leute, die genöthigt sind, für die kümmerliche Nahrung des nächsten oder gegenwärtigen Tages zu sorgen, haben nicht einmal Zeit, bei ihren Vergnügungen und Festlichkeiten lange zu verweilen. Die Ruhe, jenes behagliche Sichgehenlassen und süße Schwelgen des ganzen Menschen in einem angenehmen, erheiternden und stärkenden Nichtsthun kennt der Arme nicht. Er ist nur da, um zu arbeiten, sich abzumüden und im Schweiße seines Angesichtes, unter der nie verschwindenden Angst vor noch größerer Noth, sein Brod zu erwerben, damit Andere desto sorgenloser und schwelgerischer leben können. Aus diesem Grunde gingen Mosers Gäste bei Zeiten auseinander und der Weber hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Lampe anzuzünden, sie über dem Webestuhle an einen von der niedrigen Decke herabreichenden Blechhaken zu hängen und die Trittbretter wieder in Bewegung zu setzen. Es war neun Uhr Abends, im Dorfe erstarb schon das Leben, nur dann und wann hallten noch Tritte aus der Gasse herauf oder der fröhliche Gesang einiger lustiger junger Burschen, die aus der Schenke heimkehrten und ihre Mädchen begleiteten, ließ sich hören. Das ist die Zeit, wo der Arme die Versäumniß des Tages wieder nachholt, damit er beim Morgen-

gruß der neuen Sonne aus genügsamem Herzen rufen kann: Ich danke Dir, Gott, daß Du mir für heute meinen Bissen Brod wieder in Gnaden gegeben hast.

Susanna heuchelte, wie gewöhnlich, einen festen Schlaf, obwohl sie vor Bekümmerniß über ihren Mann, vor Sorge um die Zukunft der beiden hülflosen Kinder und vor oft wiederkehrendem stechenden Brustschmerz nicht schlafen konnte. Gertrud war in ihr ödes, kleines Kämmerlein unter dem Fenster des engen Häuschens hinaufgeklommen, die Kinder schlummerten Brust an Brust in glücklicher Bewußtlosigkeit in der alten, großen Wiege, die der Vater durch einen Bindfaden von Zeit zu Zeit in schnelleren Schwung setzte.

Obwohl Moser alle Kräfte anstrengte, um recht schnell den Rest des Gewebes aufzuarbeiten, fühlte er doch bald eine Mattigkeit in allen Gliedern, der zu widerstehen er sich vergeblich abmühte. Er vermochte kaum, taktmäßig die schweren Füße zu heben und zu senken, das Schiffchen glitt machtlos aus der zitternden Hand, fuhr durch den Zettel und zerriß, indem es klirrend zu Boden fiel, die dünnen, buntfarbigen Garnfäden. Alle Augenblicke mußte er inne halten, um den Schaden wieder auszubessern, was ihm heute unsäglich schwer fiel. Es flirrte ihm vor den Augen, daß er mehr seinem Gefühl, als dem Gesicht vertrauen mußte.

Indeß quälte sich der arme bedauernswerthe Mann bis gegen Mitternacht, ohne kaum den dritten Theil seines Zieles erreicht zu haben. Er hörte die Thurmuhr von fern die zwölfte Stunde schlagen, der Wächter stieß jetzt in der Ferne, dann näher in's Horn und sagte den Beginn des neuen Tages an, ach, und die Arbeit wollte nicht fördern! — Auch Susanna, die vergeblich den Schlaf suchte, bemerkte mit wachsender Unruhe das unsichere, zögernde Weben ihres Mannes. Verstohlen schielte sie zuweilen aus der Decke nach dem Schaffenden hin und sah, mit Thränen im Auge, daß der von vielem Nachtwachen Erschöpfte über der Arbeit einschlief, und sich nur ermunterte, um von Neuem und länger in bleiernen Schlaf zu fallen. Endlich hörte die Wiege auf, sich zu bewegen, die Lade am Webstuhle schlug noch einige

Male dumpf an und stand dann ebenfalls still. Moser war fest eingeschlafen. Das Schiffchen in der rechten Hand haltend, die linke auf der Lade ruhend, den Kopf zur Brust herabsenkend, so schlummerte der todtmüde Weber. Susanna freute sich darüber, denn sie wußte Nichts von dem Versprechen, das er dem Fabrikherrn gegeben hatte, und so fiel es ihr nicht ein, ihn durch Anrufen zu wecken und zu neuer Thätigkeit anzufeuern. Nach einiger Zeit war sie selbst ebenfalls eingeschlummert.

Ein klirrendes Geräusch, verbunden mit einem lauten Aufschrei, erweckte sie wieder. Durch die Ritzen der geschlossenen Fensterladen dämmerte das bleiche Grau des jungen Tages. Moser stand aufgerichtet hinter dem Webstuhle und rang wimmernd die Hände. Beim plötzlichen Erwachen aus dem Schlafe war er jäh emporgefahren, hatte mit dem Kopfe die Oellampe von dem Haken gestoßen und das Gefäß mit dem Rest der ranzigen Fettigkeit auf das Gewebe herabgestürzt. Ein handgroßer Fleck, der schnell in der feinen Wolle um sich griff, verunstaltete, ja verdarb gänzlich das beinahe fertige Zeug.

Dieser Schaden war für den armen Weber ein namenloses Unglück. Nicht genug, daß er während des Schlafes die Zeit versäumt hatte und nun doch nicht Wort halten konnte, stand ihm jetzt auch die Forderung des Fabrikanten, ihm Schadenersatz zu leisten, bevor! Alles dies mußte erfolgen, ehe er ihm noch, wie er außerdem besorgen mußte, die Arbeit kündigen würde.

Moser sah nirgends Rettung, nirgends Hülfe! Er war nahe daran, zu verzweifeln, das Haus zu verlassen und sich an den ersten besten Baum zu hängen. Aber die Kinder, die unschuldigen Kinder, und die kranke Frau und die hinfällige, halbblinde Mutter! Was sollte aus all' diesen ihm so theuren Lieben werden, wenn er sie schwachmuthig verließ und sie ohne Ernährer hülf- und freundlos in der Welt zurückblieben? — So faßte er sich denn in dumpfer Ruhe, suchte durch Waschen und Reiben den Oelfleck im Gewebe zu vertilgen und holte gegen sechs Uhr des Morgens, nachdem er eine saft- und kraftlose Suppe aus Roggenmehl schnell genossen hatte, Hacke und Schaufel, um seiner Pflicht als Unterthan zu genügen. Hätte er über einiges

Geld verfügen können, so würde sich wohl für den Hofedienst ein Stellvertreter gefunden haben; weil Moser arm war, mußte er selbst für sich einstehen. anderthalb Tage gänzlich verlieren und sich und die Seinigen noch obendrein aus eigenen Mitteln beköstigen. Niemand als der arme, gedrückte Unterthan fühlte die empörende Ungerechtigkeit dieser Barbarei, und wenn sich zuweilen schüchtern eine Stimme für Abschaffung so wahnsinniger, nur dem besitzenden Gebieter zu Gute kommender Einrichtungen erhob, so verwies man dieselbe entweder barsch als Versuch, Unzufriedenheit zu erregen, zur Ruhe, oder man pochte mit trotziger Miene und aufgeblasener Vornehmheit auf das historische Recht, auf uralte Sitte, auf durch Zeit und Verhältnisse geheiligtes Herkommen!

Wie Einer, der mit Gott und Welt abgeschlossen hat, den, weil er den Kelch der Leiden bis auf die letzte Neige geleert, Nichts mehr erschüttern kann, ging Moser still nach dem Herrenhofe. Hier fand er noch an zwanzig „Hofeleute", wie man solche zu Gunsten der Herrschaft arbeitende Unterthanen nannte, meistens schlecht genährte, kümmerlich aussehende, in zerrissenen Jacken gehende Jünglinge und Männer. Durch den Verwalter der Felder wurde diese Schaar Dienstpflichtiger eine Viertelstunde weit in's Feld hinaus geführt auf eine sumpfige Wiese. Diese sollten sie durch einen quer hindurch aufzuwerfenden Abzugsgraben ertragsfähig machen. Der Verwalter gab die Richtung des Grabens, seine Breite und Tiefe an, und die Hofeleute begannen ihr Werk.

Daß Menschen, welche durch unverantwortliche Gesetze gezwungen sind, für einen Glücklicheren unentgeltlich arbeiten zu müssen, nicht sehr flink bei solchem Geschäft sind, bedarf wohl keiner Erwähnung. Sklaven hätte man freilich durch Schläge, durch Hunger und Androhung anderer Strafen und Qualen zu größerer Anstrengung zwingen können; mit freien Unterthanen ließ sich dies nicht thun. Sah daher auch der Verwalter die Lässigkeit der armen Leute, die mit ihren Hacken und Schaufeln nur sehr wenig vor sich brachten, so blieb ihm doch höchstens ein bittendes Wort der Ermahnung übrig, das indeß keine Aenderung bewirkte. Die erzwungene Arbeit ward mit jenem schweigenden,

verbissenen Widerwillen vollbracht, der sich in jedem von gesundem Rechtsgefühl belebten Gemüthe von selbst einstellt. Als sich der Tag zu Ende neigte, zeigte es sich, daß wenigstens noch acht ähnliche Hofetage nöthig waren, um den Abzugsgraben zu Stande zu bringen.

Moser kehrte sehr müde und wo möglich noch niedergeschlagener, als er am Morgen ausgegangen war, Abends in sein Sorgenstübchen zurück. Es war ihm nicht möglich, in dieser Nacht wieder zu weben, auch machte er nicht erst einen Versuch Hinter'm Ofen auf harter Bank brachte er den größten Theil der Nacht fest schlafend zu.

Erst Nachmittags, als er seine Unterthanenpflicht erfüllt hatte, begann er wieder für sich zu sorgen, und jetzt förderte die Arbeit auch wieder so gut, daß er noch vor Abend damit zu Stande kam und sie an dem nämlichen Tage zu Endermann tragen konnte.

Dieser ließ den Wortbrüchigen gleich beim Eintritt hart an, riß ihm das gefertigte Zeug hastig aus den Händen und ging es mit der größten Aufmerksamkeit durch. Der unglückselige Oelfleck konnte seinem scharfen Blicke nicht entgehen. Er fragte mit zürnender Stimme, was geschehen sei und wer dafür einstehen solle? Moser läugnete nicht. Er erzählte ruhig und gelassen den Hergang der Sache, bat, ihm das unverschuldete Unglück nicht entgelten zu lassen, er wolle gern von seinem Verdienst späterhin Entschädigung dafür geben, nur jetzt, wo ihm jeder Pfennig von unschätzbarem Werthe sei und wo er täglich Ausgaben zu bestreiten habe, die bei regelmäßigem Lebensgange wegfielen, nur jetzt bäte er flehentlichst, ihn durch keine Lohnverkürzung zu strafen und unglücklich zu machen.

„Ihr habt Euch vermuthlich beim Kindtaufessen, das Ihr von meiner unzeitigen Freigebigkeit herrichten konntet, betrunken,“ entgegnete darauf Herr Endermann. „Nein, Moser, das muß ein Ende nehmen! Von Eurer Wortbrüchigkeit will ich gar nicht reden, ich hätte sie voraussehen können; daß Ihr mir aber durch viehische Völlerei und Unmäßigkeit ein ganzes Stück der theuersten Waare in Grund und Boden hinein verderbt, das kann ich nicht

gutmüthig mit ansehen! Von späterem Verdienst wollt Ihr mir den Schaden wieder ersetzen? Ha, ha, ha, ha, wie lange soll ich denn da warten, ehe ich nur zu meinen baaren Auslagen kommen dürfte! Die Webe ist mehr werth, als Ihr bei wackerem Fleiß in zwei Jahren erwerben könntet. Und werdet Ihr denn überhaupt noch etwas verdienen, Moser? Ich zweifle daran. — Ein Weber, der sich nähren und gut beschäftigt sein will, muß ein ordentlicher, solider, sparsamer, arbeitsamer Mann sein. Seid Ihr ein solcher, he? Nein, sag' ich! Ihr habt die Völlerei, die Genußsucht, die Liebeständelei im Sinne, und weil Ihr Euch darin nicht zu mäßigen wißt, verfallt Ihr und magert ab, daß man Euch als Vogelscheuche in's erste beste Schotenfeld stellen könnte! Ich brauche aber kräftige Arme, zuverlässige Köpfe, keine Schlafmützen: Darum geht in Gottes Namen, Moser, und dankt Gott, daß ich Euch laufen lasse, ohne auf Ersatz zu dringen, den ich von Rechts wegen verlangen könnte! Geht und kommt mir nicht mehr vor's Gesicht!"

Der Weber bat um Verzeihung, versicherte mit tausend heiligen Eiden, daß er gänzlich schuldlos sei und nur das entsetzlichste Unglück sich an seine Fersen geheftet habe.

„So macht ja, daß Ihr aus meinem Hause kommt!" schrie ihn Endermann giftig an. „Unglück ist wie die Pest, wer mit ihm in Berührung kommt, der ist seines Glückes nicht mehr sicher! Ich mag und will mit unglücklichen Leuten Nichts zu thun haben!"

„Bedenken Sie, Herr Endermann, mein Weib, meine Kinder!"

„Wer heißt Euch heirathen, wenn Ihr Frau und Kind nicht ernähren könnt. Sollte ich für all' das Bettelvolk sorgen, das sich paart wie die Sperlinge auf den Dächern, ich würde meine paar sauer ersparten Thaler bald los sein."

„Ich muß verhungern, wenn sie mich ablohnen!" stieß Moser heraus.

„So braucht Ihr nicht mehr zu essen," entgegnete Endermann, den der Zorn über Gebühr hart und unmenschlich machte.

„Ein Unglück kann ja doch Jedem zustoßen und Fehler und Mängel haben wir Alle. Sie selbst, Herr Endermann, wissen noch nicht, ob das Unglück immer an Ihre Schwelle vorübergehen wird, ohne einmal anzuklopfen und sein verzerrtes Antlitz an die Fenster zu drücken.“

„Straf' mich Gott, es ist mit Euch schon bis in mein Haus gekommen! D'rum fort, fort, eh' Ihr Zeit habt, mit Eurem Rabengekrächz mir den Frieden zu verscheuchen!“

„Ich thue mir ein Leids, Herr Endermann!“ sagte mit dumpfem Tone der unglückliche Weber.

„Meinethalb zwei, wenn das erste nicht ausreicht, nur geht, oder ich rufe meine Leute!“

Moser ging nicht. Er war wie am Boden festgewachsen. Seine tiefen hohlen Augen mit gespenstischem Blick auf den unerbittlichen Reichen heftend, daß diesem vor dem Wahnsinnsfeuer desselben himmelangst wurde, starrte er ihn lautlos und ohne Bewegung an. Da rief Endermann den Garnsortirer Friedrich und ein paar Färbeknechte, und eine Minute später kollerte sich der aus dem Hause geworfene Weber im Staube der Straße. Die Sonne ging eben „in Gold“, wie der Landmann sagt, dem armen brodlosen Manne erlosch sie für immer, und trüber, finsterer, trostloser, als die Nacht, welche über Berg und Flur sich senkte, stieg die Nacht in seiner dem Irrsinn zutaumelnden Seele auf. — —

Mancher Leser dieser Skizze aus dem Volksleben glaubt vielleicht, die Entlassung eines Webers aus dem Dienste könne unmöglich viel auf sich haben. Er brauche ja nur einen anderen Herrn aufzusuchen und für diesen zu arbeiten, wie er bisher für den vorherigen gearbeitet habe. Leider ist solcher Dienstwechsel schwer, oft, ja meistentheils unmöglich! Der Fabrikant läßt ohne Noth fast nie einen guten Weber aus seinem Dienste, denn zuverlässige, geschickte, accurate, fleißige und treue Arbeiter zu besitzen ist seinem Geschäftsbetriebe wesentlich von Nutzen. Jeder Arbeitgebende pflegt immer eine ansehnliche Anzahl guter Weber sich gleichsam für gewisse Branchen seiner Waarenfabrikation zu erziehen, weil bei jeder der vielen Webearten eigenthümliche Kunst-

griffe und Vortheile anzuwenden sind, um sie gerade so herzustellen, wie der Käufer sie wünscht und sucht. Oft, ja gewöhnlich kennt diese Vortheile der Arbeitgeber selbst nicht; sie sind Geheimniß des Arbeiters, durch lange Uebung, durch Nachdenken, wohl auch durch eine Art Instinct erworben. Wird nun ein solcher alter Weber, der Jahre lang immer ein und dieselben Waaren verfertigt hat, dennoch plötzlich entlassen, so ist sein Untergang in der Regel gewiß, außer denn, es gelingt ihm, in einem anderen Fache kärglichen Verdienst zu finden. Jeder Fabrikant, den ein solcher Entlassener um Arbeit angeht, sieht ihn mit mißtrauischem Auge an, setzt voraus, sobald er nach seinem früheren Herrn gefragt hat, es müsse irgend etwas Regelwidriges vorgefallen sein, und schickt ihn weiter, da solche im Lande herumziehende, von Lohnherrn zu Lohnherrn wandernde Weber meistentheils abgerissen aussehen und Angst und Noth sie hastig und fahrig machen. Da ferner Lohnweber nur selten etwas von ihrem schmalen Verdienst zurücklegen können, gerathen sie als brodlose Herumstreicher schnell in das tiefste Elend und ihr gewöhnliches Loos ist eine Stelle im Gemeinde- oder wohl gar im Arbeitshause.

Moser fand keine Arbeit, obwohl er sich die Füße wund lief und jedem Arbeitgebenden die Geschichte seines Unglücks der Wahrheit gemäß mit herzergreifenden Worten erzählte. Schon nach vierzehn Tagen würde Susanna mit den beiden Säuglingen elend umgekommen sein, hätte Fürchtegott nicht ehrlich sein Brod mit ihnen getheilt. Moser selbst nahm Nichts von seinem Hauswirthe an, er ging fort und — bettelte sich ein Stück Brod! Davon fristete er sein Leben, denn er hoffte noch, daß es ja doch wieder besser werden, daß das Unglück endlich von ihm ablassen müsse! Bisweilen setzte er sich neben seine alte Mutter und half dieser spinnen, weil er aber in dieser Beschäftigung seit seinen Knabenjahren keine Uebung mehr hatte, konnte er nur eine schlechte oder mittelmäßige Sorte Flachs verarbeiten; denn er spann weder einen feinen, noch einen egalen Faden, wie der Garnverständige ihn sucht und allenfalls, abgesehen von der Mühe, welche der Spinner hat, dem Scheine nach erträglich bezahlt. Auch auf Bauerhöfen, wo er in früheren Jahren für Wochen

und Monate als Hülfsarbeiter häufig Beschäftigung gefunden hatte, meldete sich Moser und bot sich zur nahenden Ernte als Mäher, ja, wenn es sein müßte, sogar als Abraffer an, was doch nach altem Gebrauch nur eine Arbeit für Knaben und Mägde ist. Einige Wochen früher würde er vielleicht irgend einen mild gesinnten Bauer durch Zureden und Schildern seiner Noth erweicht haben, jetzt aber, so kurze Zeit vor der Ernte, hatte jeder seine bestimmten Leute schon gedungen, auf die er sich verlassen konnte. Dies waren kräftige, gesundheitstrotzende junge Männer, oder doch solche, die, mit der Feldarbeit seit langen Jahren vertraut, auch die schwerste bei drückender Schwüle wie ein Spiel verrichteten.

Mosers verfallenes Aussehen, sein schwächlicher, gekrümmter Körper, das ewige Hüsteln, das von schwacher Brust zeugte, die gebrochene Stimme, waren für den Bauer keine empfehlende Eigenschaften. Und so blieb denn auch dies Bemühen des vom grausamsten Geschick Ergriffenen ohne Erfolg! Jetzt war er genöthigt, sich selbst unter die völlig Mittellosen, unter die notorisch Armen des Dorfes zu zählen, und mithin auch gleiche Wege mit ihnen zu wandeln. Der brodlose Weber, dessen Frau daheim fortwährend siechte, dessen beide Kinder aber wie zum Hohn, trotz der elenden Nahrung, die man ihnen reichen konnte, sichtlich gediehen, gesellte sich zu den zerlumpten Kindern, Weibern und kraftlosen Greisen und ging mit diesen auf die Stoppelfelder, um — Aehren zu lesen!

Bei dieser mühseligen Beschäftigung gerieth Moser eines Tages auf die herrschaftlichen Aecker. Es ward eben Waizen aufgebunden und ein bedeutender Troß Armer, selbst aus der Nachbarschaft, lagerte auf den Rainen, um das Feld nach erfolgter Abschleppung, wie ein Schwarm gefräßiger Heuschrecken zu überfallen. Der Verwalter ritt durch die Reihen der Arbeiter und sendete bisweilen sehr ungnädige Blicke den harrenden Lesern zu, die, von andern Aeckern kommend, bereits manches „Aehrensengel“ zusammengebunden und jetzt neben sich liegen hatten. Moser hielt sich im Hintergrunde des Trosses, da ein peinliches Gefühl der Schaam ihn beschlich, wenn er dachte, daß er aus

Mangel an jeglicher Arbeit gezwungen war, auf so erbärmliche Weise sich und den Seinen kümmerlich das Leben zu fristen.

Endlich war abgeräumt, die Garben standen in Mandeln aufgeschichtet und mehrere große Wagen erschienen, um den Erntesegen in die Scheuern zu führen. Der Verwalter gab den Armen die Erlaubniß, die zerstreut auf den Stoppeln liegenden Aehren einsammeln zu dürfen. In einigen Minuten war nun der ganze große Acker mit den Aehrenlesern überschwemmt. Unter ihnen bückte sich fleißig der verarmte Weber. Bald hatte der Verwalter ihn bemerkt und lenkte sein Pferd gegen ihn.

„Wer hat Euch Erlaubniß gegeben, auf den herrschaftlichen Feldern zu lesen?“ redete er ihn barsch an. „Schämt Euch, Moser! Ein Mann in den besten Jahren läuft Kindern und Weibern den Rang ab und stiehlt ihnen das Brod vom Munde weg!“ —

Ein kleines „Sengel“ in der Hand richtete sich Moser auf, zog seine Mütze und versetzte: „Ich habe weder Brod noch Arbeit, Herr Verwalter, und weil ich doch nicht betteln und stehl'n mag, suche ich mir ein paar Krumen da zusammen, wo sie für jeden Armen liegen. Arm aber, Herr Verwalter, daß es Gott erbarm', arm bin ich!“

„Weshalb schafft Ihr nicht mehr am Webstuhle?“

„Weil es Gott gefallen hat, mir eine Prüfung aufzulegen.“

„Ihr waret nachlässig, Moser, säumig und unordentlich, ich habe es gehört! Herr Endermann entläßt Niemand ohne Verschuldung aus seinen Diensten.“

Moser zuckte mitleidig die Achseln und bückte sich, ohne Antwort zu geben, um wieder Aehren einzusammeln.

„Es ist freilich kein Wunder, wenn man Euch entläßt,“ fuhr der Verwalter fort. „Arbeiter, die so faul sind, wie Ihr — ich hab's beim letzten Hofetage mit Verwunderung gesehen — kann freilich Niemand brauchen.“

Der Weber richtete sich wieder auf. „Herr Verwalter,“ sagte er, „Sie haben mir in diesem Leben noch keinen Bissen Brod gegeben, noch habe ich je für Sie gearbeitet. Sie wissen also auch nicht, ob ich ein fleißiger oder fauler Arbeiter bin, über

mein Verhältniß zu Herr Endermann aber steht Ihnen kein Urtheil zu."

„Desto mehr Recht habe ich, Euch vom Acker zu weisen."

„Ein abgeschlepptes Feld ist für alle Christenmenschen," erwiederte Moser und begann abermals Aehren zu lesen.

„Der gnädige Herr will nicht, daß Ihr auf seinen Aeckern les't. Das Stoppelfeld ist nur für Kinder, Weiber und Krüppel. Ihr könnt noch arbeiten, also packt Euch!"

„Ehe mir der gnädige Herr diesen unchristlichen Befehl nicht selbst ertheilt, werde ich ihn nicht respectiren, Herr Verwalter! Ich leide Noth mit einer blinden alten Mutter, einer kranken Frau und zwei hülflosen Kindern und sammle hier blos, was sonst Krähen und Dohlen aushacken. Das ist nichts Unrechtes oder Gesetzwidriges."

„Laßt Euch rathen, Moser, und geht! Der gnädige Herr hat mir sehr bestimmte Vollmachten gegeben."

Der verarmte Weber ließ sich nicht weiter stören. Er schwieg hartnäckig und sammelte Aehren. Ueber solche Nichtachtung aufgebracht, rief der Verwalter einen vorübergehenden Knecht an, schwang sich aus dem Sattel und übergab ihm das Pferd.

„Wollt Ihr gehorchen, Moser?" fragte er den Armen.

„Wenn mich der gnädige Herr mit eigener Hand von seinem Acker treibt, muß ich mich fügen, obwohl ich's grausam und unmenschlich nennen würde."

„Ihr zwingt mich, Hand an Euch zu legen!"

„Sie? Dazu haben Sie kein Recht."

„Kein Recht," schrie der Verwalter. „Das sollt Ihr gleich sehen, widerspenstiger Faullenzer!" Und mit raschem Griff faßte er den Weber beim Kragen der Kattunjacke und wollte ihn vom Acker entfernen. Allein Moser, dem schon längst das Blut kochte, wehrte sich mit aller Kraft. Beide Männer kamen vom Ringen zu offenbarem Handgemenge, das alsbald in entschiedene Schlägerei ausartete. Wie vorauszusehen, zog der kraftlose Weber den Kürzeren. Der Verwalter warf ihn zu Boden, ließ ihn verschiedene Male seine schwere Gerte fühlen, rief die Knechte und übergab ihren Händen den Missethäter.

„Schafft den Schurken auf den Hof!“ befahl er. Ich werde sogleich nachkommen und dem gnädigen Herrn Bericht erstatten.“

Moser ward seines Verbrechens leicht überführt. Er mußte dem Verwalter Abbitte leisten und erhielt zur Strafe vierzehntägige Haft bei Wasser und Brod. Da saß er nun in der engen, finsteren Zelle des herrschaftlichen Gefängnisses und hatte Zeit, über sein Schicksal, seinen Lebensgang nachzudenken. Der Freie glaubt, kein Unglück sei schwerer zu ertragen, als der Verlust der Freiheit. Moser war von jeher derselben Meinung gewesen. Seit er aber ein Gefangener war, kamen ihm ganz andere Gedanken. Das Nichtsthun langweilte und quälte ihn zwar, aber er hatte doch keine Noth! Zur bestimmten Stunde, dreimal des Tages, erschien ein Voigt und brachte ihm frisches Wasser, so viel er trinken wollte, und die Portion täglichen Schwarzbrodes, welche er erhielt, reichte nicht allein hin, um ihn vollkommen zu sättigen, es blieb auch noch genug übrig, um seinem armen Weibe ein gutes Stück schicken zu können. Seit Wochen hatte Moser nicht so glänzend gelebt, und als er acht Tage im Gefängnisse zugebracht, beschlich ihn wiederholt der entsetzliche Wunsch, die Dauer seiner Haft möge sich von selbst verlängern, ja er sann allen Ernstes nach, was er wohl anstiften, was begehen solle, um eine neue Freiheitsstrafe über sich verhängt zu sehen! Schaudernd begriff er, wie Armuth die Mutter jeglichen Verbrechens blos deshalb werden könne, weil der Sträfling nicht ängstlich für seinen Unterhalt besorgt sein darf! Und die Verachtung der Freien, der sogenannten ehrlichen Leute, die jeden Verbrecher unausbleiblich ereilt, konnte sie fühlbarer sein, als jenes Stirnrunzeln, womit der Besitzende dem Bettler ausweicht, als jene harten Worte, die man dem um Almosen Flehenden gleich brennenden Flüchen vor die Füße schleudert? Konnte sie empfindlicher quälen, unauslöschlicher beleidigen, als die Benennung elender Lump, Bettelhund, Vagabond, die der Arme ja täglich hören muß oder doch in den Blicken so Vieler lesen kann! Moser mußte all' seine moralische Kraft aufbieten, um nicht dem Gelüst zu erliegen, das ihn beim Erscheinen des Voigtes wie ein Fieber-

enfall ergriff, nämlich den freundlichen Mann an der Kehle zu packen und bis zum Ersticken zu würgen! Noch besaß er Selbstüberwindung genug, um den Dämon, der in den finsteren Schluchten seiner Seele sich zu regen begann, zu besiegen und seine Strafe zu überstehen, ohne auf's Neue und diesmal mit Vorbedacht zu sündigen.

Als er nach vierzehntägiger Haft entlassen ward, kam er sich wie ein Fremdling auf Erden vor. Er war fertig mit sich, mit dem Leben! Er konnte sich ruhig beide Hände abhacken, denn er bedurfte ihrer nicht mehr, da Niemand Arbeit von ihm begehrte.

Mit diesem Gefühl gänzlicher Unbrauchbarkeit ging er schwermüthig nach Hause, nicht wissend, was er jetzt anfangen, wie er sich ehrlich ernähren sollte. Ohne Weib und Kind würde er trotzig in die Welt gelaufen und sehr wahrscheinlich die gewöhnlichen Wege des Verbrechens gewandelt sein. Der Reiche sagt: Armuth demoralisirt! und wendet sich von jedem Nothleidenden mit Widerwillen; aber er bedenkt nicht, daß die wegwerfende Behandlung der Armen von Seiten der Reichen jene mit der Zeit erfolgende, nicht wegzuläugnende Demoralisation hervorruft! Wer den Armen als einen Wegwurf der Menschheit, als einen Räudigen betrachtet, den man ausscheiden muß von allem Volk, der vergiftet die Unschuld seiner Seele und stößt ihn erbarmungslos unter die moralisch Verworfenen, denen er ihn gleichstellt, weil er oft die rauhe Sitte, das zerlumpte Kleid mit ihnen gemein hat. —

Es schien indeß, als habe sich das Unglück des Webers etwas erschöpft. Beim Betreten seiner engen Wohnung fand er nicht allein sein Weib wieder außer dem Bett und die lieben kleinen Engel vollbäckig und gesund, Fürchtegott kam ihm auch mit der frohen Botschaft entgegen, daß ein Bauer des Ortes hergeschickt habe und ihn für den Herbst als Drescher annehmen wolle, wenn er noch so brav zuschlagen könne, wie ehedem.

Ueber diese Nachricht war Moser so erfreut, daß er seinen Hauswirth umarmte und wie ein Toller im engen Stübchen mit ihm herumhopste. Er sagte auf der Stelle zu und ließ sich schon für den nächsten Tag durch Fürchtegott selbst anmelden. Lange

hatte die arme Weberfamilie keinen so glücklichen, von heiteren Aussichten in die Zukunft erhellten Abend verlebt.

6.

Bilder eines glücklicheren Lebens vergoldeten die Träume des armen Mannes in dieser Nacht. Mit einem Gefühle des Wohlbehagens, das er lange nicht mehr empfunden hatte, stand er früh am Morgen auf, in treuherzigem Gebet um Verminderung seiner Noth zum Himmel flehend. Das karge Frühstück, das nur aus ungeschmalzener Brodsuppe bestand, schmeckte ihm doch vortrefflich. Er küßte die frischen, noch schlafenden Zwillingsschwestern, ermahnte die noch immer hinfällige Susanna, sich zu schonen, und ging dann, den Dreschflegel nebst Wurfschaufel und Schüttegabel auf der Schulter, wohlgemuth nach dem Bauergute, wo ihm Arbeit versprochen war.

Die Knechte waren eben dabei, die Tenne zu fegen und Garben reihweise zum „Vorschlagen", wie es der Bauer nennt, aufzulegen, als Moser in den Hof trat und den Besitzer desselben als neuer Arbeiter und Gehülfe begrüßte. Dieser nahm ihn gern an, da er zuverlässige Leute brauchte; übrigens bedurfte es nicht vielen Redens, da zwischen Arbeitgebenden und Arbeitsuchenden so einfache Bedingungen als feste Regeln gelten, daß Keiner den Anderen übervortheilen kann. Moser kannte diese Bedingungen von früherher, und wenn er jetzt als Arbeiter bei einem armen Bauer in Dienst trat, so verstand es sich von selbst, daß er stillschweigend sich dem Herkömmlichen unterwerfe.

Alle Bauerarbeit ist schwer und erfordert mehr physische Kraft, als Geschick und Gewandtheit. Schon am ersten Vormittage fühlte Moser, daß er nicht mehr die Kraft und Ausdauer seiner jungen Jahre besitze. Er konnte nach einigen Stunden kaum den Flegel mehr handhaben und es war ein Glück für ihn, daß je fünf Drescher auf einer Tenne thätig waren. Bei dem fortwährenden Steigen und Fallen so vieler Flegel merkte man nicht, daß der des Webers kraftlos auf die körnerstrotzenden Aehren traf. Auch gewahrte er mit Betrübniß, daß seine Brust durch

das langjährige Sitzen hinterm Webstuhle und durch das Einsaugen des Garnstaubes gelitten haben mußte; denn er konnte an dem lebhaften Gespräch, das seine rüstigen Mitarbeiter, trotz des heftigsten Aufschlagens, fortwährend unterhielten, nicht Theil nehmen.

Mit größter Anstrengung hielt es Moser einige Tage aus. Schon am vierten mußte er Abends auf dem Heimwege mehrmals stehen bleiben und Blut auswerfen. Dennoch ging er am nächsten Morgen wieder auf die Arbeit. Allein kaum hatte er unter unsäglichen Schmerzen zweimal herumgedroschen, als ihm kraftlos der Flegel entsank und ein Strom dicken schwarzen Blutes seinem Munde entstürzte. Man sprang dem Unglücklichen bei, um das Blut zu stillen, der Bauer, ein braver Mann, ließ den Erkrankten nach Hause fahren und holte sogar den Arzt auf eigene Kosten, damit er ihn heilen möge; aber das Alles konnte den Weber weder retten, noch beruhigen.

„Gott hat seine Hand von mir abgezogen," sagte er mit der Ruhe verzweifelter Resignation, „und wen Er verläßt, den können die Menschen, wenn sie auch jetzt noch wollten, nicht retten. Ich will mir nur überlegen, was aus den Kindern werden soll. Hab' ich das erst ausgeklügelt, dann will ich meinethalb verhungern oder verdursten, mich soll's wenig verschlagen. Aber das muß ich erst herauskriegen, eher thue ich's dem Herrgott nicht zu Gefallen und lege mich in den Sarg."

Das war ungefähr der Refrain von allen Reden, die Fürchtegott, sein Weib und etliche Freunde, die nicht viel mehr besaßen, als er selbst, ihm entlockten. Er setzte sich wieder neben die unermüdlich fleißige Mutter und spann. Von dem fabelhaft Wenigen, was diese Arbeit abwarf, lebte die ganze Familie fast noch einen Monat. Nach Verlauf desselben war aber auch das geringe Gut, was die Armen an unbedeutenden Utensilien besessen hatten, vollkommen aufgezehrt. Ueberdies sollte in Kurzem Miethe und Stuhlgeld (Abgabe für die Erlaubniß, einen Webstuhl aufstellen zu dürfen) nebst vierteljährigem Grundzins an die Herrschaft bezahlt werden. Holz für Herbst und Winter brauchte man auch,

und noch hatte Moser keine Kartoffel im Keller, keine Krume bezahlten Brodes im Schranke.

In einer trüben Abendstunde wagte Susanna mit beklommenem Herzen, dies entsetzliche Thema zu berühren, das dem brustkranken schwachen Manne das Herz zerfleischen mußte. Susanna that es zwar so mild und sanft, wie die Liebe zu ermahnen, zu fragen und zu bitten pflegt, aber dem Weber stand dennoch sein gefoltertes Vaterherz still.

„Laß das gut sein, Herzliebste," erwiederte Moser nach einiger Zeit. „Mir ist in der vergangenen Nacht ein Gedanke gekommen, der, ausgeführt, all' das jetzt noch Fehlende uns verschaffen muß. Auch für die armen Würmchen ist dadurch gesorgt. So elend, wie ihre Eltern, ich versprech' es Dir, sollen sie es nicht haben."

„Ist Dein Plan auch auszuführen, Moser?" fragte zweifelnd die besorgte Frau.

„Zuverlässig, Susanna! Wie ich mir's während der Nachtwache hinter'm Ofen ausgesonnen habe, kann's nicht fehlen. Es wird Alles anders und besser."

„Du könntest mir's wohl sagen, Moser! Vier Augen sehen heller, als zwei.

„Morgen erfährst Du's. Heut Nacht will ich mir's noch einmal beschlafen, und wenn ich morgen noch so fest daran glaube, wie in diesem Augenblicke, dann ist uns geholfen, das schwör' ich bei Gott!"

Susanna drang nicht weiter in ihren Mann und das Gespräch stockte wieder. Nach sehr kargem Abendbrod ging die Familie zur Ruhe. Wir haben schon erwähnt, daß Susanna seit ihrer Niederkunft mit den Kindern in der Wohnstube und zwar auf ebener Erde schlief, da ihre Bodenkammer zu eng und auch zu schlecht gegen Wind und Wetter verwahrt war, um mit den Säuglingen darin zubringen zu können. Der Weber selbst blieb seit seinem Unfalle ebenfalls in der Stube und hatte sein Nachtlager hinter dem Ofen aufgeschlagen. Nur die alte Mutter kletterte die knarrende Stiege hinauf in ihr Kämmerlein und kam häufig früh, wenn kaum der Tag graute, schon wieder herunter

zu ihren darbenden Kindern. Sie konnte wenig schlafen, und weil sie meinte, daß sie wachend, ob auch nicht viel, doch immer etwas nützen könnte, so setzte sie sich an ihren Platz auf der Ofenbank und spann, ohne die meistentheils noch Schlafenden in ihrer Ruhe zu stören.

Moser'n floh auch in dieser Nacht, wie in fast allen früheren, der Schlaf; er verhielt sich aber absichtlich ganz still, bis er annehmen konnte, daß Susanna fest entschlummert sei. Dann kroch er behutsam hinter dem Ofen hervor, schlich barfuß über die holprige Diele nach dem Fenster neben dem Webstuhle, öffnete es leise und stieß den Laden auf. Die Nacht war sternenhell, der schon abnehmende Mond schien voll und rein in die Wohnung des Armen. Die silberne Kugel spiegelte sich im Weiher des Nachbars, der kaum vierzig Schritte von Fürchtegotts Häuschen am Gartenzaun seine stillen Wasser ausbreitete. Geraume Zeit trank der Weber die kühle Nachtluft mit dürstendem Munde, dann trat er zurück und sah sich scheu um. Das Licht des Mondes erleuchtete das Stübchen sattsam, um alle Gegenstände genau unterscheiden zu können.

Moser öffnete ein kleines Wandschränkchen und nahm etwas heraus, das er mit dem schlotternden Aermel seines zerrissenen Hemdes sogleich verdeckte. Darauf schlich er an das Lager seiner Frau und kniete neben demselben nieder. Susanna schlief sanft und tief. Die Qualen des Lebens waren in diesem Augenblicke gewiß von ihr genommen. Vielleicht schwelgte sie in paradiesischen Freuden, wie sie der Traum mitleidig dem Armen schenkt, als kargen Ersatz für die harte traurige Wirklichkeit des Alltagslebens.

Moser wagte nicht, die Schlummernde zu küssen. Er hätte es gern gethan, aber er besorgte, sie dadurch zu wecken.

„Arme Susanna, gutes, liebes, duldendes Weib," flüsterte er über sie gebeugt und eine Thräne perlte aus dem Schmerzensbrunnen seines Auges. „Ich habe Gott gebeten, daß er dich die Herrlichkeiten der Verheißung soll schauen lassen in dieser Nacht, und ich glaube, er hat mich erhört, der Allgütige. Dein Lächeln sagt mir, daß du glücklich bist. Du sollst es ewig sein

und nie mehr zurückkehren aus jenen Auen, die müden Duldern in jenem Leben verheißen sind. Lebe wohl, lebe glücklich und bitte für mich, den verzweifelnden Vater!"

Nun hielt Moser seine linke Hand schirmend über das Gesicht der Schlummernden und fuhr mit schneller Bewegung der Rechten, in der etwas Glänzendes blitzte, über Susanna's bloßen Hals. Die Schlafende zuckte krampfhaft zusammen, aber Moser drückte seine Linke fest auf ihren Mund, so daß sie nur dumpf röchelnde Töne ausstoßen konnte. Ein breiter Blutstrom floß unter den Decken hervor und ergoß sich um den knieenden Weber. Der verzweifelnde Gatte hatte seinem geliebten Weibe die Pulsadern am Halse durchschnitten und sie getödtet. Er hielt diesen Tod für leichter, als den Hungertod, dem sie alle entgegen gingen.

Als Susanna zu röcheln aufgehört hatte, erhob sich Moser mit entsetzlicher Ruhe. Er warf keinen Blick auf die Todte, sondern wendete sich rasch um zu den in der Wiege schlafenden Säuglingen. Das blutige Messer funkelte im Silberfeuer des Mondes wie eine purpurne, zur Erde geneigte Flamme.

Lieblich, rührend, zwei aufknospenden Blüthchen gleich, die feisten kleinen Händchen aufwärts gegen die derben Gesichtchen stemmend, ruhten die Schwestern in seliger Vergessenheit. Den Vater schauerte es, als sein schuldiges, unheimlich glühendes Auge auf diese zarten, von Gesundheit strotzenden Wesen fiel. Aber sein Herz hatte sich im machtlosen Kampf mit den Schrecken des Lebens verhärtet, sein Wille war fester als Granit. Die Bahn war betreten, er mußte sie ganz zurücklegen, sollte er sich nicht selbst feig und charakterlos nennen.

„Warum zaudern!" rief er sich zu. „Habe ich euch in's Leben gerufen, warum sollte ich nicht das Recht haben, euch ein und denselben Weg mit mir gehen zu heißen? Ja, ihr armen, schuldlosen Seelen, ich will euch rein und unbefleckt den Vaterhänden wieder übergeben, aus denen ich euch empfangen habe! Hier auf Erden würdet ihr nach unaussprechlichen, undenkbaren Leiden vielleicht gottlose Verbrecher und beschlösset ein Leben voll Elend und Schande, verflucht von den Glücklichen, im Zuchthause oder auf dem Schaffot. Besser aus der Reihe der Leben=

digen gestrichen, als solch ein Dasein! Gute Nacht, ihr Engel, euer Vater küßt euch zum Eintritt in's Thal des ewigen Friedens!"

Ein langer Kuß berührte die Mündchen der Kleinen, dann durchschnitt der fürchterliche Vater ihren Lebensfaden auf dieselbe Weise, wie er die Mutter getödtet hatte. Die Schwestern zuckten nicht, sie starben schlummernd unter dem Messer des Vaters.

Mit einem Gefühl des Abscheu's schleuderte der Unglückliche jetzt das Mordinstrument an den Boden, erreichte mit zwei Sätzen die Thür, stürzte hinaus, rannte in's Freie über den Garten und begrub sich und seine That in den kühlen schäumenden Wellen des Teiches. Nur das Bild des Mondes wankte im Weiher, als der Mörder seines Weibes, seiner Kinder sich darin zur Ruhe gebettet hatte, sonst blieb Alles still. —

Am nächsten Morgen stieg Gertrud frühzeitig aus ihrer Kammer herab, trat in die Stube ihres Sohnes und tappte sich nach der Ofenbank, wo sie wie immer Platz nahm und emsig zu spinnen begann. Es war eben Tag geworden, das merkte die erblindende Frau an dem trüben Scheine, der sich vor ihren Augen bildete. Daß es so todtenstill im Stübchen blieb, wunderte sie nicht. Es war oft so gegen Morgen. Nur konnte sie nicht begreifen, daß, wie sie auch ihre Füße setzen mochte, sie überall sogleich feucht wurden.

So saß sie ein paar Stunden, spann ruhig fort und freute sich über den gesunden Schlaf der Ihrigen. Sie würde noch lange geduldig auf das Erwachen derselben gewartet haben, wäre nicht Fürchtegott hereingekommen, der, wie er häufig pflegte, sich nach Moser's Befinden erkundigen wollte. Vor dem gellenden Aufschrei dieses Mannes kam Gertrud zu sich.

„Was habt Ihr?" fragte sie ruhig, ihr bleiches, runzelvolles Antlitz langsam dem Eintretenden zukehrend und nochmals die Spindel drehend.

Fürchtegott dachte im ersten Schreck nicht daran, der alten Frau das Entsetzliche zu verschweigen. Bewältigt von dem grauenvollen Anblick — die fromme alte Mutter, ihre Füße im Blut der Ihrigen badend, ruhig spinnend — warf er dies Bild mit wenig Worten in den Spiegel ihrer Seele! Da entsank Gertrud

die Spindel, sie selbst neigte sich vorwärts und wäre auf die blutige Diele niedergestürzt, hätte sie Fürchtegott nicht in seine Arme aufgefangen. Als er sie wieder aufrichtete, umschlang er eine Leiche. Mitleidig hatte der Tod ihr Herz gebrochen.

Eine Stunde später fand man Moser's Leiche im Weiher. Niemand konnte zweifeln, daß er die gräßliche Wahnsinnsthat vollbracht habe. Die blutigen Fußstapfen vom Hause bis zum Teiche mitsammt dem gefundenen Messer sprachen zu deutlich. —

Unter großem Zulauf des Volkes wurden am dritten Tage nach der That die Opfer der Armuth ehrlich begraben, in später Abendstunde wühlte der Henker dem Mörder eine Grube auf ödem Anger. —

309

Proletarier in England.

Wir hatten länger als gewöhnlich gezecht, denn mein Freund Mac — einer von den wenigen Menschen mit gutem Rock, die ich in England lieb gewann — erzählte von seinen Abentheuern zu Wasser und zu Lande. Mac, ein Schotte, studirte in Glasgow und Edinburg, wurde dann Schiffsarzt auf einem Wallfischfänger und segelte nach Grönland. „**I got a great cold there**" sagte er „und war froh, als wir nach einer Reise von 2½ Jahren wieder in Liverpool an's Land stiegen. Ich ließ mich in York nieder. Ein altes aristokratisches Nest; aber wunderschöne Mädchen laufen darin herum. Ich verliebte mich sogleich. Thorheit! ich hatte kein Geld. Alles ging schief; ich zog fort und ein bleicher, schiffbrüchiger Mann, langte ich hier an, hier in Bradford, wo ich nun schon geraume Zeit unter den Fabrikarbeitern herumbrenne und schneide —"

„Wie es einem schlechten Doctor zukommt!" ergänzte der eben hereintretende Wirth und zeigte seinem Gaste an, daß im „Weißen Hause" eine junge Frau eben im Begriff stehe, die Welt mit einem Menschen zu bereichern; der Herr Doctor also aufbrechen und helfen müsse.

Ich begleitete Mac. Die Straßen waren schon leer; nur die Nachtwächter irrten an den Häusern vorüber und untersuchten, ob Thüren und Fensterläden auch verschlossen. „**All right!**" da eilten sie weiter. Am Ende der Gasse blieben sie aber aufmerksam stehen; wir ebenfalls, denn in einer Schnapsschenke

schien heftiger Streit unter den Trinkern ausgebrochen zu sein. Flüche, Prügel und Gepolter folgte rasch nach einander, und ehe wir uns versahen, stürzten ein halbes Dutzend Kerle aus der Hausthür. Fünf Mann kehrten laut lachend zurück, — der sechste lag vor uns auf dem Straßenpflaster und rührte kein Glied.

Mit Hülfe der Nachtwächter brachten wir den Unglücklichen in die Bude des Doctors, welche gegenüber lag. Der arme Zerschlagene kam bald wieder zur Besinnung, und versicherte uns, daß er ganz verteufelte Hiebe davon getragen habe. Dies bezeugte auch eine große Quantität irländisches Blut — unser Patient war nämlich ein Irländer — welches aus drei Löchern vom Kopf herunter auf die zerrissenen Kleider floß. Während ihm der Doctor die Haare abschnitt, bemerkte Paddy mit wehmüthiger Stimme, daß er eigentlich gar nicht wisse, weßhalb er so rechtschaffen durchgeprügelt sei.

„Was seine guten Gründe hat!“ erwiederte ihm Mac, „denn Ihr habt heute Abend eine gute Portion Whisky aus der Welt geschafft.“

„„Und das hat seine guten Gründe, daß ich dies that!““ antwortete der Irländer.

„Und welche?“ fuhr der Doctor fort.

„„Gar keine Gründe hat es!““ seufzte Paddy „und gar keine Gründe sind ebenso gut wie die allerbesten! Aber Tom Holmes sagte, ich wäre ein lüderlicher Strick; ich machte zwanzig Schillinge die Woche und hätte doch nie einen Penny; und meine Frau säße in Leeds und ich kümmerte mich gar nicht um meine Frau; und das thue ich auch nicht; denn meine Frau verkauft alte Flaschen und ich kämme Wolle; und wenn sie alte Flaschen verkaufen will, very well. — Jeder hat sein eigen Geschäft; Jeder thue, was er will, ich kämme Wolle! Nun ist zwar die Frau der größeste Comfort für den Mann, und der Mann ist der größeste Comfort für die Frau; da es aber von hier bis nach Leeds 7 dicke Meilen sind, so wäre sie, Frau, und ich, Mann, eigentlich nicht sehr comfortable zusammen, wenigstens nur comfortable in der Entfernung von sieben Meilen; aber wenn sich meine Frau comfortable fühlt, indem sie alte Flaschen ver-

kauft, und ich mich comfortable im Wollkämmen fühle, sind wir dann nicht beide comfortable? **very well**, Doctor, das sagte ich auch zu Tom Holmes. Tom, sagte ich, laß meine Frau aus dem Spiele, und was noch viel schlimmer ist, laß das Geld bei Seite. Geld sparen kann ich nicht, denn ich habe alle Taschen voll — nämlich voll Löcher; und wer werth ist, Geld zu verdienen, der ist auch werth, Geld auszugeben, und sieh Tom, ich bin der Meinung, daß das Ausgeben viel erfreulicher ist, als das Verdienen, — und habe ich mich die ganze Woche mit dem Verdienen geplagt, da stärke ich mich eine Stunde lang mit dem Ausgeben. — „„**O dear me!**““ schrie der Irländer da plötzlich, denn eben legte ihm der Doctor einige Pflaster auf die Wunden, die dem redseligen Paddy, der mit der Zeit nüchtern wurde, plötzlich sehr weh zu thun schienen.

„„Aber Tom,““ fuhr er bald fort, „„wollte mich gar nicht begreifen; er sagte, wir Irländer wären nur Alle vom gemeinsten Gesindel, wir kämen nur nach England, um wie die Schurken zu leben. **Why** Doctor! als wenn das anders möglich wäre. Da komme ich von Tipperary hierher nach England, und habe unterwegs zehn Mal das Betteln gelernt und finde, daß es mit dem Betteln gar nicht so übel ist; denn, geben Euch die Leute etwas, da ist es gut; geben sie Euch nichts, da lacht Ihr sie aus. Spaß auf beiden Seiten, Doctor! Aber ein Mensch kann auch stolz sein und deshalb kämme ich Wolle. Entweder muß gebettelt werden, oder Wolle gekämmt. Wenn ich aber wie ein Schurke lebte, als ich bettelte, lebe ich nicht ebenso gut wie ein Schurke, seit ich arbeite? Gewiß! Es ist nur der Unterschied darin, daß ich als Bettler ein Schurke gegen Andre bin, und als Arbeiter ein Schurke gegen mich selbst. Wenn ich bettle, so ziehe ich durch Faullenzen den Leuten das Geld aus der Tasche, und das ist nicht recht; ich bleibe aber gesund und lustig dabei, und das ist recht. Wenn ich aber arbeite, da verdiene ich mein Brod durch Arbeit, und das ist recht, — werde aber ein Krüppel dabei, und das ist nicht recht.

Denn sie lassen einen armen Teufel heut zu Tage arbeiten, daß ihm Hören und Sehen vergeht; und kommt der Samstag

heran, da zahlen sie den Lohn; aber man wird nie glücklich davon, — weiß nicht, wie es kommt, — und ist man alt — aber man wird nicht mehr alt.““

Da schwieg der Irländer und sah uns mit seinen schwarzen Augen recht ernst und feierlich an.

„„Aber halt!““ rief er dann plötzlich, „„Tom sagte, wir Irländer kämen nur nach England, um wie die Schurken zu leben. **Never mind it, Tom!** — laß sehen. —““ Da griff Paddy in seine Tasche und dann auf den Kopf. „„Löcher, nichts als Löcher!““ „Aber der Doctor braucht etwas für die Pflaster!“ bemerkte der eine Nachtwächter.

„„Doctor!““ fuhr der Irländer fort, „„Tom sagte, alle Irländer wären Schurken in England, und das konnte ich nicht vertragen; — und da nahm ich alles Geld, was ich hatte; Tom, sagte ich, stolz bin ich, stolz bin ich dreimal auf Tipperary, und hier sind vier Schillinge und sechs Pence, und das wollen wir vertrinken Tom, und ich bin kein Schurke! Seht Doctor, und nun habe ich Nichts für die Pflaster, — ich wollte, ich hätte mehr!““

Da packten die beiden Nachtwächter den Verwundeten auf und brachten ihn in die Schenke zurück. — Mac machte sich auf den Weg nach dem „Weißen Hause.“ Seit jenem Abend traf ich manchen Irländer, dem der Kopf entzwei geschlagen wurde, ohne daß er wußte weshalb. Paddy ist der sorgloseste Mann von der Welt. Mit Weib und Kind kommt er oft herüber, — hier arbeiten z. B. in den Fabriken allein 1500 Irländer — er denkt, in England Brod und Glück zu finden und täuscht sich oft nur zu sehr. Ist er unverheirathet, da geht die Sache schon; hat er Familie, da geräth er fast immer, wenigstens im Anfang, in die größeste Noth. Denn leider weiß ein Irländer kein Haus zu halten, er lebt nur dem Augenblick und ein folgender Tag ist ihm durchaus gleichgültig. Er thut, was das Herz ihm eingibt. In einer Zeit von zehn Minuten kann er rasen, wie ein Löwe, und fromm sein, wie ein Lamm. Hat er kein Geld, da ist er der zufriedenste Mann bei Kartoffeln und Brod und tröstet sich über sein Schicksal mit den köstlichsten Witzen; — ist sein Beutel

voll — da wirft er fort, was er hat, und ist nicht lustiger und übermüthiger, als zur Zeit der schrecklichsten Noth. Genial ist er unter allen Verhältnissen. Dunkel scheint ihm vorzuschweben, daß das Mißgeschick des Individuums in dem großen Elend seines Volkes aufgehen müsse. Deshalb keine Klage mehr! Der Humor reißt seine Seele hinweg; er lacht, er weint und weiß nicht weshalb; er stirbt und weiß nicht warum.

Die große Sorgenlosigkeit des Irländers in England macht ihn natürlich doppelt arm. Die englischen Arbeiter sorgen wenigstens insoweit für die Zukunft, als sie in guten Handelszeiten Kleider und Möbel anschaffen. Aber auch das ist dem Irländer einerlei; er ist damit zufrieden, daß er heute gelebt hat. In Lumpen geht er einher, schmutzig, unheimlich; nur seine Augen strahlen in ewiger Schönheit und unwillkürlich schrickt man zusammen, wenn sie bald wehmüthig ernst, bald froh und verliebt in die Welt hinausschweifen.

„Das weiße Haus," welches ich mit dem Doctor besuchte, liegt in dem älteren Stadttheil, in der Nähe eines Kanals, der das Land von Hull nach Liverpool durchschneidet. Es dient allen Unglücklichen als Zufluchtsort, indem man für 2 Pence dort 6 Stunden schlafen kann. Es verhält sich damit so: Um 12 Uhr Nachts werden aus der Bar, dem zum Rauchen und Trinken eingerichteten Zimmer, alle Stühle und Bänke entfernt. Im Kamine macht man ein tüchtiges Feuer an, fegt die steinerne Flur und legt rings an den Wänden herum Decken und Strohsäcke. Die Gäste, welche nur gekommen sind, um zu trinken und zu rauchen, müssen aufbrechen, und die sich nach Schlaf sehnen, haben für 2 Pence das Recht, sich niederzulegen. Dies geschieht sans cérémonie. Männer, Weiber und Kinder ziehen sich aus, hängen ihre Kleider über die Bretterwand der Bar und geben sich gewöhnlich alle Mühe, um die verhängnißvollen 6 Stunden so gut wie möglich zu benutzen. Der Wirth ist nämlich sehr exact in der Zeit und versäumt nicht, gegen Morgen ein allgemeines Poltern zu veranstalten. Jeder, der nicht gutwillig das Lager verläßt oder noch für weitere 3 Stunden einen Penny mehr bezahlt, wird dann mit Gewalt beseitigt. — Gewöhnlich stellen

sich gegen Morgen neue Gäste, namentlich Betrunkene, die sonst wo übrig geblieben sind, zum Schlafen ein und nehmen das noch warme Lager der eben Erstandenen in Beschlag.

In jener Nacht war die Bar fast ganz besetzt. — Bei dem Schein des hellen Feuers konnte ich achtzehn Personen zählen; auch mußten noch einige kleine Kinder unter den Decken verborgen sein, denn bisweilen hörte man ein leises Weinen und Wimmern von feinen, zarten Stimmen. Die meisten Gesichter konnte man deutlich unterscheiden; hin und wieder tauchte auch nur ein Kopf voll Haare aus den Decken. — Viel Kummer und Noth lag da begraben.

Gleich vorn an bemerkte ich zwei Mulatten, mit denen ich schon am Tage vorher auf der Straße Bekanntschaft gemacht hatte. Kräftige Kerle. Sie verkauften Gebete und Bilder, wie viele Hunderte ihres Gleichen, die jährlich als Matrosen oder Schiffsjungen nach England herübersegeln, — einige Zeit bettelnd das Land durchirren und dann wieder verschwinden. Neben ihnen lag ein langes, hageres Gesicht, auf dem in tiefen Furchen eine lange Leidensgeschichte geschrieben stand. Es gehörte einem Manne, der ungefähr fünfzig Jahre alt war, vielleicht auch erst dreißig. Wer weiß es?

Jedenfalls schien er ein Kind an Glückseligkeit und ein Greis an Noth zu sein. Sein Arm lag unter dem Nacken eines Weibes, das mit weit offenen Augen unverwandt in's Feuer blickte. Ein kleines Mädchen kauerte zu den Füßen der Mutter, in tiefem Schlafe.

Weiter, dem Kamine zu, hatte sich ein trotzige Gestalt gebettet. Der arme Teufel schien keine Lust zu haben, sich des Einzigen, was ihm im Leben treu geblieben, zu entäußern. Im vollen Schmuck seiner Lumpen lag er nämlich auf dem Strohsack, die Hände über dem Kopf gefalten; in den Mundwinkeln Spott und Hohn, an seiner Seite einen riesigen Stock. Einige gesunde Köpfe, in denen Gin und Ale fortglühten, lagen auf den Säcken der anderen Seite; auch eine colossale, weibliche Schönheit, schwarze Haare über einem rothen Gesicht. Sie sang noch halb

im Schlafe den Refrain eines Liedes; der Bettler am Kamine lachte, — der Wirth fluchte — Alles war wieder still.

Während ich die Schlafenden besah, hatte sich der Doctor in ein Nebenzimmer verfügt, um einem armen Geschöpfe in der höchsten Noth beizustehen. Der Wirth war untröstlich, daß die Geschichte in seinem Hause vorging. Die Frau hatte sich aber standhaft geweigert, das Zimmer zu verlassen, da sie die gräßlichste Angst vor dem Armen- oder Krankenhause hatte. Ich näherte mich der Thür, da kam mir Mac schon lachend entgegen und versicherte, es sei längst Alles glücklich vorüber.

Die junge Frau war mit ihrem Manne, einem Fabrikarbeiter, sechs Wochen lang umhergewandert, ohne Arbeit finden zu können. Da kamen sie nach Yorkshire, um sich weiter nach Manchester durchzuschlagen. Das Geld war ihnen schon früh ausgegangen, und Nachts suchten sie gewöhnlich in einer Scheuer oder, wenn sie etwas zusammengebettelt hatten, in einer Schenke letzten Ranges Schutz. Eine Nacht, wie mir der Mann versicherte, brachten sie sogar unter der Brücke einer Eisenbahn zu. Beide hatten diese Lebensweise aber dem Aufenthalt im Arbeitshause vorgezogen, vor dem sie sich sehr fürchteten, daß sie schon der Gedanke daran mit Abscheu erfüllte. Wir werden später sehen weshalb. Die Leute, welche in Schenken oder in der zum „Weißen Roß" vegetiren, betteln entweder oder beschäftigen sich mit dem Verkauf kleiner Artikel, die sie von Haus zu Haus tragen. Sie waren genöthigt, ihre Wohnung aufzugeben, bei Tage stehen sie in den Straßen und lauern auf einen Pfennig Verdienst; Frau und Kinder suchen sich selbst etwas, und Abends sammelt sich die Familie an einem Orte, der zur Schlafstelle vorher auserkoren ist. — Die Bettler sind am besten d'ran. Die Bettelei ist ihr Geschäft, sie kennen ihre Häuser, ihre Menschen.

Die Schotten verstehen sich am besten auf Bettelei, da sie verschlagen und ökonomisch sind; sehr Viele von ihnen sollen, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in England, mit einem kleinen Vermögen in's Vaterland zurückkehren und es dort gewöhnlich sehr gut anwenden. —

Die Irländer vertrinken, was sie in die Hände bekommen; arm, wie sie kamen, gehen sie zurück. Man hat daher auch in Liverpool die Einrichtung getroffen, daß jeder Sohn der Emerald Isle frei zurückspedirt wird. Die Schotten betteln mit unterthäniger Miene, die Irländer mit lachendem Gesicht, die Engländer mit einem Ernst, der durch Mark und Bein geht. Die Hausirer sind größtentheils Schotten; mit einem Sack auf dem Rücken ziehen sie von Ort zu Ort. Engländer thun dies selten. Irländer fast gar nicht. — Paddy ist ein schlechter Krämer; höchstens läßt er seine schwarzäugigen Töchter mit Orangen handeln, und die Augen sind oft schöner als die Orangen. Vor Kurzem kam mir auch der Fall vor, daß ein irländischer Junge, etwa acht Jahre alt, zu mir hereintrat und den Vorschlag machte, ich sollte ihm 6 Pence geben, sein Vater sei sehr krank; er wolle mir auch drei schöne Geschichten erzählen. Die Geschichtenerzähler scheinen sich also nicht allein im Oriente aufzuhalten. Der Irländer verstand sich prächtig darauf.

Der zurückgekommene Arbeiter befindet sich stets in der allerschlimmsten Lage. Er ist zu stolz, um zu betteln, zu rechtschaffen, um zu stehlen. In vielen Fällen erlaubt es seine Ehre nicht, sich in ein Arbeitshaus einschließen zu lassen; er verkauft, was er hat; hier und da leiht ihm ein Freund eine Kleinigkeit — das hilft nicht mehr —; da verläßt er seine Hütte, Frau und Kinder suchen so gut zu leben, wie sie können; er selbst wandert durch die Gassen und wartet, ob ihm der Zufall nicht Etwas in die Hände spielt, und am Abend finden wir ihn auf dem Strohsack einer Schenke, zwischen Kranken und Trunkenen, zwischen Dieben und Dirnen, schlafend, 6 Stunden lang für 2 Pence, bis ihn der Wirth aus dem Hause jagt. Und Alles das, weil der Handel schlecht geht. —

In diesem Augenblick sind die hiesigen Arbeiter, welche fast Alle bei Worsted-Fabrikation Beschäftigung finden, well off. Ich hatte mich lange darauf gefreut, sie einmal in ihren Wohnungen beobachten zu können. Es wollte aber nie gelingen, denn die Leute sind zu argwöhnisch, namentlich gegen Fremde, und scheuen Nichts mehr, als wenn man sich um ihre häuslichen

Angelegenheiten kümmert. Ein Schnapps und eine Pfeife thun übrigens Wunderdinge, und wenn man Beides mit ihnen genossen, so werden sie sehr zutraulich. —

Mein Freund Mac mußte mir bei dieser Expedition wieder behülflich sein, er brachte mir eine Doctormiene bei und brauchte mich bei einer Runde durch wenigstens 30 Arbeiterwohnungen als Gehülfe.

Da es an einem Sonntag Morgen war, so fanden wir fast alle Familien am Kamine. Männer, Weiber und Kinder, welche noch in den Betten, andere beim Frühstück, viele mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt, und die letzten endlich am Schmause. Die meisten Familien haben eine besondere Wohnung; ein Hausvater, der 18 Schilling die Woche verdient, wohnt nicht leicht mit anderen Familien zusammen. — An der Einrichtung der Wohnung kann man fast immer sehen, wie viel Lohn der Arbeiter wöchentlich erhält. Bei 15 Schillingen, was ein sehr mäßiger Lohn ist, bedeckt selten ein Teppich den Fußboden — nur vor dem Kamine liegt gewöhnlich ein schmaler Lappen —, die Wände sind schmucklos, das ganze Möblement besteht nur aus Tisch, Stuhl und Wiege. Bei 20 Schillingen sieht es schon besser aus; auf den Stühlen liegen Kissen — der Teppich, eine in England des Klima's wegen durchaus nöthige Sache — ist größer — auf dem Schrank stehen Gläser und Tassen, und an der Stubendecke hängt vielleicht ein Schinken oder eine Speckseite. — Bei Leuten, die 30 Schillinge einnehmen, gewahrt man schon einen geregelten Comfort, der sich bis auf kleine Figuren, Tassen und Gläser erstreckt, die das Gesims des Kamines zieren. — Hat ein Vater bereits Kinder, die ebenfalls in Fabriken arbeiten und noch bei ihm wohnen, so ist die Summe des wöchentlichen Lohnes natürlich größer; für Essen und Trinken wird dann besser gesorgt und namentlich am Sonntag Mittag etwas Besonderes auf den Tisch gebracht. Bei meinem Besuch fand ich fast überall schönes Waizenbrod zum Frühstück aufgetragen; für den Mittag Beef, Mutton oder Kalbfleisch und einen Krug Ale. Die Kleidung der Arbeiter, die jetzt Beschäftigung haben, ist bei weitem besser, als die der deutschen Fabrikarbeiter;

Mädchen aus den Worsted- und Cotton-Mills wissen sich am Sonntag gehörig herauszuputzen und würden nicht von den vornehmeren Bürgertöchtern in Deutschland zu unterscheiden sein.

Aber ach, all diese kleine Herrlichkeit dauert ja nur, so lange der Handel gut geht. Ist es damit zu Ende, oder brechen gar Krankheiten oder sonst Unglücksfälle über den Arbeiter herein, — da verschwindet bald der Teppich, das Kissen vom Stuhl, der Stuhl selbst und auf dem Tisch sucht man vergebens nach Fleisch oder Ale. — Tausende wandern ins Arbeitshaus, und die, welche zu stolz sind, sich einschließen zu lassen und Weiber und Kinder nicht aufgeben wollen, stehen in Lumpen an den Straßenecken, damit — der Reiche über sie spotte.

Jawohl über sie spotte! Dieses schamlose Fabrikanten-Pack, wie ich es in Manchester kennen lernte, scheute sich nicht, mir mehr wie einmal zu erzählen, der englische Arbeiter verdiene, geprügelt zu werden, daß es ihm manchmal nicht besser ginge. Dies Fabrikanten-Gesindel, während es nach derbem Profit alle schlechten Zeiten glücklich übersteht, verlangt auch von dem Arbeiter, daß er von 20 oder 30 Schillingen ein Erkleckliches zurücklegt, um damit den geringeren Lohn böser Handelsconjuncturen weniger fühlbar zu machen. — Der Arbeiter soll nie Fleisch, Brod oder Ale genießen; — er soll wie ein Hund leben, um Handelsconjuncturen zu bestehen! Eine junge Dame erzählte mir, „der Arbeiter-Aufruhr in Manchester sei wirklich sehr schrecklich gewesen;“ nicht weil man mehr magere Rippen als Blätter auf den Bäumen sah, „nein,“ meinte sie, „weil der Sohn eines Hamburger Senators, der in Manchester ansässig ist, vom Morgen bis zum Abend, bei der glühendsten Sonnenhitze als Constable in den Straßen stehen mußte, um den Pöbel nach Hause zu treiben; — der Sohn des Senators sank am Abend erschöpft auf das Sofa.“ O, der Aufstand in Manchester war sehr schrecklich! — Ein anderes Mal schloß Jemand seine Schilderung des Aufstandes mit den Worten: „Ja, als diese fatalen Menschen endlich dutzendweis vor die Thür kamen, da mußte man ihnen freilich Etwas geben, — obgleich dies von der Polizei verboten war.“

Aber so sind sie, diese englischen Handels-Aristokraten. Von zehn Fabrikanten kann ein ehrlicher Mann stets neun Stück mit gutem Gewissen vor die Thür werfen; und dann ist er noch sehr gerecht gewesen. Von offenbarer Schinderei kann natürlich nicht die Rede sein; aber die gesetzlich sanctionirte Scheußlichkeit, jeden Arbeiter als Maschine gebrauchen zu dürfen, ist an der Tagesordnung. Der Durst nach Geld läßt keine menschliche Regung mehr aufkommen; man sucht die Fäuste des Arbeiters so billig als möglich zu kaufen, und jagt den Kerl zum Tempel hinaus, wenn er nicht länger convenirt.

„Wir haben ja keine Verpflichtungen gegen ihn!" so lautet die ewige Entschuldigung. Die Willkühr des Fabrikherrn ruinirt den Arbeiter ebenso oft als der schlechte Handel. — Der Handel mag noch so gut gehen, es fallen doch jeden Tag genug schreckliche Dinge vor.

Man sehe in die Zeitung, und ich wette, auf jeder Seite eines Blattes das sich überhaupt um das Volk kümmert, wird ein Drama zu lesen sein. Ich greife in meinen Papierkorb und nehme das Erste, was mir in die Finger kommt.

„Sunderland, 14. Sept. 1844. Gestern vergiftete sich hier der Hufschmied James Pemberton, 32 Jahre alt. Er hatte eine Frau und vier Kinder und konnte seit verflossenem Januar keine Beschäftigung finden. Um während dieser langen Zeit mit seiner Familie leben zu können, verkaufte er zuerst seine Mobilien, dann seine Kleider; so daß bald Nichts mehr übrig blieb, woraus ein Pfennig Geld gelöst werden konnte. Seit mehreren Tagen hatten die Leute Nichts mehr zu essen, als was sie von den Nachbarn erhielten, die selbst arme Leute waren und nicht viel geben konnten.

Der Hunger brachte Pemberton zur Verzweiflung; er ging und verschaffte sich Gift, um seinem Dasein ein Ende zu machen. Nachdem er eine große Quantität Laudanum zu sich genommen, erzählte er seinem Weibe, was er gethan, und versicherte, nur das Elend habe ihn dazu gezwungen.

Die Frau lief sogleich zu den Nachbarn, die einen Arzt und die Behörde herbeiriefen. **Mr. Taylor, relieving - officer**

für den Sunderland-Distrikt, fand die Familie Pemberton im schrecklichsten Zustande. Der Mann lag im Todeskampfe auf dem Strohlager in der Ecke des Zimmers, ohne irgend eine Bedeckung. Ein alter Stuhl und ein Tisch war das ganze Möblement. Seine Frau saß neben ihm, halb todt vor Schreck und Hunger. Die Kinder waren am frühen Morgen davongelaufen. Die ärztliche Hülfe kam zu spät. Pemberton starb im Beisein des **relieving-officer.**" — (Northern Star.)

„Das war gar nicht nöthig!" werden die Aristokraten ausrufen, wenn sie dies lesen. „Pemberton hätte sich bei der Armen-Commission melden sollen; man würde ihn sammt seiner Familie in's Workhouse gebracht haben; dort wäre er nicht verhungert; dort hätte ihn die Verzweiflung nicht zum Selbstmorde gezwungen!" So habe ich oft selbst gedacht, ehe ich die Einrichtung der Arbeitshäuser kannte. Ich besuchte ihrer mehrere. Es sind recht luftige gesunde Häuser. Im untern Raume ist Küche, Waschzimmer, Vorrathskammer, eine Schulstube für die Kinder, ein Arbeitssaal für die Männer und einer für die Frauen. Oben sind die Schlafsäle, jedesmal für 12 oder 14 Personen eingerichtet. Die Betten sind sehr gut; hinter jedem Bett steht ein Kasten, der die etwaigen Habseligkeiten der Armen enthält.

Das ganze Workhouse ist von einer hohen Mauer umgeben, und zwar so, daß noch ein Hofraum übrig bleibt, in dem die Männer gewöhnlich Steine für die Landstraßen zerklopfen müssen. Morgens um 8 Uhr erhalten die Gefangenen Thee oder Kaffee und Brod. Mittags um 12 Uhr ein Essen, das aus einem Brei besteht, in dem Brod, Fleisch und Kartoffeln zerkocht werden; Abends um halbsieben Uhr theilweise Thee und Brod oder eine dünne Fleischbrühe. — Das hört sich ganz lustig an, und die Engländer werden auch gar nicht müde, die schöne Einrichtung des Arbeitshauses zu loben. Fragt man aber die Armen selbst, da gewinnt die Sache einen ganz andern Anstrich. — Denn erstens, wird zwar Thee, Brod und Brei von ziemlicher Güte vertheilt, aber in so erbärmlich kleinen Portionen, daß sämmtliche Bewohner des Arbeitshauses fast immer den bittersten Hunger leiden. — In Wahrheit, man gibt ihnen nur halb satt zu essen.

Zweitens sind Männer und Weiber von einander getrennt. Die Kinder bleiben bei den Müttern; und drittens darf Niemand das Haus verlassen, wenn er nicht mit der Erklärung davongeht, nicht wieder zurückkehren zu wollen! Nur wenn er auf's Neue einen Erlaubnißschein der Armen-Commission erhält, darf er das Haus wieder betreten; und natürlich wird dieser keineswegs ertheilt, wenn der Arme schon nach einigen Tagen oder Wochen zurückkehrt, denn in diesem Falle wird angenommen, daß er nur das Haus verließ, um für einige Zeit die Freiheit wieder zu kosten. Diese drei Punkte, — die nicht hinreichende Kost, das Getrenntsein von Weib und Kind, und das Verbot, das Haus nicht nach Belieben für eine Stunde oder einen Tag verlassen zu dürfen, — machen dem Arbeiter das Workhouse zu einer completen Hölle. *) Man muß bedenken, daß er ja Nichts verschuldet hat; nein, er war der rechtschaffenste Mensch von der Welt; er arbeitete Jahre lang mit unermüdlichem Fleiß und nur der schlechte Handel, oder die Willkühr des Fabrikherrn brachte ihn um seinen Verdienst.

Was Wunder, daß er vor dem Workhouse schaudert, wo er sein Theuerstes aufgeben muß; wo er der Freiheit und seinem Weibe entsagen muß, er, dem die Arbeit die Hand zerriß, dem die Ehre auf der Stirn thronte, die Liebe im Herzen wohnte, dem nur ein mühevolles Leben den breiten Nacken beugte! — Die Times theilte in der letzten Zeit viele Fälle mit, wo Menschen absichtlich ein Verbrechen begingen, um nur in's Gefängniß zu kommen, denn dort gab man ihnen wenigstens genug zu essen! — Zur Charakteristik der englischen Arbeitshäuser will ich noch die Aussage der Mary Furley anführen, jener unglückseligen Frau, die im April vorigen Jahres in London des Kindesmordes angeklagt wurde. Dieser Fall ist außerdem noch dadurch merkwürdig, als er Ursache ist, daß auf dem Namen Sir James Graham's, Ministers des Innern, der Fluch der ganzen Nation ruht. —

*) Aehnliche Bemerkungen über die Arbeitshäuser findet man in dem „Allgemeinen Volksblatte," Februarheft 1845 — und dem ersten Heft des „Gesellschaftsspiegel" von M. Heß.

Mary Furley wurde nämlich zum Tode verurtheilt; Sir James Graham ließ das arme Weib 24 Stunden lang mit der Nachricht foltern, daß sie am nächsten Tage sterben müsse, und theilte ihr erst dann die Begnadigung der Königin mit.

Mary Furley erzählt vor Gericht: (siehe Times 20. April 1844) „Als ich in das Bethnal-green-Arbeitshaus ging, litt mein ältestes Kind an einer bösen Kopfkrankheit. Es wurde in's Spital gebracht, und mir nach einiger Zeit zurückgegeben. Da sich das Uebel aber auf's Neue zeigte, so befahl man, dem Kinde die Haare abzuscheeren. Der Barbier, der diese Operation vornahm, war betrunken und schnitt ganze Fetzen Fleisch vom Kopfe des Kindes. Die Wunden wurden sehr schlimm und blieben so für einige Zeit; — als sie endlich geheilt waren, bekam das Kind triefende Augen. Auch bedeckte seinen Leib bald von oben bis unten ein häßlicher Ausschlag, welcher gewiß nur dadurch entstand, daß man dem Kinde im Arbeitshause nur hartes Rindfleisch zu essen gab. Ich bat, man solle ihm Hammelfleisch geben, was aber verweigert wurde. Da entschloß ich mich, das Haus zu verlassen, und nachdem ich von den Wächtern ein Darlehn von 6 Schillingen erlangt hatte, ging ich bei meinen Bekannten umher und sammelte noch einige Schillinge dazu. Ich fand dann Beschäftigung bei einem Hemdenfabrikant; da man aber nur 1 ¾ Pence für die Anfertigung eines Hemdes bezahlte und ich bei angestrengtem Fleiße nur 3 Stück in einem Tage fertig brachte, so war ich bald gezwungen, diese Arbeit dran zu geben und mich nach etwas Besserem umzusehen. Ich beschloß daher, für mein weniges Geld Bänder zu kaufen, hieraus Mützen zu nähen, sie wieder zu verkaufen und dadurch einigen Unterhalt für mein Kind zu erwerben. Ich ging aus, um dies zu thun. Als ich aber in einen Kaufladen kam, fand ich, daß mein Geld fort war. Ich habe es entweder verloren, oder es ist mir aus der Tasche gestohlen worden. Dies versetzte mich natürlich in die schrecklichste Betrübniß, denn ich hatte jetzt keinen Freund in der Welt mehr, und es blieb mir nichts anders übrig, als wieder in das Arbeitshaus zurückzukehren. Vor dem Arbeitshause hatte ich aber einen solchen Abscheu, daß ich es vorzog, mich

lieber sammt meinem Kinde um's Leben zu bringen." Die Gefangene hielt inne bei diesen Worten und sprach so leise, daß man nur noch die Worte hörte: „und ich fiel von den Planken des Werfts hinab." —

Das arme Weib stürzte sich nämlich mit ihrem Kinde in eine mit Schlamm und Wasser gefüllte Cloake. Das Kind ertrank, die Mutter wurde gerettet, zum Tode verurtheilt, begnadigt und nach van Diemens Land transportirt. Die englischen Blätter vom April, Mai und Juni v. J. haben die Sache weitläuftig besprochen.

Das englische Arbeitshaus ist also keineswegs ein Ort, in dem die Wunden eines Unglücklichen geheilt werden; man reißt sie im Gegentheil nur noch weiter auf. — Ich habe noch Niemand aus dem Volke gesprochen, der mir nicht seinen ganzen Abscheu vor diesen Anstalten zu erkennen gegeben hätte. Wie gesagt, sind schon Hunderte von Fällen vorgekommen, wo der Proletarier lieber in den Tod, als in's Workhouse ging. Es ist dies ein schöner Beweis, wie sehr das Gefühl der Freiheit in den Herzen des englischen Volkes eingewurzelt ist. Mit einer wahren Seelengröße erträgt der gemeine Mann jedes Mißgeschick, wenn ihn nur an jedem Tage eine Stunde bleibt, wo er außer dem Bereich der Fabriken und Werkstätten frei sein Haupt erheben kann. — Wehe dem, der dieser Geduld durch Arbeitshäuser und Almosen spottet!

Rührende Geschichten kann man täglich in den Zeitungen lesen; Thatsachen, die beweisen, wie roh der Besitzende, wie barsch das Geld mit den heiligsten Regungen des menschlichen Herzens umspringt.

Und dann wundert man sich noch, daß die Zahl der Verbrecher mit jedem Tage steigt! Aber erst zwingt man den Proletarier zum Verbrechen und dann schlachtet man ihn ab, — mit Recht! nach dem Recht! Ich will noch ein Beispiel anführen, wo ein junger Mensch, weil er keine 6 Schillinge hatte, die zur Hochzeit nöthig waren, sich und seiner Braut den Tod gab.

Im Januar d. J. wurde Thomas Stew, 20 Jahre alt, des

Mordes überwiesen und in Liverpool hingerichtet. Dem Caplan machte er folgendes Geständniß:

„Ich liebte Alice Nolan seit ungefähr 4 Monaten. Sie war ein sehr liebenswürdiges Mädchen und ich dachte, wir würden einst glücklich mit einander leben. Einen Monat vor ihrem Tode versprach ich ihr, sie in Zeit von 5 Wochen zu heirathen; konnte aber mein Versprechen nicht halten, da ich in schlechte Gesellschaft gerieth und all' mein Geld ausgab (6 Schillinge). Da wir also auf Erden nicht leben konnten, so dachte ich, wir würden im Himmel glücklich mit einander sein. Ich lieh ein Messer, um ihr und mir das Leben zu nehmen. Mit diesem Messer in der Tasche ging ich ihr entgegen, wie ich stets zu thun pflegte, wenn Alice von der Arbeit nach Hause zurückkehrte. Als ich sie angetroffen, setzten wir uns auf eine Bank und sprachen mit einander, wie manchen Abend vorher. Sie fragte unter Anderen: „Sollen wir uns am Montage bei Sally's treffen?" — Ich drückte sie fester an mich. „Nein!" sagte ich, „zunächst werden wir uns im Himmel wiedersehen," und durchfuhr mit dem Messer ihren Hals. — „O, mein geliebter Tom!" rief sie und stürzte zusammen. Ich ging meines Weges. Vor dem Hause meines Bruders kniete ich nieder und sagte: „Ich hoffe, daß sie jetzt im Himmel sein wird und daß wir uns dort treffen." Da durchschnitt ich mit dem Messer meinen eignen Hals. Ich fiel mit dem Kopfe gegen die Thür. Die Thür öffnete sich; ich fiel auf die Hausflur. Dort hob mich Jemand empor; ich weiß nicht, wer. Ich verlor die Sinne. Als ich im Spital erwachte, standen meine beiden Brüder neben mir." (Manchester Guardian.)

Thomas Stew weinte bitterlich, als man ihn auf's Schafott brachte, denn es hatte ihm Jemand versichert, er würde seine Alice vielleicht nicht im Himmel wiedersehen. — — Nachdem wir den Proletarier mit zerschlagenem Kopfe gesehen haben, dann auf dem Strohsack im „Weißen Hause", an der Seite des Kamin's, auf der Gasse, im Arbeitshause, auf dem Todtenbette und auf dem Schafott — wollen wir ihn auch in das große, dunkle Zimmer begleiten, wo er als Chartist auf die Rednerbühne springt und seinen Kameraden mahnend in die Seele donnert. Das ist

der Ort, wo der Arbeiter zum hellsten Bewußtsein erwacht, wo er fühlt, daß er ein Mensch ist, daß er ein Recht als Mensch hat, ein Recht auf sich selbst, wie auf die alte ewige Erde!

Am Sonntag Morgen um zehn, und Abends um halb sieben Uhr werden diese chartistischen Versammlungen gehalten. Männer und Weiber, in verdammt schlechten Röcken, drängen sich durch die niedrige Thür. Die Männer nehmen den großen Raum ein, die Frauen und Mädchen setzen sich auf die Brettererhöhung rings um den Redner herum.

Nach vielem Scharren und Spucken entsteht endlich eine Todtenstille. Der Redner spricht entweder über die bekannten chartistischen Prinzipien oder wählt einen Text aus den Begebenheiten des Tages. Derselbe Mensch, den man in Lumpen auf der Straße sah, den man für ein halbtodtes, verkommenes Geschöpf hielt, hier trifft man ihn auf der Rednerbühne, und eine Sprache fließt ihm von den Lippen, die bald die Versammlung zu jauchzender Wuth begeistert, bald alle Herzen mit einer Wehmuth erfüllt, daß heiße Thränen an den Wangen hinablaufen.

Trifft nun gar ein renommirter Redner ein, ein Feargus O'Connor zum Beispiel, da kennt die Freude natürlich keine Gränzen. — Ich hörte ihn im vergangenen November sprechen. Es sollte eine Petition an die Königin gesandt werden, in der man um Befreiung der deportirten Chartisten: Frost, Williams und Johns bitten wollte. — O'Connor schilderte bei dieser Gelegenheit den letzten Aufstand in Manchester.

Da blitzten alle Augen, die Adern schwollen an den Stirnen auf und manche Faust ballte sich wie zu schrecklichem Schlage. Als er zum Schluß erzählte, daß in den letzten Tagen, wiederum in den Bergwerken zu Haswell, durch Nachlässigkeit der Grubenbesitzer, hundert Menschen auf einen Schlag um's Leben gekommen seien und das Verdict wie gewöhnlich: „Visitation of God" gelautet habe, da war es mit der Geduld der Leute zu Ende, sie entfernten sich und ein Fluch klang aus jedem Munde.

Die socialistischen Versammlungen gehen ruhiger ab.

In dem Blatte der Chartisten, dem Northern Star, wird gewöhnlich der Tod irgend eines bekannten Chartisten angezeigt.

Eine solche Anzeige aus dem September fällt mir eben in die Augen.

Tod. September 1844.

Am 17. **ultimo**, alt 58 Jahre. Mr. J. Crother, Barchentschneider, **Southern-street, Liverpool-road, Manchester.** Als ein Gatte und Vater war er freundlich und milde, als Freund und Genosse war er offen, lustig, edel und frei. Als Geschäftsmann war er redlich und beständig. Als Chartist und Radicaler von der alten Schule war er ein eifriger und warmer Kämpfer für allgemeine Freiheit, und immer bereit, die Familien seiner verbannten und gefangenen Brüder zu unterstützen. Sein Andenken wird lange Zeit von zahlreichen Freunden gefeiert werden!

Kann man sich ein schöneres Denkmal vorstellen?

Ich schließe hiermit diesen mangelhaften Bericht über Proletarier in England und freue mich nur, daß in diesem Augenblicke eine der besten philosophischen Federn in Deutschland damit beschäftigt ist, eine umfassende Darstellung des Lebens englischer Arbeiter zu schreiben; ein Werk, welches von unberechenbarer Wichtigkeit sein wird. Jedenfalls versteht jener Schriftsteller besser, wie ich, die einzelnen Sachen in ihr rechtes Licht zu stellen, und hat durch langen Aufenthalt in Manchester, der Wiege des Proletariats, mehr Gelegenheit gehabt, den Arbeiter zu beobachten, als ich in Gesellschaft meines edlen Freundes, des Doctor Mac ...... „Man verdient wenig Geld bei den armen Teufeln," sagte mir der Schotte neulich, „aber man muß ihnen doch helfen. — **God forbid!**" —

Bradford. Jarksh, März 1845.

Georg Weerth.

Adresse der deutschen Arbeiter in London an Johannes Ronge.

Der Telegraph brachte in seiner Nr. 56 einen interessanten Brief der Londoner Arbeiter, welche den Communismus unter sich eingeführt haben. Wir finden in diesem Schreiben gesundere Ansichten über die religiöse „Bewegung" in Deutschland, als in sämmtlichen deutschen Zeitungen, und es schien uns deshalb merkwürdig genug, um es an dieser Stelle theilweise wieder abzudrucken:

„Lieber Bruder! Wir sind ein kleines Häuflein, aber durch das Interesse unserer Belehrung innig verbunden. Diese ist hier durch Nichts beschränkt. So weit, als unsere Meinungen sich versteigen, dürfen sie sich auch frei und ungehindert äußern; Niemand von denen, mit welchen wir in der Gesellschaft verkehren, hat ein Interesse, unsern Meinungen eine ihm beliebige Richtung zu geben. In dieser Hinsicht sind wir doch also vollkommen frei, darum kann es Dir nicht uninteressant sein, über Glaubenssachen unsere Meinung zu hören.

„In Bezug auf das Christenthum sind wir dahin gekommen, daß wir die Möglichkeit von dessen Verwirklichung nur im Zustande des Communismus sehen. — — Wir haben erkannt, daß denen, welche den Glauben jetzt benutzen, um das Volk in Armuth und Unterdrückung niederzuhalten, entgegengewirkt werden muß.

„Von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilen wir Dein Wirken. Die Adressen, die Du erlassen, erregten unsere Sympathie um so mehr, als wir darin zu erkennen glaubten, daß Du Dich nicht blos auf die Veränderung von Glaubensformen und Gebräuchen beschränken, sondern auch für die Verwirklichung des christlichen Princips etwas thun würdest, wenn man Dich kräftig unterstützte, wenn namentlich die gesellschaftlichen Verhältnisse sich Dir nicht hindernd in den Weg stellten.

„Du stiftest eine deutsche nationale Kirche. — Jesus Christus hat keine nationale Kirche gestiftet. Damit die Kirche national werde, hebst Du die lateinischen Gesänge in der Messe auf und führst deutsche ein. Die Leute werden nun verstehen, was in der Messe gesungen wird, aber wird es eben darum nicht langweiliger werden, alle Sonntage oder alle Tage dasselbe singen zu hören, was man versteht? Was gewinnt der Gläubige, der Wißbegierige, was der Arme und Unterdrückte dabei, wenn Ihr gewisse Worte, welche seit tausend Jahren in der ganzen Welt alle Tage lateinisch vorgetragen wurden, nun auf einmal in einigen Winkeln national-deutsch vortragt?

„Ihr wollt nun heirathen! Das ist vernünftig! Millionen Junggesellen und Jungfrauen würden das auch thun, wenn sie die Mittel dazu hätten, wenn sie nicht fürchten müßten, dem Elende entgegenzugehen. Ihr wollt nun heirathen! Wahrscheinlich aber werden wir nun auch Eure Familien erhalten müssen, wahrscheinlich werdet Ihr noch eigennütziger und geldgieriger werden, als Ihr es früher waret: denn das Interesse Eurer Familie treibt Euch dazu.

„Der König unterstützt Dich in Deinem Wirken. Luther wurde auch von Fürsten unterstützt; er hat auch so reformirt, wie Du, aber was haben die Armen dabei gewonnen? Wer den Armen das Evangelium predigte, wurde nie von den Großen unterstützt, sondern von ihnen bekämpft, verfolgt und getödtet. Nur der Glaube, die Religion, und folglich auch nur die Reformation, welche die Aufhebung der Armuth bezweckt, welche am meisten für die Armen thut, kann in der Geschichte einen dauernden Werth haben.

„Wenn diesem Hauptzwecke entgegengestrebt wird, dann fallen alle anderen Anhängsel, die jetzt so wichtig scheinen und so hartnäckig vertheidigt werden, von selber weg, wo sie Niemanden wohlthätig werden können. — So urtheilen wir. Empfange daher für Alles, was Du thun wirst, um die Religion vom egoistischen Interesse zu reinigen, hiermit den Ausdruck unserer innigsten Sympathie.

London, im März 1845.

Im Auftrage Deiner deutschen Brüder

H. Bauer. C. Schapper.
J. Moll. A. Lehmann.

Elend.

Was ist Elend?

Zum Beispiel: In Coblenz verurtheilten vor einigen Wochen die Geschwornen des Assisenhofs zu fünf Jahren Zuchthausstrafe eine blutarme Frau, welche den Versuch gemacht, durch Melken der Kühe in einem fremden Stalle ein wenig Milch zu stehlen.

Oder: Im Posen'schen kam vor Kurzem eine steinreiche Gräfin durch Kälte um, indem sie zu geizig war, die Feuerungskosten zu bezahlen.

Ferner: In Somersetshire vergiftete eine Tochter ihren Vater, indem sie zu ihrer Schwester sagte: „Wir werden besser ohne ihn fortkommen." — Und in Suffolk tödtete eine Großmutter ihre Enkelin auf dieselbe Weise und aus demselben Grunde.

Oder: In Königsberg sperrte ein wohlhabender Lehrer, **Dr. H.**, seine Schwester ein, um sie langsam verhungern zu lassen, damit er ihr Vermögen zu dem seinigen erhalte. — Und aus Clomnel in Tipperary wird gemeldet, daß jüngst ein Pachter, als er mit zwei Nachbarn auf der Landstraße ging, von seinem eigenen Bruder meuchlings mit einem Pistol erschossen ward. Ein Streit wegen Ländereien war die Veranlassung des Brudermords u. s. w.

Das ist Elend!

Ich stelle absichtlich so die Beispiele zusammen, weil man daraus sieht, daß Beide elend sind: die Reichen wie die Armen. Die Einen, weil sie meist zu wenig **Geld** zu haben glauben, die Andern, weil sie keines haben. Wie trivial das klingt, und trotzdem erkennen es weder die Einen, noch die Andern.

Wollt Ihr noch mehr Beispiele? Ich stehe zu Diensten, und theile euch gern mit, was mir zufällig in dem letzten Vierteljahre zu Augen oder Ohren gekommen ist. Viele von den nachstehenden Thatsachen mögen euch freilich schon auf anderem Wege bekannt geworden sein; allein das thut nichts, ihr könnt es zweimal erzählen hören, zumal da es auch hier in einer so „lustigen" Uebersicht geboten wird.

Beginnen wir mit der Massenarmuth.

Hier begegnet uns erstens die Noth, welche durch äußere Einflüsse: Ueberschwemmung, Brand, Seuchen, schlechte Erndte, harter Winter xc. hervorgerufen wird. Europa hat in den letzten Monaten Manches der Art erfahren. Der lange, strenge Winter war entsetzlich für die armen Leute. In Köln (dem reichen Köln) holten sich Proletarierkinder in den Branntweinbrennereien Eimerweise den Spühling (Gespühl), und die Familien verschlangen denselben anstatt der mangelnden Suppe, um sich zu ernähren und zu erwärmen. 30,000 Menschen waren in Köln Almosen — bedürftig. Dem Verein zur Abhülfe der augenblicklichen Noth lagen Gesuche um Kleider für mehr als 15,000 Personen vor. In dem Bericht des Comite's dieses Vereins liest man: „Vom 20. März bis 12. April war die Speiseanstalt dem freien Zutritt von Jedermann geöffnet, und sind im Durchschnitt täglich an 3000 Menschen mit Suppe und Brod gespeist worden. — Außerdem sind im Ganzen während 20 Tagen Anweisungen auf 35,800 Portionen Suppe mit Brod und noch an andere Personen Anweisungen auf ganze und halbe Brode, zusammen für 6000 Brode, ausgegeben worden. *)

---

*) Einige der wackern Comite'smitglieder gaben sich Mühe, in den Häusern nach den Umständen des armen Volks sich zu erkundigen.

Aus Hamburg berichtet man Ende März: „Das Feuerungsmaterial steigt auf eine für arme Leute unerschwingliche Höhe, und letzte Woche hatten wir das Schauspiel, daß ein mit Holz beladener Wagen unweit der Hauptwache vom Volke geplündert wurde. „Es ist unglaublich," fügt der Correspondent hinzu, „wie wenig dafür gesorgt wird, die Armen vor Erpressungen zu schützen."

Ueber die Noth in Ostpreußen ist Vieles bekannt und berichtigt worden. Die officiellen Zeitungsberichte lauteten beruhigend und beschwichtigend, vielleicht deshalb, weil die Noth in Wirklichkeit vorhanden war. In dem kleinen Städtchen Lyk fand man im Februar vier verhungerte und erfrorene Menschen. Der erste Fall trug sich vor der Thüre des Landrathamtes zu, der zweite und dritte vor den Thoren der Stadt, der vierte im Lazareth. — Im Oletzkoer Kreise befanden sich Ende Februar über 4000 Familien ohne Brodkorn und ohne Arbeitsverdienst. —

Da sind denn schauderhafte Geschichten zu Tage gekommen. Hier nur einige Beispiele:

Lersch, Schreinergeselle, war fleißig, aber nicht im Stande, seine Familie (Frau und 3 Kinder) zu ernähren. Im Laufe des Winters wurde wegen rückständiger Zimmermiethe gerichtliche Kündigung gegen ihn geltend gemacht, und durch Mangel und Elend auf's Aeußerste gebracht, verfiel er in Wahnsinn, und mußte nach Siegburg gebracht werden. So war die Familie dann ganz verlassen. —

Frau Schulmeister mit sieben oder acht Kindern. Der Mann verunglückte im vorigen Jahre, und die Familie saß im größten Elend. —

Caspers, Nadelmacher, hat Frau und neun Kinder, die alle im Hause sind. Der Mann hat den Winter über eine Augenkrankheit gehabt, und lief Gefahr, gänzlich zu erblinden. Dadurch war die Familie sehr zurückgekommen. Bei dem Besuche bat Caspers, da seine Augen sich gebessert, daß man ihm Draht geben möge, damit er sein Geschäft wieder beginnen könne, und dadurch des Bettelns überhoben sei, was für ihn ein schreckliches Gefühl sei. — Eine andere Familie, die zu den verschämten Armen gehörte, hatte in strengster Kälte zehn Tage lang in ihrer Wohnung ohne alle Feuerung zugebracht. B.

In Friedland an der Alle hungerten und froren neun Zehntel der Bewohner. Es wütheten dabei Scharlach- und Nervenfieber. Auf zwei Geburten kamen zwölf Leichen. Einem ziemlich begüterten Manne starb sein Kind; ein anderer sagte zu ihm: „Wie glücklich Sie sind! haben nur drei Kinder, und davon stirbt eins; ich habe sechs, die krank waren, aber Alle sind wieder gesund.“ Glücklich der, welcher eine Suppe aus gröbstem Mehl, Wasser und Heringslake (Salz ist zu theuer) bereiten konnte ꝛc.— Im Sensburger Kreise wollte ein Vater sein Kind verkaufen, um aus dem Erlöse etwas Brod anzukaufen. Brod gehört zu den Leckerbissen. — Aus Stallupoenen meldete man: „Es war Hunderten von Familien der kleinen Handwerker und Arbeitsleute nicht möglich, irgend einmal zu heizen. Man denke sich dabei, daß die Häuser im Ganzen dünn gebauet sind, so daß bei der anhaltenden herben Kälte die Wände ganz durchfrieren und Wände und Thüren auf der inneren Seite sich mit einer glänzenden Eiskruste überziehen, dazu den Mangel an Lebensmitteln und Stillstand der Arbeit, daß warmes Essen in einer großen Zahl von Familien lange Zeit zu den Seltenheiten gehört, in vielen Familien überhaupt nicht genossen wird ꝛc. Wer nicht heizt und ein Bett hat, steigt in dieses, um sich zu erwärmen. Es gibt aber auch Wohnungen ohne Betten. In einer solchen wurde kürzlich ein Lager von wärmendem Pferdemist, oben mit Stroh bedeckt, gefunden. Die Kinder liegen den ganzen Tag über in den kalten, dürftigen Bettlumpen, dessenungeachtet haben die meisten Hände und Füße erfroren und offene Wunden.“ Die Bewohner der Dörfer Gollubien, Balkan ꝛc. erbaten sich die Erlaubniß, Cadaver gefallener Schafe als Nahrungsmittel abholen zu dürfen. In Wielitzken waren 2853 Personen unterstützungsbedürftig, so daß nur 600 im ganzen Kirchspiel übrig blieben, die keine Unterstützung verlangten. In den Arvaer und Zipser Comitaten in Ungarn wüthete Hungersnoth. Zu Erdötla starb eine Masse von Kindern aus Mangel an Nahrung. —

Große Noth war auch auf dem Hunsrücken. Da die Leute das Brennholz nicht kaufen können, so stehlen sie's. Dann aber

kommt die Strafe. Der Vater, welcher als Tagelöhner mühsam die Seinigen vor dem Hungertode bewahrt, muß vier Wochen in's Gefängniß und überläßt die Familie ihrem Schicksale. Oder die Frau wird dem Säugling entrissen ꝛc. Und diese Fälle sind häufig. — (s. u.)

Aus Kampen am Niederrhein meldete man Anfangs März, daß drei Personen erfroren seien. In Ysselmuiden wären Hunderte eine Beute des Hungers und der Kälte. Zu Wapenvelde kamen drei Kinder vor Kälte um und zu Wyhe wurden zwei alte Leute mit genauer Noth errettet.

In Osterode am Harz waren diesen Winter 1600 Fabrikarbeiter ohne Beschäftigung. Ein naiver Correspondent der Kölnischen Zeitung setzt dieser Nachricht die Bemerkung hinzu: „Die Fabrikanten, die zunächst sich selbst versorgen müssen, können doch für Nichts und wieder Nichts keine Leute lohnen." (Sie thun's auch nicht.) — Die Menschen „fielen wie die Fliegen". (Ja wohl!) Gesunde, starke junge Männer und Frauen starben nach der Reihe. (!) Hunger, Nerven-, Fleck-, Scharlachfieber, Alles vereinigte sich ꝛc. —

Nach Elbing kamen sechs starke, aber abgemagerte hungrige Männer und boten dem Probste an, ihren evangelischen Glauben zu verlassen und katholisch zu werden, da sie gehört hätten, daß den Proselyten Geld gegeben werde. — Ein Pendant hierzu bilden die armen Schwäbinnen, welche zu Professor Vischer in Tübingen gekommen sein sollen und dem vermeintlichen Zauberer erklärten, daß sie sich für etwas Geld dem Teufel verschreiben wollten. Das arme Volk ist längst des Teufels. —

Außer der Massenarmuth, welche durch äußere Einflüsse veranlaßt wird, deren Abwendung nicht in der Macht der Gesellschaft liegt, gibt es aber noch eine andere, die ausschließlich ihr Entstehen der falschen Gesellschaftseinrichtung verdankt. Ich meine die Noth, welche von der **Macht des Capitals**, der freien Concurrenz in Handel und Gewerbe, der ungerechten Vertheilung des Bodens ꝛc. herrührt. Die Volksklassen, welche besonders durch die erwähnten Uebel Noth leiden, sind gegen-

wärtig: Die Fabrikarbeiter, die Winzer, die frohnpflichtigen Bauern.

Die Fabrikarbeiter haben in jüngster Zeit vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Publikums erregt, theils weil diese Lastthiere der Capitalisten in zu auffallender Weise überbürdet sind, theils weil sie es einmal versuchten, ihren Drängern sich zu widersetzen. Schlesien, das unglückliche Schlesien wurde vom Blute seiner ärmsten Bewohner überströmt; in Böhmen gährte es ꝛc. — Die Entschleierung der fatalen Arbeiterzustände in Deutschland nimmt erfreulichen Fortgang. Das Riesengebirge kennt man nun so ziemlich, viele Geheimnisse von Berlin wurden veröffentlicht, und von anderen Fabrikorten sind „kränkende“ Nachrichten für die Besitzenden ausgegangen. Neuerlich hörte man Erschreckendes aus dem Ravensbergischen. Ein Zeitungsartikel berichtete: „Die Noth der hiesigen Moldgarnspinner ist gegenwärtig auf eine Höhe gestiegen, die Entsetzen erregend ist. Während man vor 30 Jahren 16 — 18 Stück Garn für einen Thaler verkaufen konnte, müssen jetzt 36 Stück desselben Garnes für einen Thaler hingegeben werden. **Zehn Pfennige bis einen Silbergroschen ist das Höchste, was die sorgfältigsten Spinner erarbeiten können, wenn sie von Morgens 5 bis Abends 10 Uhr Moldgarn spinnen.** Der Jammer ist wirklich herzzerreißend, und es darf dreist behauptet werden, daß viele Tausend Menschen in diesem Winter wochenlang hungrig sich Abends zum Schlafen niederlegen (man kann nicht sagen: zu Bett, denn Viele haben nicht, was man ein Bett nennen kann) und höchstens das erlangen, daß sie Morgens und Mittags mit ihrer Familie in Kartoffeln sich halbsatt essen.“

Aus dem gesegneten Wupperthale ist uns auch schon mancher Segen kund geworden. Es ist erstaunlich, wie weit es hier die evangelische Frömmigkeit, vereint mit der kaufmännischen Habsucht, gebracht haben, um das Volk elend zu machen! Einige schlagende Beispiele bringt der Gesellschaftsspiegel; Anderes ist in Zeitungen zerstreut zu lesen. Das Neueste erfährt man aus einer Correspondenz vom 5. Mai: „Lassen Sie mich Ihnen heute ein kleines Bruchstück aus dem unerschöpflichen Thema der Zustände der ärmeren Klasse

vorführen, der Zustände der ärmeren Klasse in dieser reichen und frommen Stadt: der Wohnungswechsel des 1. Mai gibt mir die nächste Veranlassung dazu. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in allen Straßen der Stadt diesen ärmlichen Hausrath aufgespeichert zu sehen, die mottenzerfressenen Möbel, die dürftigen Betten, die geringen Vorräthe des Armen, mit denen er von einem Elend in's andere zieht, glücklich noch, wenn nicht der Miethsherr, den er verlassen, für die rückständige Miethe einen Theil seines kleinen Besitzthums zurückbehielt. Wir sehen einen Mann, den Vater von sechs Kindern, von welchen das jüngste im Sterben lag, aus dem elenden Hinterhäuschen stoßen, das er bis dahin inne hatte, und seine Wohnung in dem Kellerstalle aufschlagen, in welchem seine zwei Kühe verflossenen Winter vor Hunger und Elend gefallen. Schon nach wenigen Stunden starb ihm das Kind in der fürchterlichen Atmosphäre, und die Leiche steht jetzt auf dem Dünger — ein geeignetes Paradebett für den todten Armen! Die Ueberlebenden werden in den nächsten Tagen auch diesen Stall räumen müssen und ohne Obdach umherirren, weil eine Kuh sich darin eingemiethet. Aber das Armenhaus? Ja freilich, das Armenhaus ist da und erhebt hohe Zwangsteuer und hält hochbesoldete Verwalter; wenn aber ein Armer nicht das Glück hat, der Client reicher Patrone zu sein, wird er nimmer hineingelangen. — Ist das etwa Alles? Vorgestern erhing sich ein Sechsziger aus Kummer und Verzweiflung; Tags vorher erschoß sich ein Seidenweber, der seine Arbeit verloren; am 26. April entleibte sich in Neuß ein hiesiger Bürger, den geschäftliche Schwindeleien zum Fall gebracht; am 22. erhing sich ein wohlhabender Bauer — das sind vier Selbstmorde in weniger als 14 Tagen, und Alles in dieser reichen, frommen Stadt Elberfeld!" — Zufällig kommt mir die „Zeitung für die elegante Welt" vom Jahre 1839 zur Hand und ich finde darin einen Brief aus dem Wupperthale von mir selbst geschrieben. Folgende Stellen daraus passen auch noch heute: „Nirgendwo kann die Armuth ein scheußlicheres Ansehen haben. Zwar erscheint sie hier selten mit nackten Füßen, aber mit zerrissenen, erbettelten Schuhen — nicht mit verzweiflungsvollen Blicken, sondern mit abgestumpften, von

Branntwein blutiggeränderten Augen. Das Kind des Elends, der arme Weber hat gewöhnlich eine zahlreiche Familie, für die er oft achtzehn Stunden des Tages arbeiten muß, um sie mit der schlechtesten Kost zu versorgen. Natürlich schwinden seine physischen Kräfte durch die mühevolle Arbeit; er schwebt beständig am Rande des Abgrundes, da die geringste Stockung im Handel ihm mit Verlust der Arbeit droht; sein Handwerk hat nur goldenen Boden für den Fabrikherrn, nicht für ihn, dessen Tagelohn nie erhöht, nur stets verringert wird. In seiner Zukunft flattert ein kahles, zerrissenes Hungertuch oder auch ein schwarzes Todtenhemd, an dem er tagtäglich selbst weben muß. —

Wer wird es, in Berücksichtigung dieser Lage, unnatürlich finden, wenn die matte Hand des Elenden zuweilen nach dem Branntweinglase greift und die Weberspule fortschleudert? Oder wenn die kalten Glieder Feuer in dem Höllentranke suchen, da die Sonnenstrahlen nicht bis zur Spelunke des Parias dringen? Das Laster ist der Bundesgenosse solcher Armuth, denn wo die Hoffnung geschwunden ist, lassen sich Trotz und Verbrechen breit und selbstgefällig nieder. Der Mangel zeugt die Begierde und aus der gezwungenen Resignation wird trotziger Haß oder apathische Schwermuth. — Allein nicht blos in der bleichfarbigen, hektischen Gestalt des Webers gibt sich das Elend und der häusliche Jammer kund; es tritt in mannichfachen Variationen auf. Da gibt es Schaaren von Kindern, Knaben und Mädchen von 8 bis 14 Jahren für den Dienst der Spinnereien und Druckereien. Wenn der Tag anbricht, begeben sich die Blüthen der Menschheit an ihre Zwangsarbeit, von der sie nicht früher scheiden, als bis die Nacht ihren dunkeln Mantel ausgebreitet. Einige von ihnen müssen nun noch von Polizeiwegen des Abends die Schule besuchen, d. h. nachdem ihr zarter Körper 12 bis 15 Stunden den Druck schwerer Arbeit erduldet. Die Eltern dieser Kinder sind nicht im Stande, das Loos derselben erträglicher zu machen, weil sie selbst nicht hinreichend verdienen, sich zu erhalten. Die kleinen Geschöpfe also müssen, sobald ihre Händchen den Faden halten oder ein schmutziges Druckertuch auswaschen können, zur Ernährung der Familie beitragen.

Die Spinnkinder sind beständig von dem Abfalle der Baumwolle bedeckt, so daß sie wie mit Schneeflocken bekleidet aussehen. Die Kinder in den Druckereien dagegen tragen eine ganze Farbenscala auf Gesicht, Händen und Kleidern, und schon in weiter Entfernung bemerkt man sie vermittelst des Geruchsinnes. Ihr technischer Name ist: „Streichjungen." — Eine andere Abtheilung der unglücklichen Fabrikarbeiter bilden die sogenannten Fitz-, Knüpf- und Scheermädchen: die Grisetten der Fabrikstädte. Weil sie meist in den Fabrikgebäuden ihre Arbeiten besorgen, haben die Herren Commis und Principale die schönste Gelegenheit, zärtliche Verbindungen anzuknüpfen, was auch in den meisten Fällen nicht unterbleibt. (Vor einigen Jahren wurde in einer Barmer Fabrik ein großer Theil der Arbeiterinnen krank, weil Einer der Herren nicht gesund war. — Um die weitere Verbreitung der Lustseuche zu verhindern, ordnete darauf die Sanitätspolizei eine Untersuchung an, der sich alle Mädchen der Fabrik, schuldige wie unschuldige, unterziehen mußten. Ist das nicht schrecklich?) Arbeiten und weiter Nichts, als arbeiten, ist der ewige Wahlspruch, und während ihr Körper hierdurch der Hinfälligkeit preisgegeben wird, und die dereinstige Frucht ihres Leibes nur ein sieches Dasein erhält, wird ihr Geist für alle höheren Genüsse abgestumpft. — Die nächste Species der Proletarier sind die zahlreichen Färbergesellen, und unter ihnen namentlich die Türkischrothfärber. Wenngleich diese Arbeiter hohen Wochenlohn erhalten, so ist doch ihre Arbeit so beschwerlich, daß sie den Kräften durch vielen Branntwein nachhelfen zu müssen glauben und hierdurch ihr Einkommen auf ein Unbedeutendes zusammenschmilzt. Eine große Anzahl derselben lebt beständig in halbtrunkenem Zustande und führt überhaupt eine fast unbegreiflich rohe Lebensweise. Gibt es doch unter diesen Matrosen zu Lande (man nennt sie spottweise: „Donnerkeile" [Donnerkiels]) Viele, die jedem Worte zwei Flüche zur Begleitung geben ꝛc." — —

Ueber das Elend der Frohnbauern, wie des besitzlosen Landstandes überhaupt, sind jüngst viele Stimmen laut geworden. In Schlesien, Preußen, Böhmen ꝛc. gibt es in dieser Beziehung namentlich zwei Klassen von Leuten, die ein entsetzliches Leben

führen. Es sind dies die sogenannten **Halbgärtner** und **Robotleute**. Erstere sind verpflichtet, nur zu bestimmten Zeiten des Jahres der **Grundherrschaft** dienstbar zu sein, Letztere dagegen müssen fortwährend Hofedienste verrichten.

Die Armuth der **Winzer** ist weltbekannt. An ihr, wie an Aller Armuth ist gleichfalls nur das **Geld**, das **Privilegium des Besitzes**, schuld. Die Weinbauern sind die Sklaven, das Eigenthum der reichen Weinhändler, wie die Frohnbauern die Sklaven der reichen Gutsbesitzer und die Fabrikarbeiter die Sklaven der Fabrikherren. „Ist der Himmel den Winzern nach jahrelangem, fruchtlosem Bemühen einmal günstig, so können sie auch dann des schwer erworbenen Segens sich nicht freuen, weil in der Regel der Gläubiger den Ertrag vom Stocke hinweg für sich in Empfang nimmt.*)“ Vor zwei Jahren ging ich an der Ahr

*) Wie die Weinbauern an der Mosel von den Kapitalisten **betrogen** werden, setzte vor einiger Zeit die Rhein- und Moselzeitung auseinander. Hier einige Stellen des Aufsatzes: „Das Winzergeschäft ist sozusagen das undankbarste. Während der Weinbauer von allen Branchen des Bauernstandes die härteste und mühseligste Arbeit zu verrichten hat uud dabei das ganze Jahr hindurch unausgesetzt beschäftigt ist, sind leider die Jahre nicht häufig, in welchen ein etwas erträglicher Herbst ihm so viel abwirft, daß er seine nöthigsten Lebensbedürfnisse sich verschaffen kann, ohne daß er an die Vergütung seiner sauren Arbeit und Auslagen nur denken dürfte. So muß er sich denn nothgedrungen, um mit den Seinigen nicht zu verhungern, nach einem Anlehen umsehen, das er in Erwartung besserer Zeiten redlich abzutragen hofft. Die Hoffnungen auf einen vollen Herbst wollen sich aber nicht verwirklichen, die Zinsen laufen auf, der Mann braucht immer von neuem Geld, und jetzt eröffnet sich dem herzlosen Speculanten das ergiebige Feld, wo sich die Lücke unserer Gesetzgebung auf eine sehr empfindliche Weise fühlbar macht. Denn der Wucher und Betrug werden wohlweislich nicht in so augenfälliger Weise betrieben, sondern auf eine abgefeimte versteckte Art, so daß dem Geldhändler noch das Gesetz dabei Vorschub leistet. Der Winzer nämlich, der nicht mehr fürder sich Geld zu verschaffen weiß, sieht sich endlich, um seiner Geldverlegenheit abzuhelfen, genöthigt, einen Theil seiner Besitzungen versteigern zu lassen. Dabei kommen nun wohl die Güter an den Mann, aber da solche Ver-

spazieren und plauderte mit einem armen Teufel von Winzer. Der Mann erzählte mir, daß er jährlich mehrere Fuder Wein erziele, aber im ganzen Jahre komme kein Tropfen über seine eigene Zunge. „Der Wein sei zu kostbar!“ Fürwahr, der

käufe nur bei Terminbewilligungen mit Erfolg stattfinden können, so erhält der Verkäufer hierdurch noch kein Geld, sondern sieht sich, um solches zu beschaffen, genöthigt, das executive Kraft habende Steigprotocoll einem mitleidigen Geldmann anzubieten, der ihm dann unter dem Vorwand des möglichen Risicos für Zinsenverlust ꝛc. ꝛc. einen gehörigen Abzug macht, wenn er schon bei einiger Klugheit gar nichts einbüßen kann, was er recht wohl weiß, obschon er sich den Anschein vom Gegentheile gibt. So ist nun der arme Winzer um einen namhaften Theil seines Grundeigenthums, auf das er wegen des Erwerbs seines Lebensbedarfs hingewiesen war, ärmer, ohne daß er durch das ihm zugekommene wenige Geld sich nur einigermaßen von seinen Schulden befreien konnte. In ganz gleicher Lage befindet er sich, wenn er gegen einen Schuldner ein ausgeklagtes Urtheil hat, aber nichts desto weniger noch nicht vermag, seine Forderung mittelst desselben flüssig zu machen. Abermals geht er damit zu seinem mildthätigen Geldmanne und verkauft ihm das Urtheil. Obschon nun der Geldgeschäfte treibende Speculant recht wohl weiß, daß die im Urtheil zuerkannte Summe durch die Liegenschaften und das Gewerbe des Verklagten gesichert sind, so weiß er es doch unter mancherlei Scheingründen dahin zu bringen, daß der Geld benöthigte Verhändler des Urtheils ihm einen bedeutenden Nachlaß bewilligt, während er nicht lange darnach theils durch verschiedene Kunstgriffe, theils durch die ihm zu Gebote stehenden executiven Mittel der ganzen Summe, die das Urtheil besagt, habhaft wird. Kömmt nun bei dieserlei Händeln bisweilen nur der eine, der Verhändler, zu kurz, so geht es noch an; in der Regel aber werden beide, der ursprüngliche Gläubiger wie der Schuldner, auf die schreiendste Weise geschnürt. — Eine dritte Manipulation, deren sich diese Blutsauger bedienen, um die gesammte Habe der Geldbedürftigen nach und nach in ihren unersättlichen Beutel zu führen, ist, daß sie gegen ein sogenanntes freiwilliges Urtheil baare Vorschüsse leisten, hierauf nach und nach vom Winzer auf Abschlag Wein an Zahlungsstatt annehmen, ohne daß der Preis für den in solutum gegebenen Wein festgesetzt wird, worauf sie denn bei einer nach Jahren erst statthabenden Abrech-

Wein ist zu kostbar, die Arbeiter müssen ihn für ihr ganzes Lebensglück opfern. — —

Jer. Gotthelf sagt (Die Armennoth Seite 9): „Was der Armuth dieser Zeit Drohendes eigen ist, liegt nicht nur in ihrem stillen Anschwellen, sondern auch in ihrer eigenen drohenden Haltung, welche sie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das sind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die, wie Lazarus, schweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunde sich zufrieden gaben, die demüthig baten um ein Stücklein Brod, die vorlieb nahmen mit den Brosamen von den Tischen, und den Reichen zu Diensten standen auf jeden Wink gegen ein gnädiges Kopfnicken; welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete schlossen und ihre Fürbitter wurden bei Gott; es sind nun ganz andere Arme da, in ihrer Gesammtmasse betrachtet. In ihren Herzen kocht Haß gegen die Reichen, aus ihren Augen spricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund spricht es ohne Scheu aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was sie erhalten, empfangen sie mit einem Gesichte, auf dem deutlich die Meinung geschrieben steht, daß sie nicht ein Almosen empfangen, sondern nur Etwas auf die allgemeine Rechnung.“ So ist's recht, — es kann nicht anders sein, und muß noch besser kommen, wenn das bisherige Gesellschaftssystem nicht verlassen wird. —

Von dem sichtbaren Trotze der Proletarier gegen ihre Unterdrücker haben die verflossenen Wintermonate wieder einige Beispiele gegeben. Unter Anderen erinnere ich hier an die Widersetzlichkeit der Arsenalarbeiter zu Toulon, an die Arbeitseinstellung der 4000 Weber zu Lodeve (Dep. Herault).

In Deutschland ferner führte die bedrückte Lage der schlesischen Gutsangehörigen dieselben zum Widerstande gegen die Gutsherren. In Neuwaltersdorf (Grafschaft Glatz) verweigerten

---

nung ihren armen Schuldnern nach Belieben einen Preis für den längst weit theurer abgesetzten Wein bestimmen, so daß jene nie aus ihren Klauen kommen, so lange sie noch etwas im Vermögen haben, oder mit den Händen arbeiten können.



die Robotleute ihre Dienste. Dann kam es in Konradswalde zu blutigen Auftritten mit den Gensdarmen. „Im December und Januar hat sich auf den Prinz Biron'schen Gütern, in Bralin, der Geist der Auflehnung gegen die feudalistische Observanz gezeigt. Nachdem die Halbgärtner sich zum Theil von dem Dominium abgelös't, beanspruchten die Robotleute dasselbe Recht und kamen nicht mehr zu Hofe. Die Herrschaft griff zu dem Mittel der Selbsthülfe (!), und ließ die Widerspenstigen zum Hause hinauswerfen mit Kind und Sack und Pack. In der äußersten Noth faßten die Armen den (verzweifelten) Entschluß, sich direct an Se. Maj. den König zu wenden. Sie darbten sich das Nothwendigste vom Munde (die Narren), um das Reisegeld für den Deputirten zu schaffen. Endlich haben sie 15 Thaler zusammen und ein rüstiger Mann aus ihrer Mitte, ein früherer Militär, macht sich auf den Weg nach Berlin. Nach einigen Wochen kehrt er mit der tröstlichen Kunde heim, er habe den allergnädigsten Herrn im Garten von Sanssouci gesprochen und die gütigste Zusage erhalten." — Wie glücklich die Leute sind — nun haben sie zwar kein Brod, aber doch eine unvergänglich süße Hoffnung! Uebrigens benahm sich der Prinz von Biron ganz irisch. Auch in der Grafschaft Roscommon brachte das System der Gutsbesitzer, dieser Kapitalhallunken, ihre kleinen Pachter von Haus und Hof zu jagen, diesen Winter einen großen Theil der Einwohner dem Hungertode nahe. — Im Februar tumultuirte eine Partie Berliner Proletarier am Hamburger Thore. Man hat sie in der Hausvogtei aufgehoben, wo es ihnen besser geht, als in der lieben freien Natur. Daß dem so ist, kann man mit Wahrscheinlichkeit schließen, denn: „Es sitzen jetzt wieder (wie ein Berliner Correspondent der Mannh. Abendzeitung sagt) in den verschiedensten Gefängnissen Verbrecher, die nur um ein Obdach zu erhalten die Verbrechen verübten, ja theilweise sogar, wie der vorgebliche Brandstifter des Opernhauses, ein Verbrechen simulirten." Aehnliches wird aus Hamburg berichtet. Auch der englische Vasenzertrümmerer Lloyd gehört in diese Kategorie. — Vor einigen Wochen erlaubten sich noch die Eisenbahnarbeiter in Langenberg eine Emeute. Sie zogen mit

ihren Schachtmeistern an der Spitze unter Hörnerklang, mit zusammengestückelten Fahnen, todten Vögeln der Weisheit (oh!) und Habichten von Vohwinkel ab. Was sie trieb, war die Noth. Sie machten geltend, daß die Direction ihnen das Versprechen gegeben habe, den Arbeitslohn zu erhöhen, wenn die Tage länger würden. Dieses Versprechen wurde aber nicht gehalten. Statt der erwarteten 15 Sgr. bot man den Leuten 10, ein Lohn, mit welchem sie nicht das Kostgeld bezahlen können. Am 11. April wurden nun fünf dieser Arbeiter, die sogenannten Aufwiegler gefänglich in Elberfeld eingebracht. — Welche Mittel die weisen Behörden Deutschlands ergreifen, um die Tumulte der Proletarier zu beschwichtigen, ersieht man u. A. aus einer Verordnung des Hofkriegsraths in Wien über die Anwendung der Waffengewalt gegen die eigenen Unterthanen. Hier heißt es: „Da übrigens für Fälle, welche unter den verschiedenartigsten Formen auftreten können, ganz genaue, für jedes einzelne Ereigniß gleich geltende Vorschriften sich nicht geben lassen, so muß es auch der richtigen Beurtheilung der Commandanten solcher Militärassistenzen überlassen bleiben, ob im gegebenen Falle bei der Infanterie ein Angriff mit dem Bajonett in geschlossener Ordnung mit größtem Nachdruck als vorläufig noch schonende Modalität Statt finden könne, oder ob sogleich zur Anwendung der Feuerwaffe, was immer in ganzen Dechargen, wie im Einzelfeuer zu geschehen hat, geschritten werden müsse." Bezeichnend ist auch folgende böhmische Notiz: „Die Versuche einer Lohnssteigerung hatten die Behörden veranlaßt, in den bedeutenderen Fabrikorten von dem Stande der (gemeinsamen) Druckerkassen und der Art ihrer Verwendung sich genauere Kenntniß zu verschaffen, weswegen eines Tages die Kassen- und Rechnungsführer unvermuthet überfallen wurden. Da bei dieser Einsicht sich herausstellte, daß die Gelder zur Unterstützung jener Drucker verwendet wurden, welche während der Unruhen als Wortführer aufgetreten und von der Regierung bestraft wurden, so leitete man eine Untersuchung ein rc." Schreckliche Vorsicht! — —

Von dem steigenden Mangel des Besitzes bei den vernachlässigten Klassen geben auch die veröffentlichten Berichte der Kriminaljustiz Zeugniß. So wurden in Frankreich 1842 4717 Verbrechen gegen das Eigenthum verübt, 1843 aber 4993. In England verdoppelten sich in dem Zeitraume von 1835 bis 1842 Brandstiftungen, Zerstörungen von Maschinen und andere „muthwillige Eingriffe gegen das Eigenthum." 1810 zählte man in England nur 5146 Verbrecher, 1819 14,253; die Einwohnerzahl war von 10 auf 12 Millionen gestiegen. — In Preußen, mit Ausnahme der Rheinprovinz, stieg die Bevölkerung von 1817 bis 1830 von 9 auf 10¹/₂ Millionen. Dagegen waren bei den Gerichten 1817 nur 10,936 und 1830 32,553 Strafsachen anhängig. — Bei dem Berliner Criminalgericht wurden 1844 allein 3221 Untersuchungen geführt, darunter 1115 wegen Diebstahls, 112 Fälschung, 7 Wucher, 44 Defraudation. Im Regierungsbezirk Düsseldorf wurden 1844 im Ganzen 5209 Verbrechen begangen, davon kamen 4361 auf Eingriffe gegen das Eigenthum. U. s. w.

Die größte Zahl der „muthwilligen" Eingriffe in fremdes Eigenthum entspringt natürlich aus „trübseliger" Noth, welche durch die Gesetze selbst hervorgerufen wird. Hierhin sind füglich die Holzdiebstähle und Jagdfrevel zu rechnen. Nach den Breslauer Zeitungen wurden im März Schützen nach Poppelau und dem Rybniker Kreise in Oberschlesien geschickt, zum Schutze der Förster und Forstbeamten. Der Holzdiebstahl nimmt nämlich in jenen Gegenden dergestalt zu, daß selbst geschlagene Klaftern, die bisher wie ein Heiligthum unverletzt in den Wäldern geblieben waren, in vierspännigen Wagen nach den benachbarten Städten geführt wurden. So geschieht es, „daß in Oberschlesien jeden Tag offene Scharmützel zwischen Holzdieben und Förstern geführt werden, daß diese in den meisten Fällen unterliegen, während jene die Strenge des Gesetzes zu ihrem eigenen Unglücke und zum Verderben ihrer Familie erreicht." Ein armer Teufel im Kreise Simmern antwortete auf die Frage, weshalb er auswandern wolle: „Die Wiederholungsfälle der Waldfrevel sind daran schuld. Ich bin stark, arbeite gern und ernähre mich redlich; ich habe

eine Kuh, aber keine liegenden Güter, wovon ich dieselbe unterhalten könnte; wenn wir nun, ich oder meine Frau, im Walde Futter suchen, ohne Schaden anzurichten und werden protocollirt, dann gibt's Strafe; suchen wir Laub im Walde zur Streu oder Holz zum Brennen und werden erwischt, dann gibt's Strafe; aus Armuth kann ich diese Dinge nicht kaufen. Nun treten die Wiederholungsfälle ein und die Frau geht vier Wochen in's Gefängniß, während welcher Zeit ich dann bei den Kindern bleiben muß, Nichts arbeiten kann, also auch Nichts zu leben habe. Ist die Frau zurück, dann trifft mich die Reihe und Frau und Kinder haben Nichts zu leben, weil ich Nichts verdienen kann. Was denn anfangen? Betteln ist verboten, stehlen ist verboten und doch will man leben!"

Und doch will man leben! Manche indeß wollen und können nicht mehr leben in den ungeordneten Verhältnissen der Gesellschaft; es drängt sie hinaus von diesem Tummelplatz der Selbstsucht. Mit der Zunahme des Pauperismus, der schroffen Gegensätze zwischen Reich und Arm, zwischen Schein und Wirklichkeit, wächst auch die Zahl der Selbstmörder und Wahnsinnigen. In Berlin kam am Anfange des Jahrhunderts 1 Selbstmord auf 1000 Todesfälle, 1822 auf 200, 1830 auf 100. In Hamburg gab es 1810 nur 10 Selbstmörder, 1827 60; in Schlesien waren 1830 288 Selbstmörder, wer weiß, wie viele heute. — Die Zunahme der Wahnsinnigen wird wohl in gleichem Verhältnisse stehen. 1808 gab es z. B. in England nur 2250, 1829 dagegen schon 13,720 Irre.

Die gebildeten Stände Deutschlands zählten in jüngster Zeit viele Opfer des Selbstmordes. Den Grafen Rackzinsky schützten seine Millionen nicht vor der Verzweiflung, dem Lebensüberdruß. Der junge Gelehrte Mohl in Tübingen erlag der „Thatenlosigkeit". Seinem Beispiele folgte bald in Würtemberg ein gleichfalls reichbegabter Studirender. Ebenso soll ein allgemein geachteter Professor an einer höheren wissenschaftlichen Anstalt freiwillig sein Leben abgekürzt haben; desgleichen ein standesherrlicher Staatsbeamter. — Die Selbstmorde wegen Spielwuth sind bekanntlich sehr häufig. — Von Bier-München

werden fortwährend die auffallendsten Morde berichtet. So u. A. entleibte sich im April ein hoher Militärbeamter, welcher sich eine vermeintliche Hintansetzung zu Gemüthe gezogen. — Auch in Leipzig fanden sehr viele Selbstmorde in diesem Winter statt. Ebenso in Dresden; jüngst stürzte sich dort eine hübsche Frau in die Elbe, weil der Mann ihr einen theuren Putzgegenstand zu kaufen verweigerte. — In Berlin ist die Selbstentäußerung des Lebens fast fashionable geworden. Man erinnere sich an die junge Dame, welche sich aus dem Fenster eines prinzlichen Palais stürzte, an das junge Dienstmädchen, welches auf den Schienen der Stettiner Eisenbahn starb rc. Ein merkwürdiges Beispiel ist auch die Erstickung des 24jährigen Kaufmanns R., eines Speculanten, der sich schnell durch Actienschwindel ein Vermögen von 100,000 Thalern erworben, aber es ebenso schnell wieder verlor. Solcher Fälle kommen Viele vor. (Auf dem großen Börsensaale trägt ein gewisser Theil des Raumes den Namen Kahlau, und die, welche dort hausen, werden Kahlauer genannt, ein Spottname, weil sie kahl gemacht wurden und nun sich unter einander noch immer die letzten Pfennige abrupfen.)

Mit diesem Beispiele schließe ich die „lustige" Elends-übersicht.

Möge sie den Königen mit vollen Mägen, den Pfaffen mit fetten Bäuchen recht sehr mißfallen, und dieselben wider Willen auf den Gedanken bringen, daß es bei solchem furchtbaren Jammer der Menschheit Thorheit und Frevel ist, neue Paläste und Marställe oder Dome und Muckersäle zu bauen. Fort mit eurem Corso's, eurem Wettrennen, hinweg mit euren Missionen und heuchlerischen Mäßigkeitsvereinen! Der Fluch des Geldes schwebt in der Luft und wird sich über eure Häupter entladen und euch Alle zerschmettern.

Glaubt doch dem alten legitimen Chateaubriand, wenn er prophezeiet: „Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr begreifen wird, daß es eine Zeit gab, wo Einige über Hunderttausende und Millionen geboten, während Andere, die neben und mit ihnen lebten, nicht wußten, womit sie ihre Blöße decken und ihren Hunger stillen sollten." — — P.

Gedichte.

I. Von Georg Weerth.

1) Erst achtzehn Jahr.

On this bitter night — the hour approaching midnight, a woman sat on a door-step in a London street. Her head had fallen backward against the door, and her face shone like a white stone in the moonlight. That face had a terrible history in it, cut and lined as it were by the two workers, vice and misery — her temples were sunken, her brow wrinkled and pinched — her mouth thin and jagged — could it be thought that woman was once a child?

Douglas Jarrold.

Ein letztes Glüh'n! Da zog an britt'scher Küste
Dämmernd herauf die schönste Winternacht;
Im Mondenstrahle floß die Wasserwüste
Und auf den Hügeln lag des Schneees Pracht.
Leer das Gestad. Es schwieg der Dämpfer Sausen;
Matros und Krieger war des Tages matt; —
Doch durch die Stille sandte dumpf ihr Brausen
London, der Themse dunkle Riesenstadt.

Ihr galt es gleich, mogt auch der Schlummer drücken
Manch müdes Auge zu ersehnter Ruh;
Es wälzte donnernd über Park und Brücken
Derselbe Lärm sich nur dem Morgen zu.
Zaubrisch und still da draußen das Gefild!
Hier nur das Volk, in buntem Strome, wild
Zusammenfluthend, schaffend, ringend, suchend,
Schwelgend und darbend, betend bald und fluchend!

Und Schimmern rings, von Dach und Thor und Fenster;
Dort buhlt die Lust in seidenem Gewand!
Hier über'm Golde höhnische Gespenster
Und dort geballt die mag're Bettlerhand!
Ein Seufzer hier; ein Kuß dort! von Terrassen
Und Treppen: Jubel, Flüstern und Gestöhn —
Das ist der Tanz, in dem auf London's Gassen
Sich rastlos zwei Millionen Menschen dreh'n!

Er brauste fort. Da hob auch Sie vom Lager
Sich sacht empor; es fiel der Sterne Licht
Auf die Gestalt so tief gebeugt, so hager,
Und auf ihr bleiches, starres Angesicht.
Sie sann; — nur einen Augenblick; — sie preßte
Das kranke Kind an ihre nackte Brust; —
Das arme Weib schritt rasch durch die Paläste;
Ach, das Wohin — sie hat es nicht gewußt!

„Der Mutter Brod! und Kleider diesem Kinde!"
So rief sie. „O, wie toll das Herz mir schlägt!
Gern trüg' ich dich, mein Sohn, so warm und linde,
Wie wohl die Mutter ihre Kinder trägt.
Noch ist es Zeit! Bist du erst groß gezogen
Und stehst am Strand der Schiffe bunte Schaar:
Da eil'st du treulos durch die blauen Wogen,
Ein wilder Seemann, wie dein Vater war!"

„Dein Vater? Still! — das war ein sel'ger Morgen,
Als weinend ich an seiner Brust erwacht!
Es kam der Mai, der Juni drauf, verborgen
Hielt ich, was früh mich schon so bleich gemacht.
Erst als im Herbst das gelbe Laub der Bäume
Leis rauschend in die grüne Themse fiel:
Da ward erfüllt der schönste meiner Träume —
Und achtzehn Jahr, da steh' ich schon am Ziel!"

Erst achtzehn Jahr! und schon so fahl mein Leben!
Erst achtzehn Jahr! und arm und elend schon!
Doch halt! — froh will ich meine Stirne heben,
Dem Vaterlande gab ich diesen Sohn!
Ha! reizt denn Niemand mein so junger Leib?
Sagt, die ihr klirrt mit Kreuzen und mit Ketten,
Seid ihr nicht reich genug, um nur ein Weib,
Ein brittisch Weib vom Hungertod zu retten?"

Sie schwieg. Dem Gott, der niemals sie erhörte,
Sie sandte kein Gebet ihm himmelwärts.
Trüb ward ihr Blick. — Das siedend sich empörte,
Ihr Blut, zu Eis gerann's; — ausschlug ihr Herz!
Die Lippe bebend jetzt von einem Fluche! —
Ein Lächeln dann — sie sank, — rings tiefe Ruh —
Und die Natur mit schnee'gem Leichentuche
Deckte das reinste ihrer Kinder zu! —

Geschloss'nen Aug's, erstarrt der Knabe lag
Fest an der Mutter marmorkalten Brüsten,
Als weit ein Leuchten durch den Nebel brach
Und Sonnenstrahlen Strom und Hügel küßten:
Fern von Westminster feierlich Geläut, —
So tönt es an der Kön'ge Sarkophagen; —
Es klang so weit, — es war als müßt' es heut'
Rings nur der Welt den Tod der Armen klagen! —

Die Glocke klang — doch nicht für dich gerührt,
Armselig Weib! Getrost! laß sie erdröhnen
Den todten Kön'gen nur. Dir ja gebührt,
Du früh Verblich'ne, wohl ein ander Tönen.
Dir tönt der Schrei, den jüngst die Noth gepreßt
Aus tausend Herzen; der in Ost und West
Die Völker ruft in einen Bund zusammen —
Und deine Mörder werden sie verdammen!

2) Freund Lenz.

Aus fernen Wolken braußt ein dumpfer Ton.
Die Donner sind es, so der Welt verkünden,
Daß wieder der Natur geliebter Sohn,
Der Frühling, wandelt zu der Erde Gründen.
Bei andern Völkern hat er lang geweilt,
Da war's, daß jüngst die Kunde ihn ereilt,
Wir, hier im Norden trügen heiß Verlangen,
Aufs Neu zu schauen seiner Blüthe Prangen.

Er kommt. Und aus des Südens frohen Thalen,
Wo träumend er im Lorbeerwalde lag;
Wo er zum Fest bei glutgefüllten Schalen
Des Myrthenhaines vollste Kränze brach;
Wo mit dem Zephyr er die Wangen kühlte
Und buhlerisch in schwarzen Locken wühlte —
Fern aus dem Süden hat er alle Pracht
Herauf jetzt in den Norden uns gebracht.

Er setzt sich lächelnd auf die Hügel hin —
Da weht ein Duften rings durch Fels und Auen;
Zum Forste lustig Falk und Taube zieh'n
Und Knospen röthlich aus den Gärten schauen.
Der Bäche Lauf schmückt er mit lichtem Sammt;
Es blitzt der Thau, hellauf die Sonne flammt —
Und nieder steigt er von den Hügelthronen
Hinab zum Thale, wo die Menschen wohnen.

Mit ihrer Lust, mit ihrem bittern Leid,
Mit ihren Freuden, ach, und ihren Thränen;
Mit all dem Ringen, all dem herben Streit;
Mit all dem Hoffen, all dem stillen Sehnen.
Er ist's, der in des Armen Hütte schaut,
Der zu ihm spricht, wenn kaum der Morgen graut:
„Getrost, wie Deine Freuden auch zerstieben,
Dir Armen ist der Lenz noch treu geblieben!"

„Hinaus! durch meine Blumen sollst du schreiten,
Ich labe dich mit meiner Wälder Grün;
Durch Busch und Wiese will ich dich geleiten
Den Berg hinan, wo meine Rosen glüh'n.
Ich zeige dir, wie nieder zu den Flächen
Befreit die Ströme ihre Bahnen brechen,
Und wie der Nacht erblüht der Sterne Schein,
Zieh' ich, der Lenz, in deine Seele ein!"

„Ich küsse deiner Kinder müde Stirnen,
Ob all' ihr Glanz verloschen und verstaubt;
Ich will gleich der Lawine von den Firnen
Wälzen den Gram von ihrer Mutter Haupt.
Und Feuer menge ich mit deinem Blute,
Daß bald die Hand, die nur am Pfluge ruhte,
Zum Schwerdte greift und ringend im Gefecht
Von Schmach befreit ein unterdrückt Geschlecht!"

---

3) Ein Festlied.

Natur, mit deinen strahlenden Kolossen,
Die du die Ewigkeit zur Dauer nahmst;
Nur zur Vollendung bist du erst ersprossen,
Seit du im Menschen zum Bewußtsein kamst.
Im Menschen nur, daß stürmende Gedanken
Der Freiheit wunderbarstes Gut geraubt,
Der auf den Trümmern jetzt von Trug und Schranken
Sein eigner Gott, an dich, an sich nur glaubt.

Wohl mag sein Auge keck den Himmel fragen,
Wenn Sonn' an Sonne wirbelnd sich bewegt:
„Ihr fernen Welten habt ihr je getragen
Ein solches Kleinod, wie die Erde trägt?
Trugt Menschen ihr, die trotz der grausen Zweifel
Die wild zersplittert ihre beste Kraft,
Doch stets zum Kampfe mit dem alten Teufel,
Dem Wahne, kühn zusammen sich gerafft?"

„Und die gesiegt!" — Wohlan, Sieg und Triumphe
Laßt schmettern Eurer Krieger vollsten Chor!
Es trug der Mensch aus tausendjähr'gem Sumpfe
Die Freiheit jubelnd an das Licht empor.
Was frühe Völker ahnend vorempfunden,
Er freut sich dessen in bachant'scher Lust;
Er hat den größten Riesen überwunden,
Vertilgt den Zweifel seiner eignen Brust!

Der einst dem Feuer seine Kniee beugte,
Der Hekatomben opfernd niederschlug,
Der einen Gott auf Sinai erzeugte —
Triumph! der hat jetzt an sich selbst genug!
Und wie der Kranich liebt die Wolkenbahnen,
Und wie der Löwe liebt der Wüste Spur:
So liebt der Mensch die Fluren seiner Ahnen
Und weilt entzückt auf seiner Erde nur.

Ob Millionen wandeln auch im Dunkeln —
Das Jahr entrollt! — es leuchtet sonder Wahl
Der Stern der neuen Zeit; hell wird er funkeln
Auch ihren Seelen mit gewalt'gem Strahl.
Die Priester dieser Tage fordern Knechte
Und Sklaven nicht, — sie fordern laut und frei,
Daß Jeder, treu dem angestammten Rechte,
Hinfort ein Mensch mit freien Menschen sei.

---

4) Vernunft und Wahnsinn.

Dem Morgen träumt nicht, was der Abend bringt,
Wenn lächelnd wohl aus rosenrothem Osten
Sein erster Strahl durch Wald und Fluren dringt,
Des Thaues frische Perlensaat zu kosten.
Wenn ihr Erwachen hell die Amsel preis't
Und Hirsche wandeln zu des Thales Bronnen;
Wenn um die Gletscher still der Adler kreis't,
Sich in der Frühe heil'gem Licht zu sonnen.

Blau schaut die Blume aus des Feldes Garben;
Auf Moor und Weiher schwankt des Schilfes Kranz.
Es fließt der Strom in Regenbogenfarben
Zum Meere, wiegend seiner Wellen Tanz.
Und rauschend im gewalt'gen Wogenliede
Dehnt unabsehbar sich die grüne Fluth —
Und Freude nur und wundervoller Friede
Auf Festland, Insel und Gewässern ruht.

Doch wie zum Mittag wandelt sich der Morgen,
Hüllt sich in Schleier auch des Tages Pracht.
Was einer frühen Stunde tief verborgen,
Es bricht herein mit Angst und Graus und Nacht.
Der Himmel tönt von rasselnden Gewittern;
Die Erde zuckt und birst zu jähem Spalt,
Und heulend über Fels und Eichensplittern
Der Sturm entfesselt seine Bahnen wallt.

Es ras't die Brandung an zerfetzten Küsten,
Und Dunkel herrscht, bis aus entwölkten Höh'n,
Als ob sie nichts von Sturm und Wetter wüßten,
Die Sterne ruhig strahlend niederseh'n.
Und die vom Staub bis auf zum Firmamente
Gewälzt sich mit dämonischer Gewalt:
Sie schlummern dann, die starken Elemente,
Bis sie ein neuer Kampf zusammenballt.

So ewiglich, mit wechselndem Gestalten,
Sklavischen Laufes rollt und kreis't das All!
Nicht schöner mag sich die Natur entfalten,
Noch wenden sich als zu gewohntem Fall.
Die Welt und Welten aneinander bannte
Mit unerbittlicher Nothwendigkeit:
Nur in deu Geistern ihrer Menschen brannte
Sie fort zu schrankenloser Herrlichkeit!

Seit von der Lippe greiser Patriarchen
Der Weisheit blumenreiche Rede floß,
Bis wo die Schädel stürzender Monarchen
Zerstampft der Freiheit jugendliches Roß:
Hat die Natur mit ihrer Donnerstimme
Gesungen stets den mahnenden Gesang,
Daß Jeder folge seinem Gram und Grimme
Wie seines Herzens liebevollem Drang.

Die gleich der Möve keck die See umschwanken,
Die gleich der Schwalbe ihre Heimath bau'n,
Die gleich der Wolke blitzen den Gedanken
Und gleich dem Falken forschend niederschau'n;
Die sich mit Palmen über Hügeln wiegen,
Mit Rosen träumen auf bemooster Flur,
Die gleich dem Tiger zieh'n von Krieg zu Kriegen —
Sie sollten folgen ihrem Innern nur! —

In gleicher Schönheit flammten durch die Zeiten
Des Raumes Wunder; nur zu höherm Flug
Mogt' seines Geistes ries'ge Schwingen breiten
Der Mensch! Der alle Kraft im Busen trug!
Der, ob er knechtisch sich im Staube wühlte
Und zitternd sich vor Thron und Altar wand —
Doch wieder keck mit seinen Göttern spielte
Und freier nur und herrlicher erstand!

Der eignen Brust ist Freud und Leid entsprungen;
Vernunft und Wahnsinn! Schon Jahrtausend' lang
Hat dieses fürchterliche Paar gerungen,
Den Kampf gewälzt vom Auf- zum Niedergang.
Es weht der Staub zermalmter Nationen
In düstern Massen auf von ihrem Pfad;
Und ob sie ruhig bei einander wohnen —
Sie rasten nur zu neuer, größ'rer That!

In Ost und West ein reges Völkerleben;
Vom Meere schallt's bis zu der Wüste Saum.
Das ist ein Ringen, Schaffen nur und Streben
Auf Feldern, Gassen und der Märkte Raum.
Und kommt der Morgen sacht herangeschritten:
Da scheint's, nur Segen schmücke rings das Land,
Als schaue Liebe süß aus hundert Hütten,
Als herrsche rings nur ordnender Verstand. —

Wohl mag die Blume außen üppig winken,
In ihrem Herzen wohnt nur Angst und Qual!
Wie einst muß heute noch der Weise trinken
Des Wahnsinns giftdurchflutheten Pokal.
Mit Blute leimen sie ihr Werk zusammen,
Die satt durchtaumeln Tempel und Palast;
Die Armuth röchelt Wimmern und Verdammen
Und wild die Lust aus goldnen Schüsseln praßt!

Doch wie der Wahnsinn, folgend seinem Rechte,
Sinnlos mag rasen — so durch alle Welt
Hat die Vernunft ihr Recht, daß sie die Nächte
Des Wahnsinns funkensprühend auch erhellt!
Daß, eine Löwin, sie die Glieder schüttelt
Und wieder naht in drohender Gestalt;
Daß sie den Wahnsinn aus den Fugen rüttelt
Und über Trümmer fort zum Siege wallt!

Vernichtet wird der Wahn zu Boden rollen,
Der mit Gewalt und schmeichelndem Geschwätz
Gebeut, daß Alle Einem folgen sollen,
Der Schranken schafft und Regeln und Gesetz;
Der seine Liebe macht zu Aller Liebe
Und seinen Haß zum Hasse Aller nur,
Der sie vergleicht die menschlich freien Triebe
Der Elemente sklavischen Natur! —

Der Erde gold'ner Morgen ist verronnen;
Anbrach der wilde, wetterschwang're Tag.
Es hat den langen, herben Streit begonnen,
Was schlummernd einst in tiefster Seele lag.
Fort mag er sich durch alle Zeiten thürmen;
Es kennt der Mensch kein Ruh'n und Stillesteh'n.
Nur aus des Wahnsinns fürchterlichsten Stürmen
Wird die Vernunft zu schönerm Siege geh'n! —

---

5) Lied aus Lancashire.

Der alte Wirth in Lancashire
Der zapft ein jämmerliches Bier,
Er zapft' es gestern, zapft es heute,
Er zapft es immer für arme Leute!

Die armen Leut' von Lancashire
Die gehen oft durch seine Thür,
Sie gehen in Schuhen, die verschlissen,
Sie kommen in Röcken, die zerrissen.

Der Erste von dem armen Pack
Das ist der bleiche stille Jack.
Der spricht: „Und was ich auch begonnen —
Hab nimmer Seide dabei gesponnen!"

Und Tom begann: „Schon manches Jahr
Spann ich die Fäden fein und klar;
Das woll'ne Kleid mocht' Manchem frommen —
Bin selbst aber nie in die Wolle gekommen!"

Und Bill darauf: „Mit treuer Hand
Führt' ich den Pflug durch brittisch Land;
Die Saaten sah ich lustig prangen —
Bin selbst aber hungrig nach Bett gegangen!"

Und weiter schallt's: „Aus tiefem Schacht
Hat Ben manch Fuder Kohlen gebracht;
Doch als sein Weib ein Kind geboren —
God-dam, ist Weib und Kind erfroren!"

Und Jack und Tom und Bill und Ben —
Sie riefen allesammt: „God-dam!"
Und dieselbe Nacht auf weichem Flaume
Lag ein Reicher in bösem Traume. —

II. Von Schmidt.

Der Verbrecher.

Sieh den Verbrecher zum Schaffote schleifen:
Die Sünde grinst aus allen seinen Mienen! —
Wie in dem Blick sich alle Teufel steifen! —
Ja, nur sein Blut vermag sein Thun zu sühnen.

Gott Lob, daß der Gerechtigkeit gelungen,
Mit starkem Arm das Scheusal zu ergreifen!
Des Henkers Hand — sie ist von Gott gedungen,
Des Staates faule Sprossen abzustreifen. —

„Elender Wicht! Du bist so tief gesunken,
Daß du nicht ahnst die Unschuld im Verbrecher:
Nicht ahnst, wie er in hast'gem Zug getrunken
Der Sünde Gift aus aufgedrung'nem Becher.

Noch soll der Mutterschooß sich ihm erschließen,
Noch nährt die Mutterbrust den zarten Sprossen;
Da muß er schon das erste Gift genießen,
Das Gift, das ihr der Mutter eingegossen.

Und wie den härt'sten Schollen will durchdringen
Der Aehre Keim, — er muß zum Lichte streben! —
So möcht' im Kinde die Natur bezwingen
Den Nebelstreif, mit dem sein Stern umgeben.

Frei möchte seine Fittige entfalten
Der Genius, der Menschheit Schooß entsprossen:
Sein Götterleben ringt er zu gestalten,
Weil er des Werdens göttlich Recht genossen.

Er ringt und strebt — und fern bleibt sein Gedeihen
Die Sünde lebt — und muß den Gott ertödten! —
Zur Weltentsagung muß der Pfaff ihn weihen,
Damit er leichter in den Staub zu treten! —

In unnatürlichen Genusses Seuche
Schlürft ihr des Bruders Blut aus gift'gem Becher,
Und nennt's Bestimmung — daß er krank erbleiche
Und droht dem Zweifler mit dem ew'gen Rächer.

Ihr Heuchler! — sprecht von Gottes Racheblitzen
Und von der Lust in einst'gen Himmelreichen:
Euch vor dem Spruch des Menschenrechts zu schützen
Und vor der kalten Hand zertretner Leichen! —

Ihr habt die reine Gottessaat zertreten
Und streutet Unkraut in den edlen Boden,
Und wüthet fort, aus den beschimpften Beeten
Sammt ihrer Wurzel die Natur zu roden.

Doch könnt dem Aug' ihr wohl das Ziel verrücken,
Könnt frech den Kämpfer um den Preis betrügen,
Doch nie könnt ihr des Strebens Lust ersticken,
Nie könnt ihr gänzlich die Natur besiegen.

Seht, wie ihr den Verbrecher zugerichtet:
Der Fittig ist dem Genius gebrochen
Durch euch, ihr Henker, ihr, ihr seid gerichtet,
Der Mörder hat das Urtel euch gesprochen!" —

O, laß sie rinnen, Menschheit, deine Thränen
Um diesen Sohn, der deine Kronen erbte!
Er ward gepackt von wüthenden Hyänen,
Sein Herz zerfleischt, bis todt er sich entfärbte.

Nun zerr'n sie heulend ihn aus seinem Grabe
Und wüthend wühlen sie in seiner Leiche —
O, daß der Fluch, den ich im Munde habe,
Daß er vernichtend endlich sie erreiche.

III. Von Theodor Opitz.

1) Bekenntniß.

Ich lernte süßer Täuschung längst entsagen,
Mein Knabenspielzeug hab' ich längst zerbrochen,
Dem Herzen selbst gebot ich leis'res Pochen
Und stolz verschloß ich alle meine Klagen.

Ich lernte Unerträgliches ertragen:
Ich sah, wie sie vor todten Götzen krochen,
Wie sie dem Elend bittern Hohn gesprochen,
Den Hungernden gesättigt nicht, erschlagen.

Zum Ekel wurden mir die Freiheitsphrasen:
Als Löwe will der Hase sich verkleiden —
Zum Ekel patriotische Extasen:

In solcher Zeit lernt' ich mein Herz verschließen,
Mein Geist erstarkte durch das stille Leiden
Und keinen Pfeil wird er ins Blaue schießen!

2) Unbezahlbar.

Nun, so sei das Wort gesprochen:
Krieg mit dir, du Krämergilde!
Auf! der Friede sei gebrochen
Und wir reihen uns're Schilde:
Hört! wir wissen, was wir wollen:
Uns'res Lebens ganzen, vollen
Unverkümmerten Genuß!

Wollt die Freiheit nicht berühren,
Nimmer nennen ihren Namen!
Lockend wollt ihr uns verführen?
Wißt! ihr Krämer könnt nur kramen;
Ist das Herz euch aufgegangen,
Habt ihr liebend je umfangen?
Habt und seid ja nichts als Geld!

Geier mit dem Lamm in Lüften —
Soll das Rauben einmal gelten —
Adler in den Felsenklüften,
Seid gegrüßt! wer will euch schelten?
Und du Räuber der Abruzzen
Mit dem Dolch und mit dem Stutzen
Raube, raube frank und frei!

Wenn bei wilden Ungewittern
Wild die Wogen sich empören,
Lasse unterm Mastensplittern
Deinen schrillen Raubschrei hören,
Schlürfe Wein aus gold'nem Becher,
Schlürf' Gefahr, verwegner Zecher,
Plünd're, plünd're, mein Corsar!

Aber ihr, humane Spinnen,
Ihr loyalen Menschentödter,
Ach, man sieht das Blut nicht rinnen,
Denn die Erde wäre röther,
Als nach fürchterlichsten Schlachten:
Aus sind eure Menschenpachten,
Weil wir unbezahlbar sind!

---

3) Wintertag.

Du klarer, kalter Wintertag,
Du strenger Eistyrann,
Wie sehr dein Frost auch zürnen mag,
Ich kehr' mich nicht daran!

Hinaus! Hinaus! nun fühl' ich mich
Ein ganzer, starker Mann,
Mein Lebensmuth durchwärmet mich,
Mir selbst gehör' ich an.

Jetzt fühl' ich, daß ich für mich bin,
Mein dieses Feuerblut,
Mein dieser stolze Eigensinn,
Mein dieser trotz'ge Muth!

Ich hab' es zwar nie recht geglaubt,
Daß ich ein Opferthier:
Doch stolzer trug ich nie mein Haupt,
Denn ganz gehör' ich mir!

Gegrüßt mein Fels dort, lustig frei,
Du schierst dich nur um dich:
Es quält der fromme Menschenbrei
Um Gott sich lächerlich!

Das ist ein ander Feuerblut,
Das in uns pocht und kocht,
Kein Vampyr saugt's und unser Muth
Wird nimmer unterjocht!

Du klarer, kalter Wintertag,
Du strenger Eistyrann,
Wie sehr dein Frost auch zürnen mag,
Wir kehren uns nicht dran!

IV. Lieder nach Texten der Offenbarung. Von Otto von Wenckstern.

1.

— — — quos et ego odi! *) — —

Auch mir ist jenes Volk verhaßt,
Das Volk der „Frommen" und der „Feinen;"
Ein Volk, das heimlich schwelgt und praßt,
Da wo nicht Mond, nicht Sterne scheinen,
Der Haß im tiefsten Herzensgrund
Ist hell zur Flamme mir entglommen —
Drum bet' ich auch mit Hand und Mund:
Herr Gott! behüt' uns vor den Frommen!

*) Revelationum II. 6.

Behüt uns vor der Wölfe Schaar
Im fetten, ekeln Schaafgewande;
Herr Gott, in Gnaden uns bewahr
Vor dem Gezücht im märk'schen Sande;
Laß deiner Donnerwetter Schlag,
Laß deinen Zorn ins Ohr uns dröhnen,
Behüt' uns heut' und alle Tag
Vor gleißnerischen „Glockentönen!"

Auch mir ist jenes Volk verhaßt,
Des Landes Fluch, ein Fluch vor Allen,
Des Landes Pest, des Landes Last
Mit Taubengirren, Tigerkrallen;
Das, wie der Wüste Wind Sammum
Der Horizont im Osten röthet,
Und dessen Hauch so Ehr' wie Ruhm,
Volksglück und Männertreue tödtet. —

2.

— missurus est diabolus. *)

Im Namen Gottes! gebt o gebt,
Ihr Wittwen, gebt mir euren Heller!
Ich stehe an der Kirchenthür
Und halte meinen Betteltelter;
Ihr alten Jungfern nur heran!
Mein Heiland wird euch dafür lohnen;
Denn was ihr auf den Teller warft,
Das ist zum Wohl der Missionen.

Im Namen Gottes! gebt o gebt,
So viel ihr wollt, ihr Herrn der Heller,
Damit auch Ablaß werden mag
Durch Christi Blut und diesen Teller;
Ihr Sünder, wie soll's euch ergeh'n,
Wenn ihr nicht blecht zu Gottes Ehre?
Ein Ablaß ist's bei Leibe nicht,
Collecte nur für Missionäre.

*) Revelationum II. 10.

Geld oder Seele! steht die Schrift,
Und wär' es euer letzter Heller,
Und wär' die Armuth noch so groß,
Thut nichts, nur schnell ihn auf den Teller!
Ihr reichen Herrn, laßt euer Geld
Nur ja nicht hier im Orte laufen,
Wir wollen weit hin über's Meer
Die „blinden Heiden" damit taufen.

Um Christi Wunden gebt! o gebt!
Ob eure Brüder Hunger leiden —
S'ist einerlei! viel besser ist's,
Die Seele, als den Leib bekleiden:
Ich gebe euch mein Ehrenwort
Der Herr sieht nur das Geld im Teller,
Und wird's vergelten, darum gebt
Für Christi Wunden euren Heller!

V. Von Gustav Reinhard Neuhaus.

Stanzen.

Und wieder zieht der Frühling durch das Land,
Und wieder singt er seine schönsten Lieder,
Und wieder legt er segnend seine Hand
Auf Hain und Flur, auf Thal und Höhen nieder.
Was durch des Winters Strenge war gebannt,
Das kehret zu den heim'schen Fluren wieder.
Es jauchzet froh die Welt dem Gast entgegen
Und seinen Spuren folgen Lust und Segen.

Wie warm sein Hauch, wie süß sein holder Gruß!
Der Erde, die so lang im Schlaf befangen;
Sie wachte auf bei seinem glüh'nden Kuß
Und purpurn färbten sich die blassen Wangen!
Ha, wie nach diesem seeligen Genuß,
Ha, wie nach diesem glühenden Umfangen
Sich neu die Welt zu reichem Schmuck entfaltet
Und aus dem Tod das Leben sich gestaltet!

Sieh, wie der Himmel ist so sonnig blau! —
Der klare Strom sein leicht bewegter Spiegel.
Es grünt und blüht auf sonnbestrahlter Au,
Und Flammen lodern rings die grünen Hügel.
Was kürzlich noch des Winters Kraft so rauh
Gefangen hielt, das schwinget nun den Flügel,
Das sprenget mächtig seine schweren Ketten
Und will sich frei im Strahl der Sonne betten.

Und jubelnd jauchzt er in das weite All',
Der Frühling, schüttelnd seine Blüthenlocken:
Erhebt euch muthig aus der Sorgen Schwall,
O folgt dem Klang der hellen Freudenglocken!
Er sendet aus die süße Nachtigall,
Sie will euch zu sich in die Wälder locken;
Er läßt die Lerche jubeln über Saaten,
Sie will euch wecken nur zu neuen Thaten.

An Alle geht sein Ruf, sein Jubelklang!
An Alle seiner Sendung reicher Segen,
Was in sich fühlt zum Leben Kraft und Drang,
Was in sich fühlt der Gottheit mächtig Regen.
Er kennet keinen Unterschied noch Rang,
Er hält den Gruß der ganzen Welt entgegen:
Hinaus, Hinaus! ihr Alle seid geladen,
Ihr sollt euch froh im Strom der Freude baden!

Und viele kommen, viele fröhlich nah'n;
Es zieht dahin ein jauchzendes Gedränge!
Auf leichten Flügeln schweben himmelan
Der Freude liebumrauschte Feierklänge.
Doch wehe! von der buntbekränzten Bahn,
Warum so fern der Armen große Menge?
Und so viel' Augen, die vor Freude strahlen,
Auch wieder so viel' ungestillte Qualen?

O, sieh auf Wiesen spielen dort ein Kind
Mit Blumen, die von buntem Glanz umflossen,
Mit Blumen, so des Kindes Schwestern sind;
Nachdem es hat den süßen Duft genossen,
Streut es sie lächelnd von sich in den Wind,
Der treibt sie weg, weit wo sie sind entsprossen,
Auf harte Felsen und auf rauhe Wege,
Wo sie verwelken ohne Saft und Pflege.

So treibt der Mensch mit seinem eignen Blut,
Mit seinen Brüdern, die in Armuth leben,
Ein grausam Spiel im wilden Uebermuth:
Nachdem sie ihm ihr Schönstes hingegeben,
Dann opfert er sie seiner Launen Muth
Und läßt sie bang vor seinem Zorn erbeben.
Sie wanken hin, sie siechen und verderben
Und müssen jämmerlich vor Hunger sterben.

Sieh dort den Mann, wie grob ist sein Gewand,
Mit fleiß'ger Hand am Pflug den Boden wenden,
Den Samen streuen auf das Ackerland
Und mit der Nacht erst seine Arbeit enden.
Dann kehrt er heim, von Sonnengluth durchbrannt,
Zu seiner Hütte moosbewachs'nen Wänden;
Er hörte wohl von fern' des Frühlings Rauschen,
Doch durft er nicht den süßen Klängen lauschen.

Und was er segnend hat auf's Land gestreut,
Es wird der Erde dunklem Schooß entsprießen.
Die Sonne flammt! O, seht ein goldnes Kleid
Von stolzen Aehren um die Erde fließen!
Der süße Anblick weckt unendlich Leid,
Der Arme darf die Früchte nicht genießen;
Denn für den Reichen sind die schweren Garben,
In Noth und Elend muß der Arme darben.

Und dort das Kind; bevor die Nacht entfloh'n,
Wenn And're träumen noch auf weichen Pfühlen,
Da geht es hungernd an die Arbeit schon,
Und wenn die Kinder auf den Wiesen spielen,
Es regt die Hände für den kargen Lohn
Und muß zum Dank noch blut'ge Schläge fühlen.
Du armes Kind, zu Leid und Schmerz erkoren,
Es wäre besser, wärst du nie geboren! —

Ihr armen Kinder, hülflos krank und schwach!
Die ihr da duldet hinter der Maschine,
Naht nicht die Hülfe — kommen wird der Tag,
Da werdet ihr zur donnernden Lawine!
Da werdet tilgen ihr die bitt're Schmach,
Da wird der Reichen Blut die herbe Sühne:
Für jede Thräne eurem Aug' entglommen,
Für jeden Frühling, den sie euch genommen. —

Ein Bettelweib! im Auge, welche Pein!
Das jüngste Kind an ihren welken Brüsten:
So zieht dahin durch der Lebend'gen Reih'n
Das arme Weib, des Schmerzes starre Büste.
Ob Alles rings umher voll Sonnenschein,
Ist ihr das Land doch eine dürre Wüste,
Die Blumen und die Früchte rings, die schönen,
Sie sind nur da, das arme Weib zu höhnen.

Dort in der Stube, rußig und voll Rauch,
Auf ihrer Stirn' des Schmerzes tiefe Falten,
Und bitt'rer Groll in ihrem finstern Aug':
Am Webstuhl sieh' die schweigenden Gestalten,
Und ob sie todesmüd' am Abend auch
Zu gläubigem Gebet die Hände falten:
Es weckt der Tag sie nur zu neuen Plagen,
Und niemals will ein froher Morgen tagen.

O trübe Bilder zu der hellen Lust!
O Grabgesang bei frohem Hochzeitreigen!
Hier blickt das Auge stolz und siegbewußt,
Dort muß der Blick sich scheu zur Erde neigen,
Hier tönen Lieder aus der vollen Brust,
Dort starrt der Schmerz aus hoffnungslosem Schweigen,
Hier tausend Herzen, die vor Freude schlagen,
Dort müde Seelen, die im Kampf verzagen.

O Selbstsucht! Das dein grausenvoller Fluch!
Und deine Frucht der Menschen schwere Leiden,
Und deine Stärke Lüge und Betrug!
Du siehst in Elend deinen Bruder scheiden,
Du legst auf ihn dein kaltes Leichentuch
Und willst dich selbst in Gold und Purpur kleiden.
Du schwelgst gesättigt an dem heitern Male,
Dem Bruder reichend bitt'rer Wermuth Schale.

O Lebensfrühling mit dem Hauch so rein!
O weh' sie an, die noch der Selbstsucht fröhnen!
O weh' sie an, die Herzen, die von Stein,
Die frech das ew'ge Menschenrecht verhöhnen.
O weh' die Liebe in ihr Herz hinein!
Und laß die Menschen sich im Bund versöhnen,
Wo weder arm noch reich, noch Herr'n und Knechte
Und alle Menschen haben gleiche Rechte.

Auf daß sie Alle kommen, Alle nah'n
In schönem Chor der Menschen frohe Schaaren,
Sich frei zu wiegen auf dem sonn'gen Plan,
Sich mit der Lust des Lenzes froh zu paaren.
Um frische Kraft und Regung zu empfah'n
Rein aus dem Lebensquell, dem ewig klaren,
Vereint in buntem Wechsel zu genießen,
Was der Natur Urquell läßt ewig fließen.

VI. Brüderschaftslieder eines rheinischen Poeten.

Trotz alledem und alledem,
Es kommt die Zeit trotz alledem,
Daß rings der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen reicht, trotz alledem.
F. Freiligrath nach Robert Burns.

---

1) Jagdrecht.

Fiat justitia, pereat mundus.
Altes Sprüchwort.

Sie hatten böse Tage
Im Winter hingequält,
Die Zeit ist harte Plage,
Wenn es am Brande fehlt;
Wenn darbet Küch' und Keller,
Wenn nicht der Schornstein raucht,
Und wenn man nicht die Teller
Alltag zu spülen braucht.

Es war im Lenz; am Fenster
Da schoß die Schwalbe hin,
Es scheuchte die Gespenster
Der Lerche Lied dem Sinn.
Er sprach: gut wird es heuer,
Der Mai ist kühl und naß,
Er füllt mit Frucht die Scheuer,
Er füllt mit Wein das Faß.

Sie sah hinaus. Dort zeugte
Die Welt von junger Lust,
Den Knaben, den sie säugte,
Legt froh sie an die Brust;
Er sah so groß und offen,
Sie küßte lang das Kind:
O Glück, daß wir im Hoffen
Endlose Thoren sind.

Und sieh', der ält'ste Bube
Stürmt' athemlos herein
Laut ruft er in die Stube:
Im Felde wühlt das Schwein,
Die Jungen führt der Racker
Vom Wald in uns're Saat,
Halb ist zerstört der Acker,
Verloren ist die Maht.

Des Reichen Säu'n und Hirschen
Gibt Fraß des Armen Land;
Er nahm mit Zähnenknirschen
Die Büchse von der Wand,
Er prüfte Stein und Pfanne,
Er prüfte Schloß und Lauf,
Der Knabe zeigt dem Manne
Den Pfad am Berg hinauf.

Er schlich mit tiefem Grollen
Zur segenvollen Au,
Noch wühlte in den Schollen
Mit ihrer Brut die Sau:
Die Aerndte geht verloren,
Kartoffeln, Klee und Korn,
Hast vorig Jahr gefroren,
So hung're denn von vorn.

Er zielt; es dröhnt vom Knalle,
Der Schuß war wenig nütz,
Die Thiere flohen alle,
Es war ein Bau'r, kein Schütz;
Er schaut zum Wald' vergebens,
Vergebens lauscht das Ohr,
Da treten, Herr des Lebens,
Zwei Jäger keck hervor.

Den Jägern folgt die Meute,
Es folgt des Freiherrn Sohn,
Halo! Hier gibt es Beute,
Das ist des Tages Lohn:
Ein Wildschütz auf der Lauer,
Fluchwürdiges Vergeh'n!
Auf Schwarzwild jagt der Bauer,
Sie rufen ihm zu steh'n.
Doch was hat der zu hoffen?
Er fliehet. Eitle Müh'n!
Rücklings vom Blei getroffen
Sinkt er ins junge Grün:
So mach mit deinem Blute
Die dunkle Erde satt,
Ein Schütz von kaltem Muthe
Traf regelrecht das Blatt.
Er that's nach seinem Rechte
Von allem Frevel fern,
Denn and'res gilt dem Knechte,
Und and'res gilt dem Herrn.
Der hier sein Feld vertheidigt,
Das Brod der Armuth gab,
Hat das Gesetz beleidigt,
Drum geht er in das Grab.
Die schmucken Jäger kehren
Und rühmen sich der That:
Man muß das Volk belehren,
Dies Beispiel dien' als Rath!
Indessen ist gebrochen
Ein Aug' in stillem Schmerz,
Für Weib und Kinder pochen
Wird nimmermehr dies Herz.
So fanden Frau und Buben
Die Leich' im grünen Feld;
Ein Wehgeheul erhuben
Sie in die Frühlingswelt.
Im süßen Mai noch eben,
Wie hofftet ihr so rein,
Nun wird eu'r langes Leben
Ein öder Winter sein!

---

2) Der Weber.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.
Lied der schlesischen Weber.

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Das gibt ein schönes, langes Lein,
So blendend weiß, so zart und fein,
Bald gehst du in die Welt hinaus,
Sie schneiden manche Windel draus;
Die Armen,
Sie wirst du nicht erwarmen,
Dich trägt das Kind des Reichen!

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Du dienest noch zu manchem Kleid,
Mit Lust näht dich die schönste Maid,
Und legt' als Braut dich um die Brust
Mit blühend jungfräulicher Lust;
Die Armen,
Sie wirst du nicht erwarmen,
Dich trägt die Braut des Reichen!

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Du deckst noch manchen langen Tisch,
Dran zechen sie beim Weine frisch,
Und auf dir duften Speisen viel,
Und Sang und Jauchzen hat kein Ziel;
Die Armen,
Sie wirst du nicht erwarmen,
Dich trägt der Tisch des Reichen.

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Ach Gott, wann hört dann auf die Noth,
Wann wird die Liebe Hauptgebot,
Wann wird verbrüdert, was sich fremd:
O Lein, dann werde Todtenhemd!
Die Armen,
Auf daß sie all erwarmen,
Sei Todtenhemd der Reichen!

---

3) Der Banquier.

Und der Artikel missest du mir einen:
„Das Ehrgefühl" bei Lump und Compagnie.
Franz Freiherr Gaudy.

Die ganze Welt, sie dreht sich drum,
Das Geld, das ist die Axe,
Und klingl' ich drin, sie stehen stumm
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt die Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

Mein Weibchen schwärmt von Rang und Blut,
Von Pröbsten, Grafen, Fürsten,
Was will der blinde Uebermuth?
Ich kann sie alle bürsten.
Sie beugen sich vor meinem Gut,
Bedürfen sie Gamaschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

Mein Sohn, der faselt was vom Staat,
Er fürchtet sich vor Kriegen.
Einfält'ger Bursch! Der Könige Rath
Hab' in der Truh ich liegen,
Und ohne mich braucht kein Soldat

Nach Heldenruhm zu haschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

Die Tochter schätzt Talent und Geist,
Die schönen Seelen schnaufen,
Gesindel ist's, ich will sie meist
Mit gold'ner Münz' erkaufen;
Ich locke sie mit Austern dreist
Und mit Champagnerflaschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

Die Zeitung nimmt so oft ins Maul
Das Volk, die armen Leute,
Sie gibt im wirren Sinn nicht faul
Ihm die Geschichte heute,
Pah, reiten läßt sich wie ein Gaul,
Pah, wie ein Hund sich waschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

Die ganze Welt sie dreht sich drum,
Das Geld, das ist die Axe,
Und klingl' ich drin, sie stehen stumm
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt den Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

4) Begräbniß des Reichen.

Vox populi, vox Dei.
Altes Sprüchwort.

Fürwahr ein Leichenzug voll Pracht und Glanz,
Marschälle, Wagen, Pferde, Eichenkranz,

Am Sarge Flor und reiche Wappenschilde,
Es folgt ein langer breiter Menschenstrom,
Vieltönig dröhnt der Glockenschall vom Dom,
Der Trauermarsch erklinget ernst und milde.

Gott, welche Lüge! In der Jugend schon,
War er ein Bursch voll Bosheit, Tücke, Hohn,
Der Aeltern und der Lehrer stets betrogen,
Der hämisch alle Schurkenstreiche that;
Doch die Gespielen schwärzte durch Verrath,
Der sie aus Haß, der sie aus Neid verlogen.

Als Jüngling führt er stets das größte Maul
Und doch war er zu allen Thaten faul,
Im Munde war sein Muth und nicht im Herzen,
Scheinheilig pries er Wahrheit, pries er Recht,
Schlich aber selbst geheim, verdächtig, schlecht,
Schalt man ihn drob, feig wußt' er's zu verschmerzen.

Und Mann geworden ward er Freier gleich, —
Man hieß ihn glücklich, denn die Braut war reich,
Doch lag am Weib ihm nicht, ihm lag am Golde;
Sie kümmerte ihn höchstens noch im Bett,
Sonst trieb er Wucher, Jedem um die Wett':
Er war der treuste Knecht in Mammons Solde.

Wie grinzt er gierig stets die Münze an,
Pfui, wie er markten konnte, wie er rann,
Was hat der Schuldner nicht von ihm erduldet?
Wie münzt er frech des armen Mannes Fleiß!
An seinem Golde klebt vom Kind und Greis
Nachschreiend Blut; was hat er nicht verschuldet?

Ihn rührte nie des Hungers heis'rer Schrei,
Des Armen Krankheit war ihm einerlei,
Wittwen und Waisen schmäht' er jede Stunde,
Oft bettelte vor seinem Thor die Noth,
Doch Steine gebend sprach er: das ist Brod!
Und hetzte drauf die wohlgenährten Hunde.

Der stets der Armuth in das Antlitz spie,
Er beugte vor dem Reichern gern das Knie,
Ein Speichellecker war er bei den Großen,
Er warb um Titelkram und Ordensband:
Heut gibt der Reichthum adeligen Stand.
Wann wird man diesen alten Wahn verstoßen?

Und elend war er doch trotz allem Prunk,
Trotz Glanz und Fest; nie hat beim hellen Trunk
Ein Freund in Lust an seinem Tisch gesessen.
Wer tränke mit dem Geizhals auch den Wein?
Er starb verachtet, unbeweint, allein,
Wer ihn nicht hasset, wird ihn bald vergessen.

Wie er testirt, geht er mit Pracht zur Gruft,
Er war trotz alledem ein schnöder Schuft,
Niemals der Menschheit ew'gem Recht gewogen.
Es heißt: Von Todten redet nicht als gut!
Der Pfarrer that es hier; ich hab den Muth
Zu sagen, daß er salbungsvoll gelogen.

VII. Von Hermann Püttmann.

1) Verzage nicht!

Verzage nicht, du armes Volk!
Auch dich erwarten Ehrentage,
Wo du erheben magst dein Haupt
Und von den Schultern wirfst die Plage.
In Lumpen gingst du ewiglange,
Man höhnte dich von Jugend auf,
Gekrümmten Nackens schlichst du bange
Der Sorge steilen Pfad hinauf.

Nun aber schreite du getrost,
Hin zu der Bildung frischen Quelle,
Und trink' daraus! — das schwere Blut
Wird leicht, die blöden Augen helle.
Bewußtsein deiner Menschenehre
Kehrt in die Seele dir zurück,
Anstatt der dumpfen Geistesleere
Schwellt deine Brust der Liebe Glück.

Du sprichst: „Wie war ich thöricht doch,
Vereinsamt auf der schönen Erde,
Ringsum mich wogte Ueberfluß,
Ich aber duldete Beschwerde

Und ließ mir alle Rechte nehmen —
Des List'gen Beute, der's verstand,
Das rohe Thier in mir zu zähmen
Und Leib und Geist mit Ketten band.

„Ich bin erwacht, ich fühle Kraft —
Die Lumpen reiß ich von den Gliedern,
Aus freier Seel' die feige Angst,
Den Schlaf von meinen Augenliedern.
Der Liebe Bündniß will ich schließen,
Nicht länger haffend einzeln steh'n;
Des Lebens Wohlthat mitgenießen,
Nicht länger hungernd zu nur seh'n.

„Doch nicht vergelten will ich ihm,
Dem Reichen, daß er mich verachtet,
Zu seinem Sklaven schuf, deß Geist
Von eiteln Trieben war umnachtet.
Ich bin gerettet, bin erhoben —
Er sinkt von seiner Selbstsucht Thron,
Sein Flitterstaat ist bald zerstoben,
Geknickt sein Stolz, verhallt sein Hohn." —

So sprichst du, und das Wort wird Fleisch,
Den Heiland hast du selbst geboren,
Ich seh dich einig, muthig, frei —
Und alles Elend ging verloren.
Die neidisch miteinander rangen
Vordem, sie sind dann Brüder all;
Und fürder nur auf blüh'nden Wangen
Wird spiegeln sich der Sonne Strahl.

---

2) Die Gefangenen.

Der Aufruhr ist bezwungen,
Der Tag des Bluts vorbei,
Die Todten sind begraben,
Die Todten sie sind frei.
Die preußischen Soldaten
Haben das Werk vollbracht,
Die preußischen Soldaten
Schlugen die Weberschlacht.

Die Bayonnette blinken
Im Abendsonnenstrahl,
Schnurrbärtig stolz marschiren
Lieutenant und Corporal,
Der ritterliche Hauptmann
Sprengt muthig vor dem Heer,
Die alten Fahnen rauschen
Im Winde dumpf und schwer.

Es blasen die Trompeter:
Heil unserm König, Heil!
Das arme Volk erschrocken
Entflieht in großer Eil.
Die preußischen Soldaten
Haben viel Beut' gemacht,
An achtzig der Rebellen,
Fingen sie in der Schlacht.

Geknebelt und gebunden,
Mit trübem düsterm Sinn,
Die Herzen fast gebrochen,
So ziehen sie dahin.
Bleichgelb die hagern Wangen,
Das Auge stier und todt,
Die Adern haßgeschwollen,
Fluchend aus tiefster Noth.

So lumpig, so zerrissen —
Man führt sie vor Gericht,
Wo man im sichern Dunkel
Den Stab gelassen bricht.
So lumpig und doch trotzig —
Weh' euch! Gerechtigkeit
Bestraft die armen Sünder,
Die reichen thun ihr leid.

Mit Salbung spricht der Richter
Zum ärmlichen Geschlecht:
„Kein gräulicher Verbrechen,
Als Hochverrath am — Recht,
Dem heiligen, uralten,
Das in jedwede Brust
Christus voll Liebe senkte —
Wie euch ist wohl bewußt.

„Ihr sollt des Nächsten Habe
Nicht freventlich entweih'n,
Selbst nicht in höchsten Nöthen
Räuber und Diebe sein.
Ihr aber habt den Herren,
Die euch all'zeit ernährt,
In üpp'gem Uebermuthe
Ihr Eigenthum verheert." —

Die armen Sünder schweigen,
Das Herz von Zorn erfüllt,
Und beißen auf die Lippen,
Daß helles Blut entquillt;
Mit tiefgesenkten Wimpern
Starren sie auf die Flur,
In ihren bleichen Zügen
Von Reue keine Spur.

Doch Einer spricht: „„Herr Richter,
Urtheile nur nach Recht.
Wir Arme sind verlassen,
Die Reichen, die sind schlecht.
Die Reichen haben genommen
Uns Ehre, Glück und Ruh,
Sie sind die wahren Räuber
Und Mörder noch dazu.

„„Sie stahlen uns aus der Seele
Den frischen Lebensmuth,
Sie stahlen uns von den Wangen,
Das purpurrothe Blut;
Gern nähmen sie mit dem Hemde
Die Haut vom Leib zugleich —
Die Reichen mag verdammen
Der Gott im Himmelreich.

„„Wenn uns're Frau'n gebären,
Ein Jammer ist's, ein Grau'n,
Die armen kleinen Wesen
So kläglich anzuschau'n.
Verflucht zum Hungerleiden,
Von Anfang bis zu End',
Geboren und gestorben
Im Elend — wie man's nennt.

„„Doch sie, die reichen Herren,
Sie jubeln allezeit,
Und haben keine Sorgen,
Und kennen gar kein Leid.
An ihren Wiegen duften
Des Glückes Rosen schon,
Stolz auf den Gräbern prangen
Denkmäler uns zum Hohn.

„„Wir aber sind wie Hunde,
Die man beliebig tritt;
Wir aber sind wie Würmer,
Zerdrückt von jedem Schritt.
Und sprechen wir von Hunger,
Und fordern wir uns Brod,
So heißt's: Heu müßt ihr fressen
Dereinst noch in der Noth.

„„Drum haben wir's gewaget,
Und wagen's noch zur Stund',
Die Reichen zu verderben,
Und gingen wir all' zu Grund.
Und können wir nicht werden
Gleich ihnen froh und reich,
So sollen sie gezwungen,
Arm werden und uns gleich!""

Der Richter spricht gelassen,
Das milde Urtheil drauf:
In's Zuchthaus sie zu führen,
Nach des Gesetzes Lauf.
Fünf Jahre und auch zehen,
Das ist fürwahr nicht schwer,
Es waren ihrer achtzig —
O wären's ihrer mehr!

Im Zuchthaus lebt sich's besser,
Als im Gebirge dort,
Die hung'rigen Gesellen,
Sehnen sich nimmer fort.
Viel milder sind die Büttel,
Als ihre frühern Herrn,
Und da sie's Salz verdienen,
Arbeiten sie auch gern.

Drum singen sie im Chorus:
„Heil unserm König, Heil! –
Er läßt uns hier nicht darben,
Gibt Jeglichem sein Theil.
Wir wollen ihn beloben
Und flehen immerfort:
Daß alle uns're Brüder
Einziehn in diesen Ort!“ –

---

3) Der Winter.

Eiszacken blitzend hangen
Im dunkelgrünen Tann,
Gebirg und Thäler ruhen
Unter des Winters Bann.
Das Blut erschlag'ner Weber
Ist tief im Schnee versteckt,
Ein weißes Leichenhemde
Ganz Schlesien bedeckt.

Juchhei! — die Fabrikanten
Sind wieder oben auf.
Die Furcht hat sie verlassen,
Sie prassen drauf und drauf.
S'ist wieder wie beim Alten:
Die Herren säckeln ein,
Die armen Sklaven darben
Und möchten begraben sein.

In Hütten kaltes Elend,
Im Palast glühende Lust,
Dort bittere Verzweiflung,
Hier Hohn in jeder Brust.
Die blutige Emeute,
Wird allgemach verlacht,
Der Schaden für die Reichen
Ist bald ja eingebracht.

Die preußischen Soldaten,
Sind allzeit consignirt;
Die preußischen Spione,
Haben sich einquartirt;
Der Polizeidirector,
Ist doppelt fein und schlau;
Ja, selbst der Herr Minister,
Hält eine Armenschau.

Der Pfaff von Langenbielau
Donnert sich zornesroth,
Nach ihm sind alle Armen
Selbst Schuld an ihrer Noth;
Geduldig stets beim Schinden,
Das sei ja Christenpflicht;
Und wer seine Schwäger hasse,
Ererb' den Himmel nicht. —

Das hilft — die armen Teufel
Ducken sich wiederum,
Sie lungern und sie hungern,
Sind wie das Vieh so stumm.
Das hilft — fast ohne Klage
Bricht ihnen still das Herz;
Und dumpfe Racheschwüre,
Retten sich himmelwärts.

Das hilft — nur hin und wieder
Wagt's Einer frei und frank,
Sich heimlich zu — erhängen —
Wohl ihm, wenn es gelang!
Und ob auch jezuweilen
Ein Menschenkind erfriert —
Die Ruhe und der Frieden
Des Staats sind garantirt.

Juchhei! die Fabrikanten,
Sitzen am warmen Heerd
Und reiben sich die Hände,
Und schau'n sich an verklärt:
„Das wäre überstanden —
Wir halten das Geld im Sack,
Die preußischen Kugeln zwangen
Das lumpige Weberpack!"

———

4) Rübezahl.

Der Frühling ist gekommen! —
Mit seinem Rosenmund
Küßt er die kranke Erde
Und sie wird flugs gesund.
Blätter und Blüthen springen
Aus Busch und Feld hervor,
Von allen Zweigen schwingen
Die Vöglein sich empor.

Der Bach beginnt zu plaudern,
Er schwieg wohl lange Zeit,
So dumpf war ihm zu Muthe
Unter dem Panzerkleid.
Der Wolken Freudenthränen
Träufeln auf grüne Flur,
Die Sonne grüßt so munter
Die ganze liebe Natur.

Sieh! Drinnen im Gebirge
Der Rübezahl erwacht,
Mit seinen Geisteraugen
Schaut er die holde Pracht:
Er lächelt — voll Behagen
Trinkt er die süße Luft,
Und wiegt die alten Locken
In junger Veilchen Duft: —

„Wohlan, die Menschenkinder,
Sie leben nett und fein —"
So spricht er — doch mit Staunen
Hält er dann plötzlich ein:
Am Wege unten sieht er
Den ärmsten Bettler steh'n,
Und einen reichen Herren
Ihm stolz vorüber geh'n.

„Nun, was ist das? wahrhaftig,
Den Augen trau' ich kaum —
Quält denn die Menschenkinder
Noch stets der böse Traum?
Sind sie noch stets geschieden
Durch Haß in Reich und Arm?
Und schafft der Fluch des Goldes
Noch einzig Stolz und Harm?

„Die Thoren! Schon seit lange
Glaubt' ich sie glücklich — frei,
Von aller Schmach erlöset
Durch brüderliche Treu';
Allein noch immer fanden
Der Liebe Pfad sie nicht,
Und liegen sich in den Haaren,
Und schlagen sich in's Gesicht.

„Warum nicht folgt der Arme
Der Blumen Beispiel nach?
Sie kleiden sich in Seide
Und Sammet jeden Tag.
Er aber geht in Lumpen
Jahrein, jahraus daher —
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort wär' nicht schwer.

„Der Reiche lebt ein Schrecken
Auf dieser Erde hier,
Zum Raube muß er ziehen,
Gleichwie ein wildes Thier.
Und stets aus seiner Freude
Entspringt des Bruders Leid. —
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort läg' nicht weit.

„So kann's jedoch nicht bleiben,
Die Menschen dauern mich —
Sie sind so wohlgeboren
Und schänden selber sich.
Im Bilde muß ich warnen
Und will ich Trost verleih'n,
Die Zukunft wird das Wahre
Schon trennen von dem Schein."

Im Palast sitzt der reiche,
Hartherz'ge Fabrikant,
Weinselig mit dem vollen
Champagnerglas zur Hand.
Die Augen werden ihm trübe,
Er gähnt — und schlummert ein.
Der Berggeist läßt ihn träumen,
Zur Warnung soll es sein.

Es dünkt den trunk'nen Schläfer,
Daß er im Golde wühl',
Mit funkelnd gier'gen Blicken
Und seligem Gefühl.
Da plötzlich vor'm Palaste,
Tönt dumpfes Wuthgebrüll —
Zitternd und voll Entsetzen
Hält er im Zählen still.

Die Fensterscheiben klirren,
Die Thüren sprengt man ein —
Was ist's? die lumpigen Weber
Dringen mit Macht herein.
Voran ein wilder Bursche,
Kräftig und hochgebaut,
An der Kehle faßt er den Reichen,
Spricht zu ihm donnernd laut:

„Du schuftig feister Schlemmer!
Mißlang es einmal zwar,
So soll's uns *nun* gelingen,
Wir *haben* dich, fürwahr!
Du filziger Blutsauger!
Das *Vorspiel* half dir nicht,
Du wirst so lange schinden,
Bis man den Hals dir bricht.

„So sei's! *Vergeltung* ruf' ich
Und würge dich zur Stund' —
Meinen Vater ließest du hungern,
Meine Mutter ging zu Grund,
Ich selber bin verdorben —
Du aber warst stets wohl
Und höhntest uns im Elend — —
Daß dich der Teufel hol'!"

Ein Griff — des Reichen Antlitz
Wird braun und blau und grün,
Die Augen rollen im Kreise,
Die Seele möcht' entflieh'n,
Er krümmt sich, zuckt und zappelt —
Vor seinem Blick wird's Nacht —
Die Zung' tritt aus dem Halse — —
Da — stöhnt er und erwacht. —

Vom Palast zieht der Berggeist
Zur Hütte ein geschwind:
Ein junges Weib in Thränen,
Ruht dort mit ihrem Kind.
Sie liegt auf hartem Strohe,
Sie liegt dort fast entblößt,
Der Tod hat ihren Gatten
Von allem Leid erlößt.

Der Berggeist läßt sie träumen,
Zum Troste, nicht zur Qual,
Er leitet sie allmälig
Fern in der Zukunft Thal.
Erst sieht sie ihren Knaben,
Er wächst so frisch empor,
Die gold'nen Locken wallen,
Die Brust tritt stolz hervor.

Dann ist er Mann geworden
Voll edler Kraft, voll Muth,
Sie hört ihn jubelnd rufen:
„Mutter, bald ist es gut!
Die Menschen sind nun besser,
Als da mein Vater lebt',
Wonach sie ewig rangen,
Bald haben sie's erstrebt:

„Das Glück ...! siehst du, man suchte,
Es vordem einzeln nur,
So war es nicht zu finden,
So floh uns die Natur.
Die Liebe ist's — verbunden
Sind wir ja Alle reich,
Nicht Einer mehr als Andre,
Nein, Alle, weil wir gleich!"

Er hatte Recht — denn Wunder!
Die Schlummernde erblickt'
Den Sohn des reichen Schinders
(Der ihren Mann gedrückt
Und elend ließ verschmachten —)
Mit ihrem Hand in Hand —
Sie schienen treue Brüder
Von Ewigkeit verwandt.

Auch sah sie mit Erstaunen,
Daß ihres Sohnes Kleid
Nicht schlechter als des Andern,
So braucht' es keinen Neid.
Sie selbst auch schien verwandelt,
Mit ihr die Armen all',
Verschwunden war die Sorge,
Des Tages Plack und Qual.

In allen Scheunen glänzte,
Des Sommers reife Frucht,
Es bogen sich die Bäume
Unter des Obstes Wucht;
Frohlocken und Entzücken
Die ganze Welt umschloß,
Aus keinem Menschenauge
Des Schmerzes Zähre floß.

„„Mein Sohn, bin ich im Himmel?““
Frug da die arme Frau.
Er aber sprach: „Mit Nichten,
„Auf Erden bist du, schau:
Die Erde ist der Himmel,
Wenn Gott auf Erden weilt,
Und Gott ist nur die Liebe,
Die alles Glück ertheilt.

„Der Haß hatt' uns zerrissen,
Der Haß bracht' uns den Tod;
Seit wir zusammenhalten,
Sind alle frei von Noth!“ —
Da schluchzte sie vor Wonne,
Und schlang um ihn den Arm —
Der Berggeist ließ sie träumen
Zum Troste, nicht zum Harm.



















